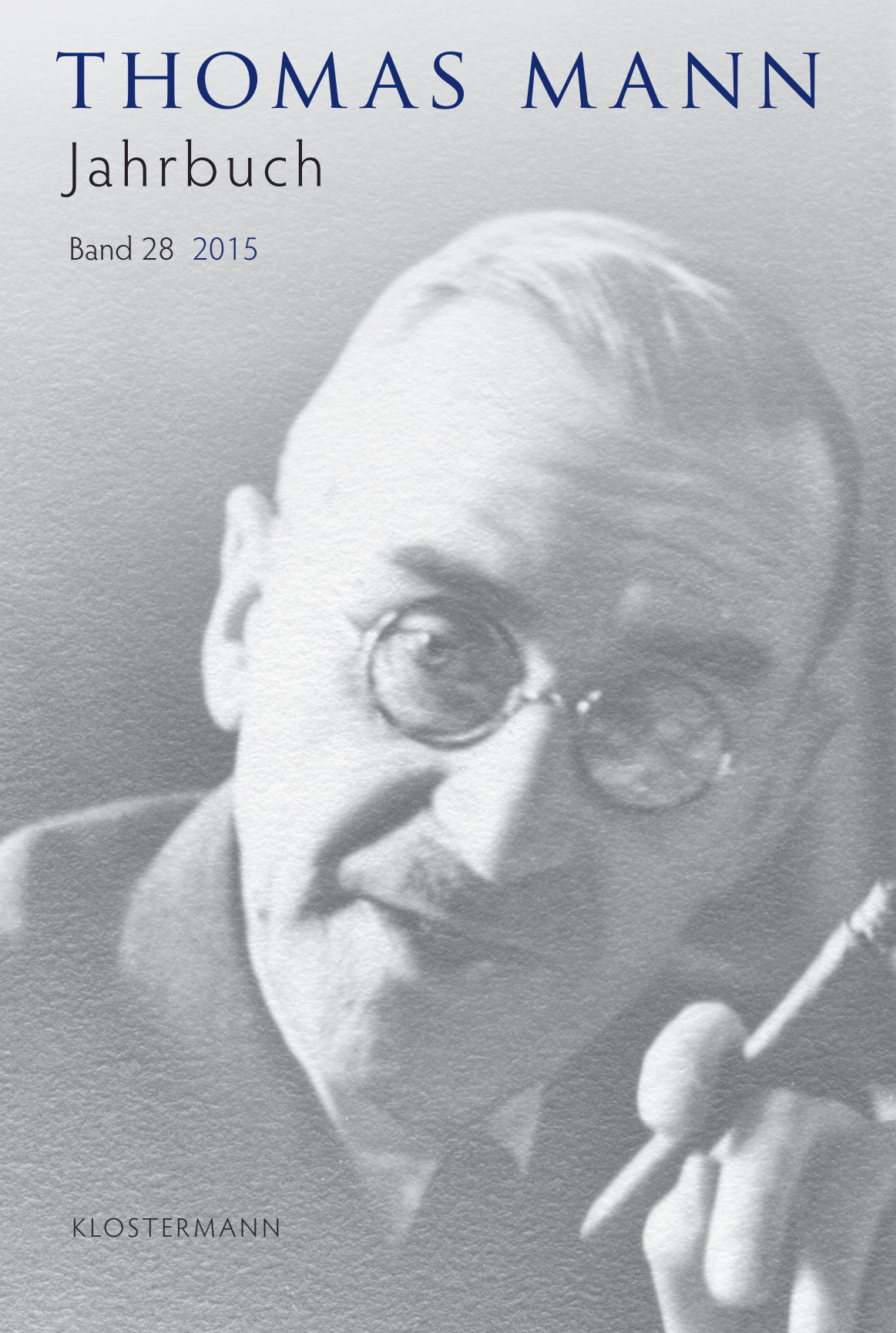
THOMAS MANN
Jahrbuch

Band 28 2015



KLOSTERMANN

Thomas Mann Jahrbuch Band 28

THOMAS MANN
Jahrbuch

Band 28 2015

Begründet von
Eckhard Heftrich und Hans Wysling

Herausgegeben von
Katrin Bedenig und Hans Wißkirchen

KLOSTERMANN

Herausgegeben in Verbindung mit der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft,
Sitz Lübeck e.V. und der Thomas Mann Gesellschaft Zürich

Redaktion und Register: Silke Schulenburg

© Vittorio Klostermann GmbH Frankfurt am Main 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung.
Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in einem
photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter Verwendung
elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu verbreiten.
Gedruckt auf Alster Werkdruck der Firma Geese, Hamburg,
alterungsbeständig ISO 9706 und PEFC-zertifiziert
Satz: post scriptum, www.post-scriptum.biz
Druck: Wilhelm & Adam, Heusenstamm
Printed in Germany
ISSN 0935-6983
ISBN 978-3-465-03904-4

Inhalt

Vorwort 7

»Fest der Erzählung. Thomas Manns *Joseph und seine Brüder*« –
Vorträge des Internationalen Thomas Mann-Kolloquiums der
Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft 2014 in Lübeck

Dieter Borchmeyer: »The Modern Divine Comedy«. Die Wirkung
der *Joseph*-Romane in Europa und Amerika 1930–1950 9

Jan Assmann: Mose gegen Hitler. Die Zehn Gebote als
antifaschistisches Manifest 47

Miriam Albracht: Die Gefährdung der patriarchalen Ordnung.
Keuschheit und Sexualität in Thomas Manns Roman *Joseph und
seine Brüder* 63

Matthias Löwe: Hobbyforscher, Märchenonkel, Brunnentaucher:
Der unzuverlässige Erzähler in Thomas Manns Josephsromanen und
seine ästhetische Funktion 75

Katja Lintz: Subversivität als Prinzip modernen Erzählens in
Thomas Manns *Joseph und seine Brüder* 97

»Thomas Mann und der Erste Weltkrieg« –
Vorträge der Jahrestagung der Thomas Mann Gesellschaft Zürich 2014

Heinrich Detering: Das Akut-Männliche. Thomas Manns
Gedanken im Kriege und ihre Vorgeschichte 115

Georg Kreis: Die politischen Gemeinplätze in den *Betrachtungen
eines Unpolitischen*. Zu Thomas Manns Rechtfertigen des Kriegs
von 1914–1918 129

Laudationes

Verleihung der Thomas-Mann-Medaille
der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft 2014
Helmut Koopmann: Laudatio auf Thomas Sprecher 147

Thomas Sprecher: Dank für die Verleihung der Thomas-Mann-Medaille 159

Abhandlungen

Armando Caracheo: Hans Castorp and the Mechanization of Nature 167

Rolf Selbmann: München liegt am Meer. Literarische Topographie zwischen Kurischer Nehrung und italienischer Riviera bei Thomas und Klaus Mann 197

Simon Wirthensohn: Spuren der *Buddenbrooks* in Joseph Roths *Radetzkymarsch* 211

Martin Weichmann: »In hochachtungsvoller Ergebenheit an … den Bolschewismus«. Thomas Manns Kampf für Meinungsfreiheit und Humanität im Schulterschluss mit der Roten Hilfe 231

Walter Ludwig Schomers: Einführung in die Ausstellung »Thomas Mann und Frankreich« im Goethe Museum Düsseldorf 253

Aus der Forschung

Katrin Bedenig: *Thomas-Mann-Archiv Online*. Neue Recherchemöglichkeiten eröffnen neue Themenfelder für die Thomas-Mann-Forschung 267

Anhang

Siglenverzeichnis 271

Thomas Mann Werkregister 273

Personenregister 275

Die Autorinnen und Autoren 288

Auswahlbibliographie 2013–2014 289

Mitteilungen der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft, Sitz Lübeck e.V., für 2015 299

Mitteilungen der Thomas Mann Gesellschaft Zürich für 2015 301

Vorwort

Thomas Manns Tetralogie *Joseph und seine Brüder* war Thema der Jahrestagung im September 2014 der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft in Lübeck. Dabei hatte die Gesellschaft zu dem Kolloquium erstmals nicht nur ausgewiesene Experten als Referenten eingeladen, sondern sich mit einem *Call for Papers* darüber hinaus bemüht, noch mehr junge Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler als bisher für das Vortragsprogramm zu gewinnen. Die Resonanz war erfreulich und die meisten der im September im Festsaal der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit gehaltenen Vorträge finden sich nachfolgend abgedruckt.

Im zweiten Teil des vorliegenden Bandes werden die Vorträge der Jahrestagung der Thomas Mann Gesellschaft Zürich vom Juni 2014 wiedergegeben. Sie widmete sich unter dem Titel »Thomas Mann und der Erste Weltkrieg« anlässlich des 100. Jahrestags des Kriegsausbruchs Thomas Manns geistigem Weg in und durch die Kriegsjahre 1914–1918.

2014 wurde im Rahmen der Lübecker Tagung die Thomas-Mann-Medaille an Thomas Sprecher verliehen. Die Laudatio von Helmut Koopmann sowie die Dankesrede von Thomas Sprecher finden sich im Anschluss an die Vorträge der beiden Jahrestagungen abgedruckt.

In der Rubrik »Abhandlungen« reicht das Spektrum vom Thema der Naturwissenschaften im Werk Thomas Manns bis hin zu Thomas Manns Bezug zu Frankreich. Erstmals drucken wir mit dem Beitrag von Armando Caracheo einen Essay in englischer Sprache ab. Wir möchten damit der zunehmenden Internationalisierung der Thomas Mann-Forschung Rechnung tragen und ihr auch im Jahrbuch den notwendigen Raum gewähren.

In der Rubrik »Aus der Forschung« gibt Katrin Bedenig einen Ausblick auf neue Rechercheformen und daraus ableitbare neue Forschungsthemen am Beispiel von Thomas-Mann-Archiv Online.

Wie immer wird der Band abgeschlossen durch die Auswahlbibliographie, die die Berichtsjahre 2013 bis 2014 umfasst, sowie die Mitteilungen der Gesellschaften aus Lübeck und Zürich.

Die Herausgeber

Dieter Borchmeyer

»The Modern Divine Comedy«

Die Wirkung der *Joseph*-Romane in Europa und Amerika 1930–1950

Die Wirkungsgeschichte der Josephsromane ist komplexer und verläuft komplizierter als bei allen anderen Werken Thomas Manns.[1] Das hängt natürlich vor allem mit der langen Zeitdauer des Erscheinens der vier Romane zusammen. Jeder von ihnen hat seine eigene Wirkungsgeschichte. Und diese ›Geschichten‹ unterscheiden sich in vieler Hinsicht fundamental, da – durch die Zeitereignisse bedingt – die beiden ersten Romane noch in Deutschland (1933/34), der dritte in Wien (1936) und der vierte in Stockholm (1943) erscheinen. Der erste Roman kann trotz der nationalsozialistischen ›Machtergreifung‹ und der (von ihm selbst noch nicht als solche öffentlich zugestandenen) Emigration des Autors noch relativ unbehindert in Deutschland rezensiert werden, der zweite schon mit größeren Einschränkungen, beim dritten, der nicht mehr in Deutschland erscheint, ist an eine wirkliche ›Presse‹ hierzulande nicht mehr zu denken, obwohl er noch mit einigen Hindernissen ausgeliefert und gelesen werden kann, der vierte schließlich erreicht in Deutschland (in den nächsten sechs Jahren) so gut wie keine Leser mehr und kann vor Kriegsende erst recht nicht mehr rezensiert werden.

Von einer unmittelbaren Wirkungsgeschichte der Romane in Deutschland kann also nur bei den beiden ersten, beim dritten nur sehr bedingt und beim vierten bis 1949 eigentlich nicht geredet werden. Anders sieht es mit der deutschsprachigen Kritik außerhalb Deutschlands, zumal in Österreich (wo sie beim vierten Roman aber auch verstummen muss) und in der Schweiz sowie in den deutschsprachigen Rezensionsorganen in Ungarn, der Tschechoslowakei und in den Exilzeitschriften aus. Die Wirkungsgeschichte verlagert sich also von Roman zu Roman immer mehr ins Ausland, schon beim dritten dominiert ganz die Exil-Rezeption sowie die Kritik des europäischen Auslands und vor allem auch Amerikas, und sie internationalisiert sich beim vierten Roman schließlich vollständig. Erst 1949, als der vierte Roman endlich in Deutschland

[1] Eine erste Sichtung der Wirkungsgeschichte der *Joseph*-Romane, weithin auf die Rezeption im deutschsprachigen Raum konzentriert und mit einem Quellenanhang versehen, stammt von Hans Wißkirchen: Sechzehn Jahre. Zur europäischen Rezeption der Roman-Tetralogie »Joseph und seine Brüder«, in: »Die Beleuchtung, die auf mich fällt, hat … oft gewechselt.« Neue Studien zum Werk Thomas Manns, hrsg. von dems., Würzburg: Königshausen & Neumann 1991, S. 85–145.

erscheint, setzt dessen verspätete Rezeption hierzulande (zunächst in der Bundesrepublik) ein, nunmehr zusammen mit dem Blick auf die gesamte Tetralogie.

Die Josephsromane bilden aber auch insoweit einen Sonderfall in der Wirkungs- und Resonanzgeschichte der Werke Thomas Manns, als sie gewissermaßen ihre eigene Rezeptionsgeschichte implizieren, die späteren Romane die Wirkungsgeschichte der früheren reflektieren, da die Briefe, Gespräche und Rezensionen über die bereits erschienenen Romane die Konzeption der noch nicht erschienenen immer wieder beeinflussen – so wie die eigenen Äußerungen Thomas Manns, die ›Selbstrezensionen‹ seiner Romane, wiederum die Kritik prägen, ja diese sichtlich zu steuern suchen. Der dritte und der vierte Roman sind so auch eine (Rück-)Wirkung der Wirkungsgeschichte. Zwischen Roman und Kritik ereignen sich dergestalt wiederholte Spiegelungen. In den folgenden Ausführungen können nur einige Schlaglichter auf die komplexe Wirkung der Josephsromane in Europa und Amerika geworfen werden. Deren extensive Darstellung bleibt der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe vorbehalten.[2]

I. Die Geschichten Jaakobs

Erste Reaktionen

Die unmittelbare Wirkungsgeschichte der Josephsromane setzt bereits vor Erscheinen des ersten Romans aufgrund der Vorabdrucke und Lesungen Thomas Manns ein, zu denen er manchen Brief und manche mündliche Würdigung erhält. Vorrezensionen des noch nicht veröffentlichten Romans erscheinen bereits 1932 und im Frühjahr 1933.[3] Schon bevor der erste Roman erscheint, ist zumal in Ungarn (wo die erste Übersetzung gleichzeitig mit dem deutschen Original herauskommt) und in der Tschechoslowakei das Interesse an den *Geschichten Jaakobs* hellwach. So erscheinen auch die ersten ausländischen Rezensionen des Romans in der ungarischen Presse (teils deutsch, teils ungarisch) in erklecklicher Zahl gleichzeitig mit den Besprechungen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, teilweise sogar schon einige Tage früher.

Nach dem Erscheinen der *Geschichten Jaakobs* am 10. Oktober 1933 verzeichnet das Tagebuch Thomas Manns genau die eingehenden Briefe von Freunden und Bekannten. Vor allem aber die öffentliche Aufnahme wird vom

[2] Der folgende Aufsatz ist eine stark gekürzte Version des Rezeptionskapitels der GKFA.

[3] Vgl. Harry Matter: Die Literatur über Thomas Mann. Eine Bibliographie 1898–1969, 2 Bde., Berlin (Ost)/Weimar: Aufbau 1972. Die Nummerierung der dort aufgeführten und bibliographisch nachgewiesenen Titel wird im Folgenden im Text angegeben.

Autor und vom Verleger in der heiklen Situation, in der sich beide befinden, mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Gottfried Bermann Fischer schickt Thomas Mann immer wieder Besprechungen in die Schweiz und schenkt ihm bei einem persönlichen Besuch zu Weihnachten ein einmaliges Dokument: eine edel gebundene Mappe mit Besprechungen, die sich im Zürcher Archiv erhalten hat.[4] Die Fülle der Artikel zeigt, wie breit und relativ ungehindert die *Geschichten Jaakobs* noch öffentlich besprochen werden konnten. Tatsächlich kann der Roman nicht nur in den Buchhandlungen – »sogar in München« (Tb, 17. 10. 1933) – ausliegen, sondern wird von den namhaftesten Kritikern der Weimarer Republik besprochen werden; und zustimmende Rezensionen sind durchaus möglich. Fast neun Monate nach der ›Machtergreifung‹ scheint sich die literarische Presse einer Gleichschaltung noch nicht gänzlich gebeugt zu haben.

Der Verlag des jüdischen Gründers Samuel Fischer befand sich mit der Veröffentlichung des Romans eines erklärten Widersachers des Nationalsozialismus, der den neuen Machthabern längst ein Dorn im Auge war, noch dazu eines Romans mit dezidiert jüdischer Thematik, in bedeutenden Schwierigkeiten. Zwar gehörte Thomas Mann nicht zu den verbotenen Autoren und er verzichtete nicht zuletzt mit Rücksicht auf den Verlag vorerst darauf, sich öffentlich zur Emigration zu bekennen, aber jedermann wusste, weshalb er sich – nach dem »Protest der Richard-Wagner-Stadt München« gegen seine Festrede aus Anlass des 50. Todestages Wagners – im Ausland ›aufhielt‹. Deshalb versuchte der Verlag, mit einer sich der völkischen Ideologie andienenden Verlagsankündigung vom Oktober 1933 der zu erwartenden Kritik der nationalsozialistisch infiltrierten Presse zuvorzukommen, sie prophylaktisch zu konterkarieren – vergebens, wie die Reaktionen der völkischen Literatur-›Kritik‹ zeigen. Thomas Manns Roman wird in der Ankündigung als ein »heroisches Unterfangen« dargestellt, als »das Epos der heldischen und zugleich priesterlichen Ackerbauer und Staatengründer. Man dient und schafft auf der Scholle, und feiert im Herzen mit Göttern und Dämonen«, kurz und gut: als eine rechte Blut und Boden-Ausgeburt. Davon hat sich die nationalsozialistische Kritik nicht beeindrucken lassen, wohl aber die kommunistische. So bezieht sich Ernst Ottwalt in der Exilzeitung *Neue deutsche Blätter* (Jg. 1, Prag 1933; Matter 5810) auf eben diese Sätze und folgert, leider sei »dieses Buch nicht unschuldig daran, daß man bei einer Beschreibung seines Inhalts so zwanglos in die bösartige Terminologie neudeutscher Literaturkritik hinübergleiten kann.«[5]

[4] Rezensionen, die in dieser Sammlung enthalten sind, werden im Text mit dem Hinweis ›Mappe‹ versehen.

[5] Wieder abgedruckt in Klaus Schröter: Thomas Mann im Urteil seiner Zeit. Dokumente

Thomas Mann steht in den Jahren 1933–1936 zwischen zwei ideologischen Fronten, die sich auch in der Kritik an den beiden ersten Josephsromanen manifestieren. Die völkische Kritik befehdet den Emigranten, die Exilkritik den Autor, der sich noch nicht zur Emigration bekennt. Und beide Seiten machen nun die Josephsromane zum Exempel seiner politisch-moralisch-ästhetischen Unzuverlässigkeit. Von rechts wie links werden sie weniger als Kunstwerk denn durch die ideologische Brille wahrgenommen. Nachdem der S. Fischer Verlag seinen Sitz von Berlin nach Wien verlegt und Thomas Mann nun unmissverständlich sein Bekenntnis zur Emigration abgelegt hat (mit den bekannten Folgen seiner Ausbürgerung und dem Entzug der Ehrendoktorwürde der Universität Bonn Ende 1936), ändern sich zwar nicht die Tendenzen der völkischen Kritik, sie verschärfen sich vielmehr erheblich, sehr wohl aber diejenigen der linken Exilkritik, deren Ansichten sich teilweise – wie das Beispiel des kommunistischen Kritikers Alfred Kurella zeigt – um hundertachtzig Grad drehen. Hugo Huppert resümiert 1937 in den Moskauer *Deutschen Blättern* der *Internationalen Literatur*:

> Jeder Schritt Thomas Manns seit Dreiunddreißig ist im Reich und in der Emigration zum Gegenstand der freund- und feindlichen Erörterungen geworden: beide Seiten – die versöhnliche [die seine Rückkehr nach Deutschland erstrebte] und die unversöhnliche – hofften und rechneten auf ihn, mit wechselnder Wahrscheinlichkeit. Thomas Mann war ein vielumstrittener Index der kulturpolitischen Aussichten der Hitlerdiktatur. Jeder Anschein einer Neutralität in seinem Verhalten hatte Angriffe von hüben und drüben zur Folge, bis die sichere Kraft des Charakters, die Treue eines unabhängigen Schöpfertums jene Situation schuf, da Thomas Manns staatsbürgerliche Exkommunizierung aus dem Dritten Reich den folgerechten Schlußstrich zog.[6]

Innerdeutsche Kritik: die bürgerlich-konservative Presse

Betrachtet man die zahlreichen Rezensionen der *Geschichten Jaakobs*, die in dichter Folge im Spätherbst 1933 in Deutschland erschienen, so durchmessen wir das ganze ideologische und ästhetische Spektrum, das sich im ersten Jahr der nationalsozialistischen Diktatur in der Zeitungslandschaft noch zeigen konnte. Eine der ersten Besprechungen stammt von Dettmar Heinrich Sarnetzki in der Literaturbeilage der *Kölnischen Zeitung* vom 15. Oktober 1933 (»Ein biblisches Epos von Thomas Mann«; Matter 5780).[7] Seit 1913 Feuilleton-

1891–1955, Hamburg: Wegner 1969, S. 229. – Ottwalt zitiert hier aus Thomas Manns Brief an die Wiener *Arbeiter-Zeitung* vom 25. 10. 1933.

[6] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 287.

[7] Ebd., S. 214–217.

chef der *Kölnischen Zeitung*, war Sarnetzki einer der einflussreichsten Kritiker im Rheinland. Aus seiner national-konservativen Haltung hat er nie einen Hehl gemacht. Sarnetzki lässt in seiner Rezension keinen Zweifel daran, dass die »deutsche Gegenwart« Thomas Mann trotz seines Weltruhms heute »erheblich kritischer« gegenüberstehe als früher, nicht nur dem kosmopolitisch-pazifistisch-republikanischen Essayisten, sondern auch »dem repräsentativen Typ eines absinkenden Bürgertums und dem Vertreter jener intellektualistischen Epik, die, dem Volkstum entfremdet, sich in abseitiger Geistigkeit und einem formalen l'art pour l'art verlor«.

Der Rezensent beruft sich ausdrücklich auf die von Josef Ponten 1924 um Thomas Mann entfachte Debatte, ob er »Dichter« oder »Schriftsteller« sei,[8] deren Spuren die *Joseph*-Kritik in Deutschland nachhaltig – bis hin zu den Rezensionen der Josephsromane nach 1949 – bestimmen. Die von Ponten in seinem *Offenen Brief an Thomas Mann* entwickelte Typologie des Schriftstellerischen und Dichterischen wird in der Folgezeit immer wieder von rechtskonservativer und völkischer Seite aufgegriffen, so eben auch von Sarnetzki. Dichter, so konstatiert dieser, ist nur, wer eins ist mit »des Volkes Seele«, seine »Volkszugehörigkeit« bekennt. Der entscheidende Einwand von Sarnetzki gegen die Josephsromane ist, dass Mythos und Logos – im Gegensatz zu Thomas Manns Bestreben, beide zu versöhnen – unvereinbar seien.

In eine ähnlich skeptische, die Bibel gegen Thomas Manns biblisches Epos ausspielende Richtung weisen auch die Rezensionen anderer prominenter Kritiker der Weimarer Republik. Der renommierteste unter ihnen ist zweifellos Bernhard Diebold gewesen, neben Herbert Ihering und Alfred Kerr der einflussreichste (Theater-)Kritiker der Weimarer Republik. Schweizer von Geburt kehrte er, der Anfang 1935 aufgrund seiner jüdischen Herkunft Arbeitsverbot erhielt, nach zwei Jahrzehnten als Kritiker der *Frankfurter Zeitung* in seine Heimatstadt Zürich zurück. In seinem Artikel »Olympia des Geistes« in der *Frankfurter Zeitung* vom 16. Mai 1933 hat er noch die NS-Machthaber nachdrücklich davor gewarnt, Thomas Mann aus dem deutschen Geistesleben auszustoßen. Gleichwohl hatte er selbst schon den *Zauberberg* in seiner Rezension vom 19. Dezember 1924 missfällig besprochen,[9] mit den üblichen Vorbehalten der deutschen Kritik gegenüber Thomas Manns angeblicher ›Kälte‹ und reinen Artistik, dem Überwuchern der Handlung durch analytische und essayistische Elemente, kurz: all den Elementen narrativer Modernität, die Thomas Mann mit der europäischen Moderne und Avantgarde verbinden. All diese Befremdlichkeiten sieht Diebold in den *Geschichten Jaakobs* wiederkehren. Seine

[8] Vgl. Hans Wysling (Hrsg.): Dichter oder Schriftsteller? Der Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Josef Ponten 1919–1930, Bern: Francke 1988 (= TMS VIII).

[9] Vgl. 5.2, 111 f.

Rezension in der *Frankfurter Zeitung* vom 25. Oktober 1933 (»Thomas Mann unter den Patriarchen«; Matter 5791) ist in ihrer Skepsis gegenüber Thomas Manns ›Humanisierung‹ und Psychologisierung des Mythos bei allem unverhohlenen Respekt gegenüber dem gigantischen Romanentwurf ein deutlicher Verriss. Obwohl Thomas Mann sich doch die Vermenschlichung des Mythos zum Ziel gesetzt hat, empfinden wir nach Diebold mit seinen Menschen keine »Sympathie«, keine »Menschverbundenheit«; sie lassen sich nicht »lieben«. Und das gründe nicht zuletzt in dem Zuviel an Psychologie. Hat Thomas Mann doch seit Beginn seiner Arbeit an den Josephsromanen ausdrücklich nach der Verbindung von »Psychologie und Mythus« gesucht, wie schon die *Pariser Rechenschaft* von 1926 bezeugt, in der er diese Verbindung polemisch gegen Alfred Baeumler verteidigt (15.1, 1160). Diebolds Fazit: Mit der einen Ausnahme der Liebesgeschichte zwischen Jaakob und Rahel beschwöre Thomas Mann nur einen – und das sind die letzten Worte der Kritik – »toten Mythus«.

Offensichtlich in unmittelbarer Reaktion auf Diebolds Kritik an seiner Psychologisierung des Mythos schreibt Thomas Mann seinen Brief über Kokoschkas Zeichnungen zu den *Geschichten Jaakobs*, der im Novemberheft des *Wiener Kunstwanderers* erscheinen wird. Hier erklärt er die »Vereinigung von Mythos und Psychologie« (X, 915), welche drei Jahre später in der Freud-Rede (*Freud und die Zukunft*, 1936) programmatisch entfaltet wird, geradezu zur Leitidee seiner Josephsromane und steuert so wirkungsvoll ihre weitere Rezeption. Ein Musterbeispiel dafür, wie die Wirkung des Romans in denselben zurückkehrt.

Bermann Fischers Rezensions-Mappe für Thomas Mann hat auch eine ganze Reihe durchaus positiver, ja emphatischer Kritiken gesammelt. Und hier zeigt sich, dass wir an der Peripherie der deutschen Zeitungslandschaft vielfach doch noch die Rezensionsqualität finden, die Thomas Mann in ihrer Mitte vermisst. Eine der faszinierendsten Rezensionen des ersten Josephsromans stammt von einem Nicht-Kritiker, nämlich dem Komponisten Ernst Křenek. Dieser war seit seiner sogenannten ›Jazz-Oper‹ *Jonny spielt auf* (1927) in völkischen Kreisen als ›Kulturbolschewist‹ verschrien. Nach der ›Machtergreifung‹ wurde sein Name gleich auf die schwarze Liste gesetzt, die Aufführung seiner Werke verboten. Gleichwohl konnte er in der *Vossischen Zeitung* vom 26. November 1933 – der Berliner Traditionszeitung, die wenige Monate später ihr Erscheinen einstellen musste – noch eine positive Besprechung der *Geschichten Jaakobs* veröffentlichen, die von der Affinität des 1930 zum Katholizismus konvertierten Musikdramatikers zu der religiösen Thematik des Romans zeugt (»›Zivilisierte Magie‹. Zu Thomas Manns alttestamentarischem Romanwerk«; Matter 5804).

Das Titelzitat seiner Besprechung verdankt Křenek Thomas Mann selber. Von ihm war soeben in der Novemberausgabe der Zeitschrift *Der Wie-*

ner Kunstwanderer sein erwähnter Brief an Wolfgang Born unter dem Titel »Thomas Mann über Oskar Kokoschka« erschienen. Der Anlass war, dass die Zeitung in diesem Heft zwei Zeichnungen Kokoschkas zu den *Geschichten Jaakobs* abdruckte. Auf sie bezieht sich Thomas Mann – ohne sie bisher gesehen zu haben – in seinem Brief in freudiger Erwartung. Kokoschka wird da von ihm gewürdigt als ein Künstler, der Ursprünglichkeit und Modernität verbindet: »ein könnerischer Träumer, ein Meister exakter Phantastik, in dessen zauberhaftem Werk der Geist Natur und das Wirkliche Transparent wird für Geistiges.« (X, 915) Und Thomas Mann zitiert die Worte von Jaakobs doppeltem »›Segen oben vom Himmel herab und […] von der Tiefe, die unten liegt‹«, die für ihn die Leitidee seiner Romane sind. Kein Künstler aber könne für ihn ein besserer Illustrator seiner Vätergeschichten sein als Kokoschka: »Ein Buch, das sich um die Vereinigung von Mythos und Psychologie bemüht, das eine mythische Psychologie und eine Psychologie des Mythos zu geben versucht – wer sollte geschickter sein, es mit Bildern zu schmücken, als der Künstler der ›zivilisierten Magie‹?« (Ebd.)

Křenek greift diese letzte Wendung Thomas Manns in seiner fast gleichzeitig erscheinenden Besprechung auf. »Die Zivilisierung des Magischen ist im Grunde das Hauptthema seines Joseph-, oder vorläufig besser gesagt, Jaakob-Romans […].« Das Interesse des Konvertiten Křenek gilt besonders der Entwicklung von Abrahams »spiritualem Gottesbild«, der Idee »gegenseitiger Heiligung« Gottes und des Menschen, möge sie auch manchen vom positiv christlichen Standpunkt aus »zu anthropozentrisch« anmuten. Křenek bewundert die »Deutkunst« Thomas Manns, seine Hermeneutik der religiös-mythischen Überlieferungen, sieht ihn als einen Wegbereiter »neuer religiöser Unmittelbarkeit«. Ein erstaunliches Urteil angesichts der negativen Kritik des Romans von theologischer Seite zu dieser Zeit. Schließlich wagt er es, seine Hauptgestalt Jaakob als »Symbol des jüdischen Schicksals überhaupt« zu deuten.

Rechtsgerichtete Polemik

Von der Tonart der bürgerlichen Presse unterscheidet sich diejenige der rechtsgerichteten Journale schon durch ihr in der Literaturkritik nun um sich greifendes Schmähvokabular aufs deutlichste. Eingeläutet wird die rechte Polemik gegen *Die Geschichten Jaakobs* durch die Rezension von Joachim Wecker (Matter 5796; sie ist in Bermann Fischers Mappe unter der Rubrik »Gegner« enthalten)[10] in der von Ernst Rowohlt und Willy Haas begründeten *Literarischen Welt* vom 27. Oktober 1933, die nach der Emigration von Haas »gleich-

[10] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 217–220.

geschaltet« wurde – so Thomas Mann in seinem Tagebuch vom 31. Oktober 1933. Tatsächlich geschah das wenig später und die Zeitschrift erhielt den neuen Namen *Das deutsche Wort*. Schon vor der förmlichen Gleichschaltung schlug sie einen radikalen Richtungswechsel ein, der sich in Weckers Rezension deutlich ausdrückt. Ihren Titel »Thomas Manns Alterswerk. Eine notwendige Ablehnung« zitiert Thomas Mann in seinem Tagebucheintrag in voller Länge und kommentiert ihn sarkastisch: »Welches Pflichtbewußtsein.«

Wecker vermutet, dass Thomas Mann nach der »morbiden Atmosphäre einer sterbenden Bildungskultur« die Sehnsucht nach einer »einfacheren, elementareren Welt« erfasst habe. Doch der Autor habe die biblischen Stoffe »bis in die späten Haarspaltereien der Talmudistik, bis in die verbildete Ghettomystik der Kabbala« verfolgt und den Stoff mit »mehr oder weniger hypothetischer Gelehrsamkeit eines alexandrinischen Zeitalters« aufgeladen. Und nun steigert sich der Rezensent ins bisher zurückgehaltene Schmähvokabular hinein: »geckenhafte Protzerei« mit jung angelesenem Gelehrtenwissen wirft er dem Autor vor, die einfache Handlung der Bibel werde »durch wichtigtuerische Bildungstunke versabbert«, durch »geistlose Einschaltung dem Autor geistreich scheinender Betrachtung« und »professoralen Schwatz« immer wieder gehemmt sowie »psychologisch verschmiert mit den Problemen einer dekadenten Zeit«. Und: »Nicht minder peinlich als dieser Psychologismus ist auch die senile Lüsternheit, mit der von dem modernen Schriftsteller die herben und sachlichen Mitteilungen der Bibel über geschlechtliche Dinge ausgeschmückt werden.«

Gegen Weckers Kritik richtete sich – unter demselben Titel – die anonyme, vermutlich von Wilhelm E. Süskind, dem Freund von Erika und Klaus Mann, stammende Metakritik in der Dezembernummer der von ihm 1933–1943 herausgegebenen Zeitschrift *Die Literatur* (Matter 5798), die sich während des Dritten Reichs äußerlich zwar der Literaturpolitik des Dritten Reichs anpasste, innerlich jedoch zu ihr – zumindest in den Beiträgen von Süskind selber – immer wieder auf Distanz ging.[11] Ein solcher Widerspruch gegen eine nationalsozialistisch imprägnierte Kritik war also am Ende des Jahres der ›Machtergreifung‹ noch möglich – nicht lange mehr.

Von Weckers denunziatorischer Kritik war es nur noch ein Schritt zu der Besprechung von Eugen Kalkschmidt in der radikal-völkischen Zeitschrift *Deutsches Volkstum* vom Juli 1934 (»Thomas Mann schreibt biblische Geschichten«; Matter 5866). Kalkschmidt war lange Chefredakteur der Zeitschrift *Jugend* und mit Thomas Mann persönlich bekannt. (Nach ihm ist bis heute ein Weg in München-Bogenhausen benannt und sein Nachlass wird in der Monacensia neben den Nachlässen von Klaus und Erika Mann gehütet.) Die Besprechung

[11] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 505.

wird durch eine Generalabrechnung mit der »schwankenden Erscheinung« des Autors der Josephsromane eröffnet. Spätestens seit dem *Zauberberg* sei er »aus einem Dichter, der er von Hause aus war, allgemach zu einem virtuosen Schreibkünstler geworden« – einmal mehr die Ponten'sche Kontradiktion von Dichter und Schriftsteller. »Der leidenschaftliche Aufschwung der Nation, die Abkehr zumal der jungen Generation von den Ideologien der liberalen Ära müssen Thomas Mann als Rückfall in finstere Barbarei erscheinen.« Womit der Rezensent zweifellos recht hat. Und so fragt er: »Was hat er [Thomas Mann] diesem Geschlechte noch zu sagen?« Natürlich: nichts!

Katholische Kritik

Ist die Polemik gegen *Die Geschichten Jaakobs* vonseiten der radikalen Rechten nicht verwunderlich, so sollte man denken, dass ihnen von religiöser Warte aus mehr Verständnis entgegengebracht worden wäre. Das Gegenteil ist jedoch der Fall – sieht man von der Rezension Ernst Křeneks ab. Die Fachtheologen verwerfen den Roman nahezu einhellig. Die beiden Jesuiten Friedrich Muckermann und Hubert Becher geben hier den Ton an. Nach ihrer Überzeugung zerstört der Roman jeglichen Offenbarungsglauben. »Thomas Mann kennt das Wunder nicht und nicht die Offenbarung«, so Hubert Becher im März-Heft 1934 der Jesuitenzeitschrift *Stimmen der Zeit* (»Thomas Mann unter den Patriarchen«; Matter 5833).[12]

Jüdische Zeitschriften

Einen Sonderfall unter den innerdeutschen Rezensionen bildet die Kritik von jüdischer Seite, die fast ausnahmslos positiv ist. Bermann Fischer hat den »Jüdischen Zeitungen und Zeitschriften« eine eigene Rubrik in seiner Rezensions-Mappe für Thomas Mann eingeräumt. Sie lassen bewegend spüren, welche Fülle jüdischen Lebens es noch in den Dreißigerjahren in Deutschland gab. Am Anfang steht die Rezension von Julius Bab vom 19. Oktober 1933 in der *Central-Vereins-Zeitung*, dem *Organ des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* (»Die Geschichten Jaakobs. Thomas Manns neuer Roman«; Matter 5784; Mappe). Der Dramatiker und Theaterkritiker Julius Bab, einer der Mitbegründer des Jüdischen Kulturbundes, korrespondierte seit 1904 mit Thomas Mann und nahm an der Entstehung der Josephsromane lebhaf-

[12] In Auszügen wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 230–237.

ten Anteil. Bab hebt zu Beginn seiner Besprechung unverblümt die Paradoxie hervor, dass das Erscheinen dieses Romans ausgerechnet ins Jahr 1933 fällt:

> Es bleibt ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß in eben dem Zeitpunkt, wo Deutschlands herrschende Macht sich anschickt, die Juden von der Mitarbeit an der nationalen Kultur weitgehend auszuschließen, ein Buch erscheint, in dem ein deutscher Autor von Weltruf es unternimmt, ein Grundmotiv der jüdischen Tradition neu zu gestalten.

Zu Babs Rezension gibt es ein höchst aufschlussreiches Dokument für die nationalsozialistische Überwachung der jüdischen Presse, die – in totaler Abschottung vom nicht-jüdischen Publikum – noch einige Jahre zugelassen wurde. Zu Babs Besprechung verfasste der mit der Kontrolle der *Central-Vereins-Zeitung* beauftragte Herbert Blank am 21. November 1933 einen Bericht (Matter 8785) für den Staatskommissar und ›Reichskulturwalter‹ Hans Hinkel, zu dessen Hauptaufgaben die Überwachung der Aktivitäten des Kulturbundes Deutscher Juden gehörte. Blank redet ausdrücklich von »Zensur« der Presse und bezieht sich auf Julius Babs Besprechung, die er als »bedenklich« bezeichnet –

> … nicht der Besprechung, sondern des Buches wegen. Die Rezension muß wohl gestattet werden [nach Maßgabe der nationalsozialistischen Kulturpolitik bezüglich der jüdischen Presse], aber es ist doch einfach nicht tragbar, daß zehn Monate nach dem 30. Januar der Emigrant [als solcher wird er also schon gesehen!] Thomas Mann in Deutschland ein Buch voll jüdischer Geschichten vertreiben kann. Das Buch liegt in allen deutschen Buchhandlungen aus und hat bereits eine Auflage von 30 000 (S. Fischer). Es ist unerfindlich, wie die Reichsstelle für Deutsches Schrifttum das übersehen konnte.

Dass sie das nicht übersehen, sondern zugelassen hat, da man sich offensichtlich um des Ansehens des Dritten Reichs im Ausland willen ein Arrangement mit dem Nobelpreisträger Thomas Mann zum Ziel setzte, kommt dem eilfertigen Zensor nicht in den Sinn, der nun dem Reichskulturwalter seine weitergehenden Dienste anbietet: »Vielleicht kann der Herr Staatskommissar auf einem anderen Wege das Buch abstoppen; ich habe es gelesen, finde es inhaltlich unglaublich und erbiete mich gern zur näheren Berichterstattung.«[13]

Von den Rezensionen in jüdischen Organen seien stellvertretend diejenigen von Lutz Weltmann in der *Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung* vom 1. November 1933 (Matter 5822; Mappe) und von einem Anonymus in *Der Schild. Reichsbund jüdischer Frontsoldaten* am 26. November 1933 (Mappe) erwähnt. Hinzu kommt eine Rezension von Fritz Cronheim in der von Theodor Heuss verantworteten Zeitschrift *Die Hilfe* vom 2. Dezember 1933 (Matter 5807). Für Weltmann ist der Roman »eine großartige Legierung von Antikem

[13] Joseph Wulf: Literatur und Dichtung im Dritten Reich. Eine Dokumentation, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1966, S. 458 f.

und Modernem, von deutschem und jüdischem Geist«. Der Rezensent des *Reichsbunds jüdischer Frontsoldaten* stellt bewegt fest:

> Uns Juden kann es mit Freude erfüllen, daß dieser Geist vom Geist der Bibel in Bann geschlagen, von ihrer Einmaligkeit erschüttert wurde. In einer Zeit, da wir uns mehr und mehr denn je dem Judentum und unserem Judesein verbunden fühlen, wird dieser Beitrag unser Gefühl in besonderer Weise rühren, Erinnerungen erklingen lassen und Hoffnungen erwecken.

Von einer »großartigen Erfülltheit dieses Buches mit Geist, Sprache und leiblicher Gebärde des alten Judentums« redet auch Fritz Cronheim in der *Hilfe*. Die Besprechung mündet in dem Fazit:

> Die Erscheinung dieses Joseph-Romans ist nicht frei von einer tragischen Aktualität. Ein wesentlicher Teil der altjüdischen Geschichte tritt dank der besonnen-hartnäckigen Erneuerungsarbeit eines großen Künstlers in dem Augenblick auf den Plan, wo die Träger dieser Überlieferung aus der europäischen Geschichte mancherorts beseitigt werden. Im gleichen Moment aber erscheint ein großes geistiges Werk, das es unternimmt, den ganzen Zauber dieser verschollenen Welt und Menschheit eindringlich in das heutige Gedächtnis zu prägen.

Thomas Mann hat gerade auf diese jüdischen Stimmen mit geschärfter Aufmerksamkeit gehört. Bewegt berichtet er in seinem Brief an Ida Herz vom 29. Oktober 1933, dass der Berliner Oberrabbiner Leo Baeck »schon wiederholt vor über tausend Menschen Vorträge über das Buch gehalten haben« soll (DüD II, 138; vgl. Tb, 26. 10. 1933). Und in seinem Brief an René Schickele vom 16. Mai 1934 registriert er dankbar die Reaktion der jüdischen Leser, »deren Freude und Dankbarkeit ergreifend sind«, während die deutschen Leser von dem alttestamentlichen Stoff nichts wissen wollten und nur das »deutsche Volk« im Kopf hätten. (Br I, 359)

Deutsche Exilpresse

War die innerdeutsche Kritik vor der Drohkulisse der nationalsozialistischen Diktatur nicht immer unabhängig in ihrem Urteil und teilweise auf eine ›verdeckte Schreibweise‹ oder anonyme Autorschaft bedacht, so blieb die deutsche Exilpresse naturgemäß frei von solchen politischen und ideologischen Vorsichtsmaßnahmen. Sie war freilich gegenüber Thomas Mann und seinem neuen Roman in einer prekären Lage. Im selben Oktober 1933, in dem die *Geschichten Jaakobs* erscheinen, zogen Thomas Mann, Alfred Döblin, Stefan Zweig und René Schickele in öffentlichen Erklärungen ihre zuvor angekündigte Mitarbeit an der ersten literarischen Exilzeitschrift, Klaus Manns *Die*

Sammlung, zurück. Sie fühlten sich durch Bermann Fischer dazu gedrängt, ja wie es Thomas Mann ausdrückte: regelrecht ›erpreßt‹ (vgl. Tb, 12.9.1933). Vorangegangen war die vom *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel* am 10. Oktober 1933 unter dem Titel »Literarische Emigrantenzeitschriften« abgedruckte »Mitteilung der Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums«, die zum Boykott der Autoren aufrief, die sich diesen Zeitschriften als Mitarbeiter zur Verfügung stellten und dadurch des »Landesverrats« schuldig machten.[14] Dadurch war der Verlag S. Fischer in seiner Existenz bedroht und er setzte seine Autoren unter Druck, sich zumal von der *Sammlung* zu distanzieren. Thomas Mann ist diesem Ansinnen wie die anderen Autoren unter größten Skrupeln nachgekommen. Tatsächlich hat die ›Reichsstelle‹ daraufhin laut Mitteilung des *Börsenblatts* vom 14. Oktober 1933 den »Vorwurf des geistigen Landesverrats« zurückgenommen.[15] Thomas Manns Reaktion wurde vonseiten der linken Exilschriftsteller als »Absage an den antifaschistischen Kampf« aufgefasst (so die kommunistische Exilzeitschrift *Neue deutsche Blätter* in ihrem Novemberheft 1933).[16] Die Wiener *Arbeiter-Zeitung* griff in ihrem Artikel »Literatur und Charakter« vom 19. Oktober 1933 Thomas Mann mit äußerster Schärfe an, scheute sich nicht, sein Verhalten und das der anderen Autoren, die sich von der *Sammlung* lossagten, als »verächtlich« zu bezeichnen, ja den Ausdruck »groteske Widerlichkeit« zu gebrauchen und jene Autoren zwar nicht des »geistigen Landesverrats«, aber des »Verrats am Geiste« zu bezichtigen.[17]

Trotz dieser ihm die Ehre abschneidenden Verurteilung seines Verhaltens hat Thomas Mann auf die Polemik gelassen reagiert. In einer ausführlichen Antwort an die Zeitung vom 25. Oktober 1933 (die im *Pester Lloyd* und mehreren Exilblättern nachgedruckt wurde) erinnert er an seine Rede vor Wiener Arbeitern mit ihrem Bekenntnis zum Sozialismus, die eben die *Arbeiter-Zeitung* 1932 unter dem Titel »Thomas Mann und der Sozialismus« abgedruckt hatte, rechtfertigt sein Abrücken von der *Sammlung* mit der erwähnten *Börsenblatt*-Mitteilung und dem drohenden Boykott auch seiner Bücher. Dieser hätte ihm »jede Wirkungsmöglichkeit in Deutschland« abgeschnitten, seinem Bestreben, »dem höheren Deutschland zu dienen«, und dem Wunsch, sich, »solange es möglich ist, von meinem innerdeutschen Publikum nicht trennen« zu lassen, ein schroffes Ende gesetzt. Dem habe er sich nicht aussetzen wollen. (Ess IV, 75–78)

In einer bisher wenig beachteten Rezension mit dem Titel »Thomas Manns politische und biblische Geschichte« in der Pariser Exilzeitschrift *Das blaue*

[14] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 206–208, 206.
[15] Ebd., S. 208.
[16] Ebd., S. 214.
[17] Ebd., S. 210f.

Heft vom Dezember 1933, die jemand nachträglich in Bermann Fischers Rezensions-Mappe für Thomas Mann eingelegt hat, bezieht sich Ludwig Marcuse ausdrücklich auf den Angriff der Wiener *Arbeiter-Zeitung* auf Thomas Mann und dessen Selbstrechtfertigung, die auch *Das blaue Heft* in der vorangehenden Nummer abgedruckt hat. So problematisch Thomas Manns Rückzug aus der *Sammlung* sei, habe er doch eine »saubere und ehrliche Verteidigung« geschrieben, die Marcuse nun seinerseits gegen ihre heftige Kritik vonseiten der Exilanten verteidigt. Niemand habe das Recht, in Zweifel zu ziehen, dass Thomas Mann ein »unversöhnlicher Feind des Deutschland von 1933« sei. Auch sein neuer Roman sei von seiner Opposition gegen den Nationalsozialismus geprägt, wenn auch »sehr indirekt«, denn er vermeide »jede eindeutige Relation zwischen Gegenwart und Vergangenheit«, also eine gewaltsame Aktualisierung des mythischen Stoffs, wie etwa Shaw sie sich leiste. Trotz leichter Skepsis gegenüber der szientifischen und historischen Überladung des Stoffs würdigt Marcuse die *Geschichten Jaakobs* als großes episches Kunstwerk und spielt es gegen den Ungeist der deutschen Kritik (ausdrücklich gegen Sarnetzkis Rezension in der *Kölnischen Zeitung*) aus.

Ganz anders argumentieren die Kritiker der kommunistischen Exilpresse. In den Prager *Neuen deutschen Blättern* veröffentlicht im Dezember 1933 Ernst Ottwalt seine Besprechung der *Geschichten Jaakobs* unter dem Titel »Der Turm zu Babel« (Matter 5810).[18] Bei allem Respekt vor der »Größe und Kühnheit« des »Unternehmen[s]«, trotz der Bewunderung vieler bedeutender Episoden des Romans bleibe am Ende das Gefühl der »Leere«. Ottwalt wirft dem Roman – in merkwürdiger Übereinstimmung mit seinen theologischen Kritikern – zumal »vollendeten Agnostizismus« vor. Seine Ablehnung resultiert offenkundig aus seiner Enttäuschung darüber, dass Thomas Mann nicht das politische Werk vorgelegt hat, das Ottwalt sich von ihm erhofft hatte.

Wesentlich schärfer als bei Ottwalt ist der Ton in Alfred Kurellas Artikel »Die Dekadenz Thomas Manns« in der in Moskau erscheinenden Zeitschrift *Internationale Literatur* (März/April 1934; Matter 5836). Er kennt die Rezension Ottwalts, aus der er eine Reihe von Formulierungen und Argumenten übernimmt, von dessen Differenzierungen und immer noch versöhnlichen Tendenzen in Bezug auf die Einschätzung Thomas Manns er aber nichts mehr wissen will. Kurella möchte wie die völkische Kritik nur noch poltern und schmähen und was die sprachliche Faktur des Romans betrifft, verwendet er Scheltworte, die dem nationalsozialistischen Schimpfvokabular kaum nachstehen. Der Roman sei, »krass gesprochen, ein Beitrag zur Rückführung des deutschen Volkes in die Barbarei«, bediene sich »der zweifelhaften Ergebnisse einer wahrscheinlichen Afterwissenschaft«, um zu Resultaten zu kommen, »die nie-

[18] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 225–230.

mand anderem dienen können als Herrn Goebbels und seinem Propagandaministerium. […] Das ist Geist vom Geiste der Henker Deutschlands« – und so fort. Der wutentbrannte Rezensent fühlt sich angesichts der »Höllenfahrt«, die ihm ein besonderes Ärgernis ist, sogar zu dem Fluch gegen Thomas Mann animiert: »Nun, – mag er zur Hölle fahren […].« Diese Schmähorgie wird Kurella freilich nach Thomas Manns Bekenntnis zur Emigration in aller Form zurücknehmen.

Rezeption im deutschsprachigen Ausland

Die Wirkungsgeschichte der *Geschichten Jaakobs* außerhalb Deutschlands verläuft naturgemäß in anderen Bahnen, wie schon die Rezeption in den verschiedenen deutschsprachigen Ländern zeigt. Eine Reihe von Rezensionen aus der Schweiz, Österreich, der Tschechoslowakei, Luxemburg und Frankreich ist in Bermann Fischers Rezensions-Mappe für Thomas Mann unter der Rubrik »Aus dem Ausland« zusammengestellt. In der Schweiz steht am Anfang die zweiteilige Besprechung von Eduard Korrodi in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 11. und 12. Oktober 1933 (Matter 5777; Mappe), welche sich betont Zurückhaltung gegenüber dem neuen Regime in Deutschland auferlegt hat. Dieser Linie folgt auch Korrodi, der – anders als in seiner Vorbesprechung des Romans im August 1932, also vor der ›Machtergreifung‹ – nicht nur dessen politische Begleiterscheinungen übergeht, sondern sich auch in seiner Beurteilung bedeckt hält. Schon hier zeigt sich die leisetreterische Mentalität, die seine späteren Äußerungen über Thomas Mann prägen werden.

Unter der Sparte »Aus dem Ausland« sind von unbekannter Hand zwei deutschsprachige Besprechungen nachträglich in Bermann Fischers Rezensions-Mappe für Thomas Mann eingelegt worden: diejenige von Ludwig Marcuse und eine undatierte von Koplowitz aus der *Wirtschaftskorrespondenz für Polen*, dem *Organ der Wirtschaftlichen Vereinigung für Polnisch-Schlesien* in Kattowitz. Diese Zeitschrift hatte eine renommierte Literatur- und Kunstbeilage, die von Franz Goldstein redigiert und fast allein geschrieben wurde. Dessen engster Freund und Mitarbeiter war jener Koplowitz, der in der Regel ohne seinen Vornamen Oskar publizierte. Er war ein Jugendfreund von Klaus Mann und daher dessen Vater wohlbekannt. Nach seiner Emigration (1933, zunächst in die Schweiz) nahm der jüdische Autor den Nachnamen Seidlin an und wurde schließlich in den USA einer der bekanntesten Thomas-Mann-Forscher seiner Zeit. Der erst zweiundzwanzigjährige Rezensent gab seiner Rezension den Titel »Das Buch: ›Im Anfang‹. Fragment einer Kritik über Thomas Manns Roman ›Die Geschichten Jaakobs‹«. In einer Zeit, »da in Europas Herz das Chaos ausgebrochen ist«, so beginnt der Rezensent, da die »Dämonen« wie-

derauferstehen im »Blut- und Rasserausch« und »der Geist herausgetrieben werden soll aus der Schöpfung«, »in einer solchen Zeit der Auflösung und Vernichtung steigt der grösste Mitlebende dieser Weltkatastrophe hinab zu den Vätern«. Es sei Schicksalsfügung,

> dass wir dieses Buch gerade in diesem Jahre empfangen. Als sei an den Dichter der hohe Auftrag ergangen, an das Ende einer Weltepoche die Geschichte des Anfangs zu fügen. Und ein umfassenderes Schicksal […] hat es gewollt, dass jenes Volk, dem Vernichtung und Verröcheln zugeschworen wird in der heutigen Kulturwende, aufersteht als Beispiel allen und unseres Anfangs: Israel und sein Namensvater Jaakob.

Die Besprechung schließt mit der Hoffnung, dass ein Buch wie dieses eine »Waffe« des Geistes gegen die »Mächte der Finsternis« sein möge.

Europäische Wirkung

Eminent ist die Resonanz des Romans in der Tschechoslowakei und in Ungarn. Zu beiden Ländern stand Thomas Mann seit den Zwanzigerjahren insbesondere durch seine Reisen in intensivem Kontakt. Hier hatte er seine treuesten Bewunderer, wie sich vor allem in der deutschsprachigen Presse der beiden Länder manifestiert. So war es auch kein Zufall, dass ihm kurz vor seiner Ausbürgerung im November 1936 die tschechoslowakische Staatsangehörigkeit verliehen wurde. Die erste tschechische Kritik (»Thomas Manns Höllenfahrt«) stammt von dem deutsch-jüdisch-tschechischen Literaten Pavel Eisner (einem der bedeutendsten tschechischen Übersetzer, dem auch einige der frühesten Kafka-Übersetzungen zu danken sind) in der von Willy Haas als Nachfolge seiner *Literarischen Welt* im Prager Exil herausgegebenen kurzlebigen zweisprachigen Literaturzeitschrift *Welt im Wort* vom 20. Oktober 1933 (Matter 5788; natürlich in der Mappe enthalten): »Das weitaus Beste und Stärkste an Lob und Verständnis«, urteilt Thomas Mann in seinem Tagebuch am 7. November 1933. Es ist wohl begreiflich, warum er von dieser Besprechung so begeistert war. Es ist die am glänzendsten und farbenreichsten geschriebene aller deutschsprachigen Rezensionen, die bezeichnenderweise auch den meisten Sinn für die sprachlichen Finessen und Innovationen des Romans hat, etwa für das ironische »Mittel des sprachlichen Anachronismus«. Als einer der wenigen Kritiker wird Eisner dem Rang und der Eigenart der »historischen und metaphysischen Relativitätstheorie« des »Vorspiels« gerecht, wenn er in ihr etwa eine mitunter ›kokette‹ Spiegelungstechnik, ›Karikatur‹ wissenschaftlichen Gebarens erkennt. Das Wort von der »historischen und metaphysischen Relativitätstheorie« musste Thomas Mann ebenso beglücken wie das von der »ergriffenen Ironie«, welche den Roman durchwalte. Eisner entdeckt in ihm

»humoristische Feinheiten, derengleichen im deutschen Bereich bisher völlig unbekannt waren«. Welch ein beschämender Kontrast dieser luziden Rezension eines Prager Autors zu der blasierten Nichtigkeit von Besprechungen wie der des deutschen Starkritikers Diebold, auch wenn diese noch nicht ins Fahrwasser völkischer Häme geraten!

Amerikanische Resonanz

Nach dem Erscheinen der englischen Übersetzung von H. T. Lowe-Porter erscheint eine stattliche Reihe von Rezensionen in England und vor allem in den USA. In der amerikanischen Kritik des Romans begegnen wir allen Tonarten der Wertung zwischen enthusiastischer Rühmung und ironischer Relativierung dieses herkömmliche Lesererwartungen durchkreuzenden Romans. Der Höhenflug der Rezeption der Josephsromane setzt mit dem ersten Band gemächlich ein, um mit dem dritten seinen umjubelten Gipfel zu erreichen. Die Auslieferung der amerikanischen Übersetzung der *Geschichten Jaakobs* fällt mit Thomas Manns Geburtstag am 6. Juni 1934 und seiner anlässlich des Erscheinens der *Tales of Jacob* von seinem Verleger Alfred A. Knopf arrangierten ersten Amerikareise zusammen. Höhepunkt des zehntägigen New Yorker Aufenthalts war ein Festbankett an Thomas Manns Geburtstag, zu dem die Spitzen der Gesellschaft vom New Yorker Oberbürgermeister LaGuardia und dem Gouverneur von Connecticut über alle denkbaren »movers and shakers« aus Politik und Wirtschaft bis zur literarischen Prominenz von Schriftstellern wie Willa Cather, Sinclair Lewis oder der Starjournalistin Dorothy Thompson (der Frau von Sinclair Lewis) geladen waren und an dessen Ende der Gefeierte die neunundfünfzig Kerzen einer Geburtstagstorte auszupusten hatte.[19]

Die für Thomas Manns amerikanische Wirkung wichtigste, ja bahnbrechende Rezension ist die superlativische Besprechung der – auch bei dem Geburtstagsbankett anwesenden – Journalistin Dorothy Thompson mit dem emphatischen Titel »The Most Eminent Living Man of Letters« in der *New York Herald Tribune Book Review* vom 10. Juni 1934 (Matter 5853). Dorothy Thompson gehört zu den wenigen, die sowohl Adolf Hitler als auch Thomas Mann Auge in Auge gegenübergestanden haben. Als Berliner Korrespondentin mehrerer amerikanischer Zeitungen hatte sie ein längeres Gespräch mit Hitler geführt, das sie zur Grundlage ihres Buches *I saw Hitler* (1932) machte und in dem sie diesen als politischen Gernegroß darstellte, der niemals an die Macht gelangen werde. Im August 1934 wurde sie wegen dieses Buches, das einen Wutausbruch Hitlers auslöste, und ihrer negativen Berichterstattung über das

[19] Vgl. Hans Vaget: Thomas Mann, der Amerikaner, Frankfurt/Main: S. Fischer 2011, S. 55 f.

NS-Regime – als erster Auslandskorrespondent überhaupt – aus Deutschland ausgewiesen. 1939 wählte die *Time* sie zur einflussreichsten Frau Amerikas neben Eleanor Roosevelt. Und schon zwei Jahrzehnte vor ihrem Tod wurde der Hollywood-Film *Woman of the Year* (1942) mit Katherine Hepburn in der Hauptrolle über sie gedreht.[20]

Dorothy Thompson rühmt die *Tales of Jacob* nicht nur als »great book«, sondern auch als »great gesture«, vor allem gegenüber den Juden, die Hitler auf den Straßen Wiens einst angeekelt hätten, während Thomas Mann dem jüdischen Volk und seiner Geschichte nun ein großartiges Denkmal setze und dadurch die Antisemiten als Zwerge erscheinen lasse. Der überschwängliche Artikel bedeutete den entscheidenden Durchbruch des Autors und nicht nur des Hitler-Gegners Thomas Mann in Amerika.

Weniger folgenreich, aber intellektuell und ästhetisch noch höher zu bewerten, ist das Urteil einer der bedeutendsten amerikanischen Schriftstellerinnen des 20. Jahrhunderts: Willa Cather. Auch sie hatte an dem Geburtstagsbankett für Thomas Mann 1934 teilgenommen und ist ihm in den folgenden Jahren mehrfach begegnet. In ihrem großen Essay »The Birth of a Personality: Thomas Mann's Biblical Trilogy«, der in der *Saturday Review of Literature* vom 6. Juni 1936 in Auszügen (Matter 5929) und in ihrem Essayband *Not Under Forty* im selben Jahr vollständig abgedruckt wurde, rühmt sie die einzigartige Modernisierung der biblischen Geschichte in den beiden ersten Josephsromanen; den dritten, der zu diesem Zeitpunkt noch nicht übersetzt ist, imaginiert sie sich erst auf der Basis der Bibel und ist voller Spannung auf die tatsächliche Fortsetzung. Ihre besondere Vorliebe gilt dem ersten Roman und sie bewundert – anders als die meisten Rezensenten – namentlich das »Vorspiel« als »tremendous« und als »marvel of imaginative power«[21]. Sie fasziniert vor allem das gelassene Erzähltempo Thomas Manns, seine epische Ruhe und Stille. Dieses Tempo sei wie die Bewegung der Hirten und ihrer Herden, die Personal und Stoff der beiden ersten Romane bilden – kreisförmig immer in sich zurückkehrend, unbekümmert um die fortschreitende Zeit.

Auf diese Beobachtungen Willa Cathers über die Bewegungsdramaturgie des ersten Romans, den erzählerischen Rhythmus der weidenden Herden hat später Harry Slochower in seiner ersten kleinen Monographie über die *Joseph*-›Trilogie‹, die gleichzeitig mit dem dritten Roman 1938 bei Knopf erschienen ist (Matter 6013), eindringlich hingewiesen.[22] Trotz der enormen zeitlichen Entfernung des Geschehens fühlten wir uns bei diesen archaischen Gestalten wie

[20] Vgl. ebd., S. 57.

[21] Vgl. ebd., S. 333 f.

[22] Harry Slochower: Thomas Mann's Joseph Story. An Interpretation, New York: Knopf 1938, S. 17.

unter uns selbst, liege doch die allen seit ihrer Kindheit vertraute Genesis »like a faded tapestry deep in the consciousness of almost every individual«. Wir seien aber nicht nur durch die Bibel so vertraut mit Thomas Manns Gestalten und ihrer Geschichte, sondern durch Dante, Milton und Racine, durch Bach, Händel und Haydn – durch die große ästhetische Tradition, in die Thomas Mann sich einreihe. Diesen muss es, falls er Willa Cathers Essay genau gelesen hat, schmerzlich berührt haben, zu sehen, wie er von einer großen amerikanischen Schriftstellerin, die seinen Roman in einer nach heutigen Maßstäben keineswegs kongenialen Übersetzung gelesen hat, für seine Fähigkeit gerühmt wird, die biblischen Gestalten der Einfühlung des modernen Lesers so nahegebracht zu haben, während er bei den Spitzenkritikern seiner Heimat, Bildungstradition und Sprache immer wieder lesen musste (am ausgeprägtesten bei Diebold), seine Gestalten blieben dem Leser fremd und es sei kaum möglich, sich mit ihnen zu identifizieren. Zwei der bedeutendsten Frauen Amerikas, Willa Cather und Dorothy Thompsen, huldigen dem Autor der *Geschichten Jaakobs*, denen in seinem Heimatland von den Spitzen der Literaturkritik überwiegend Missbilligung und schales Lob zuteil wird, als einem der großen Künstler der Epoche – ein in der Literaturgeschichte ziemlich einzigartiger Fall.

II. Der junge Joseph

Innerdeutsche Kritik

Im März 1934 erscheint *Der junge Joseph* bei S. Fischer in Berlin und sofort sind auch die einflussreichsten Rezensenten der *Geschichten Jaakobs* wieder zur Stelle – mit alten oder überraschend neuen Ansichten. Das letztere gilt vor allem für Bernhard Diebold, der vor dem gegen ihn verhängten Schreibverbot und seiner Rückkehr in die Schweiz noch seine Rezension »Der zweite Joseph-Roman von Thomas Mann« in der *Frankfurter Zeitung* vom 25. März 1934 (Matter 5827) veröffentlichen kann. Sie zeigt einen deutlich veränderten Diebold. Die Vermutung liegt nahe, dass die zunehmende nationalsozialistische Pressezensur und der auf ihn ausgeübte Druck zu diesem Tendenzwandel und einer kritischen Solidarität mit Thomas Mann geführt haben. Jedenfalls ergreift Diebold, mit einem Bein schon außerhalb Deutschlands stehend, die Gelegenheit, den *Jungen Joseph* zu preisen, als ob dieser sich tiefgreifend vom ersten Roman unterschiede, von welchem Diebold – nichts von seiner früheren Wertung zurücknehmend – auch hier immer noch ein Negativbild bietet. Doch er gibt vor, der zweite Roman erfülle nun die in seiner Rezension des ersten »reklamierten Wünsche vollkommen«. Diese oberlehrerhafte Bemerkung klingt so, als hätte Thomas Mann es für nötig gehalten, die Ratschläge Diebolds

zu befolgen. Die folgenden Aussagen aus seiner Rezension des *Jungen Joseph* lassen ihn indessen kaum als kompetenten Ratgeber erscheinen. Statt einer »strapaziösen Gehirnwanderung und ethnologischen Breiten« sowie »krauser Urtheologie« im ersten Roman werde eine echte »Menschenhandlung« geboten, statt »mythisch-unzurechnungsfähiger Psychologie« nun eine solche des zeitgenössischen »Ich und Du«.

Obwohl die meisten bürgerlich-konservativen und völkischen Kritiker sich erneut in scharfer Ablehnung des Romans ergehen, gibt es immer noch eine Reihe positiver, teilweise emphatischer Rezensionen. Wieder ist es W. E. Süskind in *Die Literatur* vom September 1934 (Matter 5873), der scharfsinnig die Struktur der Josephsromane in Abgrenzung von den Klischees der zeitgenössischen Literaturkritik analysiert, die er mit ein paar Federstrichen außer Kraft setzt. Es bringe nichts, die Josephsromane ständig an der biblischen Vorlage zu messen, denn sie seien »eine Geschichte in zweiter Potenz«, die Geschichte über eine Geschichte, »ein Akt romantischer Ironie, der nicht in der Sphäre der Möglichkeit bleibt, sondern ein Werk schafft, einen großen Roman«. Da wird plötzlich ein Fenster aufgerissen, durch das die frische Luft der Weltläufigkeit und Weltliteratur in die dumpfe Stube der deutschen Literaturkritik strömt. Auf einmal fallen Namen – Ortega y Gasset, André Gide, James Joyce oder D. H. Lawrence –, die man in der deutschen Literaturkritik dieser Zeit, die weithin nichts als deutsche Literatur zu kennen scheint, vergeblich sucht.

Rezensionen in jüdischen Zeitschriften

Ein eigenes wirkungsgeschichtliches Kapitel bildet wiederum die – gemäß der NS-›Kulturpolitik‹ zwar nicht unterbundene, vom allgemeinen Publikum jedoch streng abgeschirmte – jüdische Kritik. In seiner Besprechung in der *Jüdischen Rundschau* vom 28. März 1934 (Matter 5829)[23] widmet Herbert Friedenthal sich der theologischen Thematik des Romans. Größer könnte der Gegensatz zwischen seiner und der Anschauung der christlichen Kritiker nicht sein. Das Kapitel »Wie Abraham Gott entdeckte« – das die christlichen Rezensenten nicht mit einem einzigen Wort erwähnen – ist ihm der »Schlüssel zu dem Roman«. Die hier entwickelte Gottesidee ist ihm prägend auch für die jüdische Überlieferung. Vor allem aber sieht er die messianische Erwartungshaltung des jüdischen Volks in dem Roman authentisch dargestellt. Thomas Mann schöpfe hier »aus den Urgründen des Judentums«. Joseph, und nicht nur er, sei »getrieben, bestimmt, ausersehen zu einem künftig-fernen Zweck, den

[23] Der Autor hat sie Thomas Mann handschriftlich gewidmet und dieser hat den Namen der Zeitschrift auf dem Ausschnitt selber vermerkt.

er nicht kannte, ist in Erwartung. In Erwartung wie das ganze jüdische Volk, das ein Volk der Erwartung ist, getrieben zu einem zukünftig-fernen Ziel der messianischen Erfüllung.« Die »messianische Idee der Erlösung« aber befähigte das Judentum, »vier Jahrtausenden Verbannung zu trotzen«.

Deutsche Stimmen außerhalb der deutschen Grenzen

Mehr und mehr internationalisiert sich die Rezeption der Josephsromane seit 1934: Außer im deutschsprachigen Ausland, in Ungarn und der Tschechoslowakei erscheinen Rezensionen in England, in den skandinavischen Ländern, in den Niederlanden, Frankreich und Italien sowie vor allem in den USA. Eine der einflussreichsten – aber dadurch nicht besseren – Besprechungen ist auch beim zweiten Band die wiederum zweiteilige Rezension von Eduard Korrodi in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 26./28. März 1934 (Matter 5828). In seiner diplomatisierenden Argumentationsweise, die nirgends anecken will, erlaubt Korrodi sich gleichwohl befremdlich mit nationalsozialistischem Jargon koketierende Vokabeln, die an die opportunistische Werbung des S. Fischer Verlags für die *Geschichten Jaakobs* gemahnen – im *Jungen Joseph* werde, »auf ganz anderem Gelände« (er scheint zu meinen: jüdischem) »auch mit ›Blut und Erde‹ der Schollenroman gedichtet« –, ohne dass man recht weiß, was er mit dieser abgeschmackten Formulierung bezwecken will.

Am 10. Juni 1934 wird Ferdinand Lion, der 1933 aus Berlin in die Schweiz emigrierte Essayist und Librettist von Paul Hindemiths Oper *Cardillac* (1926) und einer der mit der Entstehung des Romans am meisten vertrauten Freunde Thomas Manns, in der *Neuen Zürcher Zeitung* die Probleme des neuen Romanwerkes Thomas Manns angemessener, ja wahrhaft brillant in den Blick nehmen (Matter 5852). Durch diese Besprechung wirkt die knapp ein Vierteljahr zuvor in derselben Zeitung erschienene Rezension von Korrodi komplett korrodiert. Lion interpretiert den Roman im Lichte der modernen ethnologischen Forschung über die sogenannten primitiven Völker, die *Âme primitive* (Lucien Lévy-Bruhl, 1927). Bei Thomas Mann werde »nicht mehr versucht, die biblischen Geschichten zu rationalisieren«, vielmehr seien sie »voll Magie«, wie die Rolle des Segens, des Opfers, des Totemismus und des Festes zeigten. Glänzend beschreibt Lion die Struktur der mythischen »Wiederholung«, die mythologische »Vielschichtung« der Handlung und die epische »Schichtungs«-Methode Thomas Manns, das »fließende Ich« der Personen (deren Identität sich ständig in die Vergangenheit öffnet) und das »Ineinanderfließen der Ereignisse, durch das die mythische Schichtenbildung erst ermöglicht wird«. Alles Wesentliche zu diesem Thema ist hier gesagt und in der Substanz auch durch die moderne Forschung kaum überboten worden.

Amerikanische Resonanz

In den USA rollt die Welle der Rezensionen des *Young Joseph* einen Tag vor dem Erscheinen der Übersetzung mit der groß aufgemachten Besprechung »Thomas Mann's Spiritual Epic« von Henry James Forman am 28. April 1935 in *The New York Times Book Review* an (Matter 5901). Der Rezensent, selber prominenter Autor, lässt keinen Zweifel daran, dass der Dichter des *Young Joseph* zu den großen Künstlern der Zeit und der Weltliteratur gehört. Er male »a picture as unforgettable as the biblical one« und trotz der antiquarischen Gelehrsamkeit des Werks spreche es doch durch die Sprach- und Gestaltungskunst des Autors »fluently and easily to the modern mind of Western World«.

Neben neuen Rezensenten wie Forman sind auch die alten der *Geschichten Jaakobs* wieder zur Stelle. Am wirkungsmächtigsten, wenn auch nicht mehr ganz so überbordend emphatisch, ertönt wiederum die Stimme von Dorothy Thompson in der *New York Herald Tribune Books Review* vom 5. Mai 1935 (Matter 5927). Einer der wichtigsten Namen in der zukünftigen Rezeptionsgeschichte der Josephsromane taucht in der New Yorker Zeitschrift *The New Republic* vom 26. Juni 1935 (Matter 5910) zum ersten Mal in diesem Zusammenhang auf: der des marxistisch geprägten Germanisten und Psychoanalytikers Harry Slochower. Seine Rezension »The Humanity of Mann: Young Joseph« kreist schon um die Thesen seiner späteren Monographie über *Joseph und seine Brüder*, von der noch die Rede sein wird.

Stimmungswandel in Deutschland

Im Laufe der Jahre 1934 und 1935 wandelt sich die Stimmung gegenüber Thomas Mann in Deutschland immer mehr zum Negativen hin. Ein Musterbeispiel ist – schon vom Titel her – das Kapitel eines Aufsatzes des völkischen Literarhistorikers Walther Linden über »Thomas Manns außerdeutsche Entwicklung« in der *Zeitschrift für Deutschkunde* (1935; Matter 5920).[24] Einleitend schreibt Linden:

> Wir stellen der Vollständigkeit halber fest, wohin der schriftstellerische Weg des freiwillig und ohne jede äußere Nötigung nach der Schweiz ausgewanderten Thomas Mann gegangen ist, dessen Rolle innerhalb der deutschen Literaturentwicklung, zwar nicht als eines echten Dichters – das ist er auf Grund mangelnder Volkhaftigkeit nie gewesen –, aber als eines Schriftstellers von Rang und virtuoser Technik unbestreitbar ist.

[24] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 243–246.

Linden greift auf die wohlbekannte Ponten'sche Opposition von Dichter und Schriftsteller zurück und sucht nun zu demonstrieren, »wo der Weg eines auf volkhafte und religiöse Grundlagen verzichtenden Schriftstellertums enden muß«. Das Exempel sind die Josephsromane:

> Die Josephtrilogie wurde in jenen Jahren konzipiert, als Mann einsehen mußte, daß der Weg des deutschen Volkes in ganz andere Richtung ging als die er gehofft hatte, nicht zur demokratischen Humanität und zum internationalen Pazifismus, die Mann empfahl […], sondern zu jener völkischen Weltanschauung, von der Mann als von einer neueinbrechenden ›Barbarei‹ […] entsetzt sich abwandte.

Angesichts drohender »Enthumanisierung« sei er »in ein ewiges, ›mythisches‹ Menschentum« geflüchtet, das er wie Goethe »in der Welt der jüdischen Patriarchen erblickte«. Doch dieses Menschentum wirklich zu gestalten, sei dem bloßen Schriftsteller nun einmal verwehrt:

> Das ›mythische‹ Menschentum, mit dem Thomas Mann die Welt zu beschenken gedenkt, ist eine Angelegenheit artfremder Aufklärung, die mit unserer heutigen, gläubig gotthaften, welthaften, volkhaften Haltung nichts zu schaffen hat.

Was hier geboten werde – und hier folgt ein Urteil, das die völkische Kritik an Thomas Mann, wie sie in der Rezension der *Geschichten Jaakobs* von Joachim Wecker kulminiert, von Anfang an prägt – sei der »systematische Abschluß einer schon erstorbenen Vergangenheit«, die wir »noch miterlebten«, mit der wir aber »nichts mehr […] zu tun« haben.

Am 6. Juni 1935 feiert Thomas Mann seinen 60. Geburtstag. Der Gegensatz zu der Triumphfeier, die man ihm ein Jahr zuvor anlässlich des Erscheinens der amerikanischen Ausgabe der *Geschichten Jaakobs* in New York bescherte, und der dumpfen Ablehnung, die ihm in diesem Jubiläumsjahr aus Deutschland widerfährt, könnte größer nicht sein. Und doch: In der von Friedrich Naumann gegründeten Zeitschrift *Die Hilfe* wagt Theodor Heuss anlässlich des 60. Geburtstags und des Erscheinens seiner letzten Publikation in Deutschland bis 1946, der Essaysammlung *Leiden und Größe der Meister*, noch einmal eine positive Würdigung Thomas Manns.[25] Eine große Hommage bringt Lutz Weltmann dem Jubilar in der *Bayerischen Israelitischen Gemeindezeitung* dar, in deren Mittelpunkt zusammen mit dem jüngst erschienenen Essayband die Josephsromane stehen, deren Autor für ihn »zugleich Erzähler und Deuter ist, kein Mythenzerstörer, […] sondern Fortsetzer einer deutschen Tradition, die mit der Lutherzeit einsetzte, in Klopstocks Tod Adams ein klassisches Denkmal fand und den Dichter zum Erfüller eines goetheschen Auftrags

[25] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 250–252.

machte« – eben die zu kurze Josephsgeschichte »ins Einzelne auszumalen«, und er schließt seinen Artikel mit einer Bemerkung, welche die innige wechselseitige Durchdringung deutschen und jüdischen Geistes noch einmal heraufbeschwört:

> Es ist eine symbolische Begegnung mit diesem großen Geist, dem unsere Verehrung gilt, wenn wir Juden in der Auseinandersetzung dieses Mannes mit dem deutschen Geist eigene innere Kämpfe miterleben und wenn er uns aus dem Exil mit dem Joseph-Roman beschenkt, dessen deutscher Ahnenschaft wir vorher gedachten.

Am 26. Januar 1936 veröffentlicht Eduard Korrodi in der *Neuen Zürcher Zeitung* einen Artikel mit der Überschrift »Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel«, in dem er – eine kleine antisemitisch grundierte Offerte ans nationalsozialistische Deutschland – behauptet, nicht die eigentlichen Repräsentanten der Dichtung seien aus Deutschland emigriert (»wir wüßten nicht einen Dichter zu nennen«), sondern vor allem die jüdisch dominierte »Romanindustrie und ein paar wirkliche Könner und Gestalter von Romanen«, wie eben Thomas Mann[26], den er auf peinliche Weise auf seine Seite zu ziehen sucht. Nun sah Thomas Mann sich genötigt, in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 3. Februar 1936 unter Zurückweisung der Thesen Korrodis mit dem nationalsozialistischen Deutschland öffentlich zu brechen.[27] Die Folgen konnten nicht ausbleiben, wurden aber, da man vonseiten der Reichsstellen die Olympischen Spiele nicht durch einen internationales Aufsehen erregenden Skandal stören wollte, verzögert. Erst Anfang Dezember erfolgte die Ausbürgerung unter direktem Bezug auf Thomas Manns Artikel von Anfang Februar, in dem er sich »eindeutig auf die Seite des staatsfeindlichen Emigrantentums« gestellt habe.[28] In die Zeit zwischen Thomas Manns offiziellem Bruch mit dem deutschen Reich und seiner Ausbürgerung fällt – im Oktober – das Erscheinen des dritten Josephsromans, nunmehr in Wien, wohin Bermann Fischer mit seinem Verlag im März des Jahres ausgewandert war.

[26] Ebd., S. 266f.

[27] »Die tiefe, von tausend menschlichen, moralischen und ästhetischen Einzelbeobachtungen und -eindrücken täglich gestützte und genährte Überzeugung, daß aus der gegenwärtigen deutschen Herrschaft nichts Gutes kommen *kann,* für Deutschland nicht und für die Welt nicht, – diese Überzeugung hat mich das Land meiden lassen, in dessen geistiger Überlieferung ich tiefer wurzele als diejenigen, die seit drei Jahren schwanken, ob sie es wagen sollen, mir vor aller Welt mein Deutschtum abzusprechen.« (XI, 793)

[28] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 280.

III. Joseph in Ägypten

Jüdische Stimmen im schweigenden Deutschland

Als *Joseph in Ägypten* im Oktober 1936 in Wien erscheint, herrscht Schweigen im deutschen Blätterwald. Freilich kann der Roman in Deutschland bestellt und gekauft werden, Leser findet er durchaus noch in reicher Zahl. Doch rezensiert werden darf *Joseph in Ägypten* nicht mehr. Allein – das ist die Paradoxie der nationalsozialistischen ›Kulturpolitik‹ – die jüdischen Organe dürfen den Roman noch besprechen. So schreibt wieder Julius Bab eine Rezension in der *Central Vereins-Zeitung* vom 5. November 1936 (Matter 5942), die er aufgrund des gegen ihn verhängten Publikationsverbots außerhalb der jüdischen Presse ohnehin nicht hätte veröffentlichen können, und Hermann Sinsheimer bespricht den Roman in der Berliner *Jüdischen Rundschau* vom 3. November 1936 (Matter 5941).

Joseph trete nun aus einer vorgeschichtlich-mythischen Welt in eine »historische Welt« mit ihren »gehärteten Mythen« ein, so Sinsheimer. Die Fremdheit Ägyptens wird für den jüdischen Rezensenten zum Spiegel der Situation der Juden inmitten eines sich immer mehr zur Fremde verzerrenden Deutschland. »Wir befinden uns, zumal wir Juden, wirklich und wahrhaftig […] in der Fremde des Geistes und der Seele.« Doch Joseph bewahre seine jüdische Identität inmitten seiner heidnischen Umwelt: »tempelhaft abgegrenzt und erhoben«. Die Erzählung runde »sich zu einem Mirakel- und Mysterienspiel aus«, das heidnische Buntheit nicht scheue; doch in ihrem »Hintergrund« stehe unangefochten »der mächtige Prospekt und das gewaltige Tor«, das die »irdische Welt« abscheide vom »göttlich-himmlischen Bereich« und zu ihm hinüberleite. Hinter dem »Tempeltheater«, das Thomas Mann – sein eigenes Wort – inszeniere, stehe »Gott und Geist-Gott und Geist der jüdischen Welt«, so die letzten Worte des Artikels. Nur aus dieser jüdischen Welt kann noch eine Stimme über Thomas Manns Hauptwerk in Deutschland erklingen: eine einsame Glocke in einer Landschaft des Schweigens.

Nationalsozialistische Polemik

Zwar darf *Joseph in Ägypten* in Deutschland außerhalb der jüdischen Organe nicht mehr besprochen werden, aber mit Schmähungen wird er doch noch von der gleichgeschalteten Presse bedacht. In seinem Artikel »Tonio Kröger in der Emigration« bezeichnet der Germanist Karl Justus Obenauer, der als Dekan der Bonner Philosophischen Fakultät Thomas Mann am 19. Dezember 1936 die Ehrendoktorwürde entzogen hatte, den ausgebürgerten Autor in der

Zeitschrift für deutsche Bildung (1937) als »spätbürgerliche Zeiterscheinung, als Erscheinung eines bewußt festgehaltenen Verfalls und Endes«, die nun jetzt wirklich selber an ihr Ende gekommen sei. Thomas Mann, so Obenauer, habe sein deutsches Publikum schon verloren, bevor er diesen Verlust in seinem Brief an den Bonner Dekan beklagen zu müssen glaubte.

> Wie wenig kümmerte man sich schon um Ihr judaistisches Spätwerk, das aus Trotz oder intellektueller Instinktlosigkeit in immer dickleibiger werdenden Bänden die Geschichten Jakobs, Josephs und all seiner Brüder aufzufrischen unternahm. Wer hätte, mitten in erschütternder Volkwerdung und fast unwahrscheinlicher Wiedergeburt, noch Zeit, Geduld und guten Willen genug gehabt, diese Bände zu Ende zu lesen![29]

Selbst eine solche Polemik musste künftig unterbleiben, hatte Propagandaminister Goebbels doch am 26. Januar 1937 angeordnet, die deutsche Presse dürfe sich »auf keinen Fall mit Thomas Mann befassen«; auch Polemiken wurden verboten, da sie ihm nur neue Publizität verschaffen würden.[30] Er sollte buchstäblich totgeschwiegen werden. Wenn der nationalsozialistische Pädagoge und Anthropologe Ernst Krieck in der Zeitschrift *Volk im Werden* vom März 1937 einen Artikel unter dem Titel »Agonie: Schlußwort zu Thomas Mann« publiziert, dann ist das wörtlich zu nehmen: Kriecks Artikel, ein Manifest kaum mehr überbietbaren geifernden Hasses, ist wirklich das – noch ein einziges Mal zugelassene – »Schlußwort« zu Thomas Mann in Deutschland.

Stimmen aus dem deutschsprachigen Ausland

Für die außerhalb Deutschlands anhebende Rezensionswelle ist nun ein eigener Text, eine indirekte Selbstrezension Thomas Manns von maßgeblich steuernder Bedeutung, der zu einem Schlüsseltext der weiteren Rezeptionsgeschichte wird: der Festvortrag und Essay *Freud und die Zukunft* vom April/Mai 1936. Zwar hat Thomas Mann die »Vereinigung von Mythus und Psychologie« von Beginn seiner Konzeption der Josephsromane an als einen ihrer konzeptionellen Grundgedanken herausgestellt, aber die Erfahrung mit den abschätzigen Äußerungen über die Psychologisierung der biblischen Geschichte in den Rezensionen vor allem aus Deutschland mögen ihn nun zu einer ausführlicheren

[29] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 284–286. – Obenauer war seit 1933 Mitglied der NSDAP und trat 1934 in die SS ein. 1935 wurde er gegen den Willen der Fakultät zum Ordentlichen Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität Bonn ernannt, im nächsten Jahr wurde er gar Dekan und hielt seine Antrittsvorlesung in SS-Uniform. Er war auch in Heinrich Himmlers Sonderauftrag zur Hexenforschung involviert und wurde 1941 zum Hauptsturmführer ernannt.

[30] Vgl. Schröter (1969), S. 512.

Klärung dieses für ihn grundlegenden Problems veranlasst haben.[31] Sie hat nachhaltig gewirkt, wie vor allem die deutschsprachige Kritik der folgenden Zeit belegt, in der Thomas Manns Eigeninterpretation vielfach abgewandelt oder auch nur nachgebetet wird.

Das zeigt etwa die Rezension Diebolds, nun in der Zürcher *Weltwoche* vom 29. Januar 1937 (Matter 5962). Diebold hat sich – mit welcher Überzeugung auch immer – seit dem *Jungen Joseph* zu einer positiven Wertung des anfänglich so grämlich verrissenen Romanwerks entschlossen. Die Rückkehr des mit einem Berufsverbot belegten Kritikers aus Deutschland in die Schweiz hat die Qualität seiner Kritik freilich nicht erhöht. »Wir begegnen hier Menschen«, so konstatiert er, »wie sie uns noch keine Dichtung der neueren Welt bisher vorgestellt hat in solcher Verbindung von Mythus und Psyche« (er meint: Psychologie). Das wird dem Autor auf einmal nicht mehr übel genommen, obwohl man bezweifeln darf, dass es Diebold nun besser gefällt als bei den polemisch herabgesetzten *Geschichten Jaakobs*. Nicht viel intelligenter ist die dritte *Joseph*-Kritik von Eduard Korrodi in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 22. Oktober 1936 (Matter 5937). Er spendet dem Sprachkünstler Thomas Mann sein Lobgold und glaubt dem Roman einen Gefallen zu erweisen, wenn er dessen jüdische Elemente herunterspielt, ja ihn auf dubiose Weise zu ›entjudaisieren‹ versucht sowie von seiner Titelgestalt bemerkt, sie sei »in jedem Betracht losgelöst vom Rassischen«.

Durch besondere Eleganz der Formulierung fällt die Besprechung der Baseler *National-Zeitung* vom 14. Dezember 1936 (TMA) auf. »Festlich« sei dieser Roman »in des Wortes magischem Sinn als ein Zugleich des Geschehens und seiner zerebralen Wiederholung«. Virtuos beschreibt der anonym bleibende Rezensent Josephs Abkehr von seinem früheren Narzissmus im Geiste des alttestamentlichen Bundesgedankens, bis er »auferstehen kann als neuer Joseph, als der human-soziale Mensch, als ›Joseph der Ernährer‹«. Einige Formulierungen der Rezension kommen uns bekannt vor, vor allem aber der emphatische Schluss der Besprechung, die mit den Sätzen endet:

> Archaik, gefügt aus Modernstem, wird hier erobert, der Ur-Sinn der ›Rede‹ feiert Auferstehung. Dieses Werk, auf dessen Beschluß wir harren, wird der deutschen Sprache einen Ton gewinnen, den sie vorher nicht besaß und den sie in Zukunft nicht mehr verlieren wird.

[31] Man kann freilich nicht so weit gehen, zu behaupten, dass die Formel von der »Begegnung von Psychologie und Mythus« (IX, 499) im Freud-Essay in erster Linie ein Reflex der vorangegangenen Romankritik gewesen sei, wie in dem Aufsatz von Hans Wisskirchen: Sechzehn Jahre. Zur europäischen Rezeption der Roman-Trilogie *Joseph und seine Brüder* (zit. Anm. 1), S. 106f. angenommen wird, denn diese Formel ist von Anfang an Bestandteil der Romankonzeption, wie die *Pariser Rechenschaft* belegt.

Dieser Schluss ist nämlich identisch mit dem Ende der Besprechung des *Jungen Joseph* von Koplowitz, dem späteren Oskar Seidlin, in der *Wirtschaftskorrespondenz für Polen*. Und dass sich hinter dem »kpl« unter der Baseler Rezension eben dieser (inzwischen in die Schweiz emigrierte) Koplowitz verbirgt, ist nicht zu verkennen.

Reaktion der Exilanten

Die internationale Wirkung von *Joseph in Ägypten* hat Thomas Mann mit noch weit gespannterer Aufmerksamkeit verfolgt als die der beiden ersten Romane, da ihm ja aus der Heimat nun zum ersten Mal in seinem Schriftstellerleben totales Stillschweigen entgegen ›tönte‹. Besonders die Reaktionen der Exilanten registrierte er genau, die jetzt, da er nun offiziell zu ihnen gehörte, ihre Haltung ihm gegenüber vielfach revidierten. Die bemerkenswerteste Tendenzwende im Urteil über die Josephsromane seit 1936 hat Alfred Kurella vollzogen, der die *Geschichten Jaakobs* so gnadenlos verurteilt, ja einer Affinität zum Faschismus geziehen hatte. Nach Thomas Manns offizieller Absage ans Dritte Reich, seinem Briefwechsel mit Bonn und unter dem Eindruck des Essays *Freud und die Zukunft* hat Kurella seine Schmähposition von 1934 in seinem Artikel »Thomas Mann und die Gegenwart« in der Moskauer Literaturzeitschrift *Das Wort* 1937 (Matter 5970)[32] in aller Form zurückgenommen – und das in einem Stil, der kaum mehr erkennen lässt, dass es sich da um ein und denselben Autor handelt.

Joseph's Success Story in Amerika

Ihren weltliterarischen Durchbruch erleben die Josephsromane spätestens mit dem Erscheinen der Übersetzung des dritten Bandes im Jahre 1938 in Amerika. Bis heute hat die Originalausgabe in der deutschsprachigen Welt nicht annähernd so viel Erfolg gehabt wie diese Übersetzung, die – in schroffem Gegensatz zur Gleichgültigkeit des englischen Publikums – Thomas Mann auf den Zenit seines Ruhms führte. Vor allem seit die führende Buchgemeinschaft des Landes, der Book of the Month Club, den Roman in sein Programm aufnahm und ihm damit von vornherein eine sehr hohe Auflage garantierte (im Falle des *Joseph in Egypt* waren es 210.000 Exemplare),[33] wurde er zu einem Bestsel-

[32] Wieder abgedruckt bei Schröter (1969), S. 295–299.
[33] Vgl. Vaget (2011), S. 326.

ler, wie Thomas Mann überhaupt in dieser Zeit der meistgelesene europäische Autor gewesen zu sein scheint.[34]

Von der Unzahl der amerikanischen Kritiken können hier nur einige wenige stellvertretend gewürdigt werden. Den Reigen derselben eröffnet – noch vor Erscheinen der amerikanischen Übersetzung – eine deutsche Besprechung des berühmten Germanisten der Yale University Hermann J. Weigand vom Oktober 1937 in den *Monatsheften für deutschen Unterricht* (Madison / Wisconsin; Matter 5964), die schon von ihrem Umfang her über eine Rezension weit hinausgeht und bereits eine Analyse mit wissenschaftlichem Anspruch darstellt. Weigand gehörte zu den maßgebenden Autoritäten in Sachen Thomas Mann in Amerika. Diesen verband mit dem Gelehrten eine distanzierte Freundschaft über drei Jahrzehnte. Die wichtigste Publikation Weigands zu Thomas Mann war das – von Mann hochgeschätzte – erste Buch über den *Zauberberg* aus dem Jahre 1933. Auf dieses Buch vor allem geht zurück, dass Thomas Mann mit James Joyce und Marcel Proust für amerikanische Gelehrte lange das Dreigestirn des modernen Romans bildete.[35]

Bleibt die Wirkung von Weigands Aufsatz auf die deutsch sprechenden Fachkreise beschränkt, so setzt mit dem Erscheinen der zweibändigen Übersetzung von H.T. Lowe-Porter am 28. Februar 1938 – es fällt in die Zeit der vierten Amerikareise Thomas Manns, der wenige Monate später die endgültige Übersiedelung in die USA folgen wird – die eigentliche Wirkungsgeschichte des dritten Romans in Amerika ein.[36] Einer der beiden ersten Rezensenten, die sich zu Wort melden, ist Henry Seidel Canby, auch er Yale-Professor, dessen Artikel »The First Puritan« zwei Tage vor dem offiziellen Erscheinungstermin am 26. Februar 1938 in der New Yorker *Saturday Review of Literature* erscheint (Matter 5974), deren Chefredakteur er zu dieser Zeit ist. Canby, der als Zeremonienmeister bei dem berühmten Geburtstagsbankett für Thomas Mann am 6. Mai 1934 anlässlich seines 59. Geburtstags und des Erscheinens der *Tales of Jacob* amtiert hatte,[37] nennt Thomas Manns Romanwerk gleich in der ersten Zeile »epoch-making«. Die ganze erste Spalte von Canbys Besprechung kreist um dieses Etikett. Epochemachend seien die Josephsromane durch ihre ›revolutionäre‹ Sicht der menschlichen Natur und Darstellung der menschlichen Geschichte, wie es Joyce durch seine Erzähltechnik und Proust durch seine Rekonstruktion der Erinnerung seien. (Auch für Canby bilden Mann, Joyce und Proust die Trias der Großmeister des modernen Romans.) Der Rezensent

[34] Vgl. ebd., S. 326f.

[35] Vgl. ebd., S. 290.

[36] Zur allgemeinen Wirkung Thomas Manns auf die Literaturkritik in den USA vgl. die Übersicht von Hans Wagener: Thomas Mann in der amerikanischen Literaturkritik, in: Thomas-Mann-Handbuch, 3. Aufl, hrsg. von Helmut Koopmann, Stuttgart: Kröner 2001, S. 925–940.

[37] Ebd., S. 56.

rühmt die Beschwörungskraft von Thomas Manns Schilderung der altorientalischen Kulturen und der »success story« Josephs in Ägypten (den er wegen seines Sendungsbewusstseins nicht sehr glücklich den ersten Puritaner nennt), aber entscheidend ist für ihn die neue mythische Psychologie und ›untergründige‹ Anthropologie des Romans, das Durchscheinen älterer Existenzstufen durch das Bewusstsein des gegenwärtigen Menschen.[38]

Der andere der beiden ersten Rezensenten ist Clifton P. Fadiman, dessen Besprechung ebenfalls am 26. Februar 1938 in *The New Yorker* erschien (Matter 5975). Dass *Joseph in Ägypten* ein »masterpiece« ist, zeitgenössisch und klassisch zugleich, »written both today and always«, steht für den Rezensenten fest. Anders als so viele europäische und deutsche Kritiker äußert er kein einziges Wort über die angebliche wissenschaftliche Überfrachtung des Romans, spürt darin »no smell of archaeology«, bewundert die Zusammenschau der verschiedensten Mythenkreise und – wie Canby – das Immer-wieder-Auftauchen früherer historischer Elemente »in our subconscious memories«. Fadiman hat – ein ziemlich einmaliger Vorgang in der Geschichte der Literaturkritik – in einem Brief vom 14. Februar 1938, der am 3. März in *The New York Times* abgedruckt wurde, dem Verleger Knopf wegen der Veröffentlichung der Josephsromane emphatisch gehuldigt:

> May I, simply as a reader, express the gratitude that all civilized Americans must feel to you and your house for your part in making this immortal work of art available to us? I think you should be very proud and happy.

Nur in einem Punkt kritisiert Fadiman Knopf humoristisch: Mit der Bezeichnung der Josephsromane in der Werbung als »perhaps the greatest creative work of the 20th century« liege er ganz falsch – »You are quite wrong in using the word perhaps.«

Nie ist ein Werk von Thomas Mann hymnischer besprochen worden als der dritte Josephsroman. Und wieder ist es eine prominente Frau, die den Triumphzug anführt: Agnes E. Meyer, die den Roman gleichzeitig in der von ihrem Mann Eugene Meyer herausgegebenen *Washington Post* (Matter 5977) und der *New York Times Book Review* (Matter 5978) bespricht. Die Journalistin Agnes E. Meyer, die dem von ihr seit langem glühend bewunderten Thomas Mann im April 1937 anlässlich eines Interviews zum ersten Mal begegnet ist, sollte seine wichtigste Gönnerin in den USA werden, ohne die seine beispiellose amerikanische »success story« nicht denkbar wäre. Mit *Joseph in Ägypten* (sie las den Roman zunächst im Original) hat sie sich total – man muss sagen:

[38] In seiner Sammelbesprechung »The Three-Decker« in der *Saturday Review of Literature* vom 11. Juni 1938 [Matter 5995] hat Canby noch einmal rühmend auf Thomas Manns *Joseph*-›Trilogie‹ hingewiesen.

mehr noch erotisch als ästhetisch – identifiziert; der Roman versetzte sie förmlich in einen Rauschzustand.

In der *New York Times Books Review* erscheint die Rezension Agnes E. Meyers, die als sozialpolitische Journalistin bis dahin noch nie eine literarische Kritik veröffentlicht hatte, mit einer marktschreierischen Überschrift: »The Most Important Literary Event of 1938. Thomas Mann's Thrilling New Novel ›Joseph in Egypt‹«, und dominiert durch die Aufteilung in drei über das Heft verteilte Abschnitte das ganze Heft. Hinzu kommt eine große Annonce des Knopf-Verlags mit Foto-Porträt (dies auch in der *Washington Post*) und einem Zeitplan der Vortragstermine Thomas Manns quer durch den Kontinent. Die Anzeige kulminiert in der Formulierung: »The greatest living man of letters«. Dass das nicht nur ein Werbespot war, sondern auch der Meinung weiter literarischer Kreise entsprach, zeigt das Urteil eines der bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller: William Faulkner. Den Autor des *Joseph* hielt er für »the foremost literary artist of his time«.

Eine Besprechung, die weit über eine Rezension hinausgeht und somit die Brücke schlägt von der Literaturkritik zur Literaturwissenschaft, ist das erste Buch oder besser Büchlein zu den Josephsromanen: die schon erwähnte Studie von Harry Slochower zu *Thomas Mann's Joseph Story* mit ihren Anhängen (Matter 6013). Harry Slochower war ein aus der Bukowina stammender jüdischer Germanist und Psychoanalytiker, der am Brooklyn College in New York lehrte. Da er dem Marxismus nahestand, wurde er seit 1940 der angeblichen Mitgliedschaft in der kommunistischen Partei verdächtigt und 1952 aus seinem Lehramt entlassen (die Rehabilitation folgte 1956). Seine *Joseph*-Studie hat er 1937 Thomas Mann vorgelegt und mit ihm darüber korrespondiert (DüD II, 212 f.). Mit seiner Billigung erschien sie gleichzeitig mit dem *Joseph in Egypt* bei Knopf in New York und hat manche in der Folgezeit erschienene Besprechung des Romans beeinflusst. Die Beziehung auf den Freud-Essay von 1936 in mehreren Rezensionen ist nicht zuletzt durch Slochower vermittelt, der als Psychoanalytiker an diesem Essay naturgemäß besonderes Interesse hatte.

Das Wegweisende von Thomas Manns Romanwerk sieht er darin, dass jetzt nicht mehr die Individualität im Bilde der großen Heroen der Moderne: Don Juan oder Faust, Tristan oder Parsifal verherrlicht werde, die Nachkömmlinge des »uomo singulare« der Renaissance, sondern der Mensch, der seine Vollendung im Rekurs auf »archetypal patterns«, in der mythischen Identifikation sucht: in der »conformity to pattern«. Thomas Manns biblische Menschen seien nicht mehr stolz auf ihre Einzigartigkeit, sondern: »They are joyous about their typicality.«[39] Der Mythos werde zur Legitimation des Lebens. Thomas

[39] Slochower (zit. Anm. 22), S. 13 f.

Mann sei so der Wegbereiter einer »post-individualistic era«[40]. Slochower bahnt hier einen Deutungsweg, auf dem sich zumal nach dem Erscheinen des letzten Romans der Tetralogie die marxistische Rezeption (Georg Lukács, Hans Mayer) fortbewegen wird.

IV. Joseph der Ernährer

Europa schweigt – Reaktionen in der Schweiz

Als im Herbst 1943 der letzte Band der *Joseph*-Tetralogie in Stockholm erscheint, ist die innerdeutsche Kritik zum Schweigen verurteilt, als Folge des ›Anschlusses‹ natürlich auch die österreichische, die den ersten drei Romanen nahezu einhellig positiv gegenübergestanden hatte; ebenso die ungarische und tschechische, die sich erst nach dem Ende des Krieges wieder – emphatisch wie einst – zu Wort melden kann. Auch aus England – trotz der im Juni 1944 erscheinenden Übersetzung von H. T. Lowe-Porter – oder Frankreich ist so gut wie keine Reaktion zu hören. In einem Europa, das »verriegelt und versunken« ist (Thomas Mann an Peter Suhrkamp, 25. 6. 1948; DüD III, 173), dringen fast nur aus dem Erscheinungsland des Romans und vor allem aus der Schweiz Stimmen an die Öffentlichkeit. Europa schweigt.

Die Schweizer Kritik befand sich gegenüber Thomas Mann in einer prekären Lage. Da sich die Schweiz zu strikter Neutralität im Krieg verpflichtet hatte, war die Presse streng angehalten, jede Provokation zumal gegenüber dem übermächtigen Nachbarn Deutschland zu vermeiden. Auch die Literaturkritik hatte Selbstzensur zu üben. Ohnehin war es heikel, dass ein in Deutschland verfemter, als Staatsfeind angesehener Autor derart positiv besprochen wurde, noch dazu vonseiten einer Reihe von Emigranten. Deshalb mussten die Rezensenten allzu deutliche politische Anspielungen vermeiden, sich einer ›verdeckten Schreibweise‹ (mit Dolf Sternberger zu reden) befleißigen und den Zeithintergrund des jüngsten Josephsromans weithin ausblenden.

Der in die Schweiz zurückgekehrte frühere Kritiker der *Frankfurter Zeitung* Bernhard Diebold veröffentlicht seine Rezension von *Joseph der Ernährer* gleich viermal, in freilich verschiedenen Varianten, ohne jedoch über eine journalistische Oberflächenbetrachtung hinauszugelangen. Die mit Abstand gewichtigste und eingehendste Kritik, die in der Schweiz publiziert wird, ist die Rezension von Käte Hamburger in *Der kleine Bund* vom 14. November 1943 (Matter 6032). Sie bildet den öffentlichen Auftakt ihrer sich über Jahr-

[40] Ebd., S. 15.

zehnte erstreckenden Auseinandersetzung mit der *Joseph*-Tetralogie,[41] die sie »eines der seltsamsten und kompliziertesten, im Doppelsinne des Wortes ›bedeutungsvollsten‹, aber zugleich heiter-humoristischsten Werke der neueren Weltliteratur« nennt.

Auch Eduard Korrodi muss als Chefkritiker der *Neuen Zürcher Zeitung* natürlich zur Feder greifen, zu freilich nicht ganz so stumpfer wie in den Rezensionen zuvor (20. November 1943; Matter 6034). Man hat sogar den Eindruck, dass ihm der jüngste Roman gefällt. Vor allem die Träume, die »Goldadern dieser Romane«, scheinen es ihm angetan zu haben. Er würdigt den »Altersstil«, der sich zumal in den Längen des Romans auspräge (»die Längen werden des Dichters unerschöpfliche Wonnen«), und er vergleicht das Schlussstück der Tetralogie in dieser Hinsicht mit Hermann Hesses *Glasperlenspiel*.

»Super-Midrash«: Jüdische Exegese des Joseph

Die drei ersten Romane konnten in Deutschland noch von den jüdischen Organen besprochen werden, selbst der inzwischen tabuisierte und nicht mehr in Deutschland erscheinende *Joseph in Ägypten*. Doch als der letzte Roman erscheint, sind die jüdischen Zeitschriften längst aufgelöst und verboten, ihre Herausgeber, Redakteure und Autoren deportiert, ermordet oder exiliert. Gleichwohl ist es gerade die jüdische Kritik die – aus dem Ausland – ihre Stimme erhebt.

In der in Tel Aviv erscheinenden deutschsprachigen Zeitschrift *Jedioth Chadaschot* (früher *Blumenthals Neueste Nachrichten*) vom 15. Dezember 1944 – wegen der verzögerten Lieferbarkeit des Buchs nach Palästina erst so spät – rühmt Har Nechoschet am Schlussstück der *Joseph*-Tetralogie die »echt Thomas Mann'sche Verwobenheit von Heiterkeit und Ernst«, das Miteinander von Tod und Leben, »Witz und Sympathie« (in Thomas Manns Worten). Bewegt stellt der Rezensent fest: »Thomas Mann, der Nicht-Jude, der Deutsche von Herkunft und – vorhitlerscher! – Kultursphäre, mag als Vertreter des ›anderen Deutschland‹ bezeichnet werden« – was Thomas Mann gerade nicht sein wollte, da es für ihn nur ein einziges Deutschland im Guten und Bösen gab –, »vielleicht fast der einzige, ›andere, bessere Deutsche‹, der heute lebt. […] Für uns ist er der, der uns aus der Reihe unserer Ahnen Jakob und Joseph lebendig gemacht hat, der Mensch, den wir Mitmenschen darob bewundern und lieben.«

[41] Vgl. bes. ihre Monographie: Thomas Manns Roman »Joseph und seine Brüder«. Eine Einführung, Stockholm: Bermann Fischer 1945 (2., veränderte Aufl. u.d.T.: Der Humor bei Thomas Mann. Zum »Joseph«-Roman, München: Nymphenburger 1965; leicht verändert u.d.T.: Thomas Manns biblisches Werk. Der Joseph-Roman, München: Nymphenburger 1981).

Thomas Mann wurde diese Rezension von Minni Steinhardt zugeschickt, der er am 3. Februar 1945 mit großer Bewegung dankt:

> Der Artikel […] gehört zum Erfreulichsten, was ich über dies Buch zu lesen bekommen habe. Es ist mir eine wahre Freude, daß nicht nur dieser Band, sondern das ganze Werk in Palästina, aber darüber hinaus beim Judentum der Welt so günstige und ehrenvolle Aufnahme gefunden hat. Bei der geistigen Haltung des Buches und gewissen humoristischen und ironischen Akzenten, die ihm eigen sind, spricht diese Empfänglichkeit gerade jüdischer Leser für eine Reife und Klugheit, die nicht jedes Volk angesichts einer modernen und dichterisch freien Darstellung seiner Ursprünge und seiner Geschichte bewahren würde. (DüD II, 311)

Die wohl wichtigste jüdische Stimme ist diejenige des Rabbiners und Religionswissenschaftlers Schalom Ben-Chorin in der Zeitschrift *Hakidmah* (Tel Aviv) vom 2. Februar 1945 (Matter 6071[42]). Der (als Fritz Rosenthal) gebürtige Münchener stammte aus einer assimilierten Kaufmannsfamilie. 1935 emigrierte er nach Palästina und nahm den Namen Schalom Ben-Chorin (Frieden, Sohn der Freiheit) an. In seiner (deutsch geschriebenen) Rezension, die er Thomas Mann geschickt hat und für welche dieser sich am 25. April 1945 bedankt (DüD II, 313), rühmt Ben-Chorin, dass es Thomas Mann in seinen Romanen, vor allem dem letzten, gelungen sei, die »ganze Bibel« neu zu beleben, »mythisches Wissen«, jüdische Legenden, die Märchen der Völker mit moderner Wissenschaft zu vereinen, und das im Geiste eines »weltweiten Humors, der eine ›göttliche Komödie‹, einen weitschichtig geplanten Gottes-Scherz aus der Geschichte von Fall und Aufstieg des Rahelkindes macht«. Der Religionswissenschaftler Ben-Chorin zollt aber nicht zuletzt der Theologie Thomas Manns seinen hohen Respekt: »die Gotteserkenntnis des Dichters beraubt uns oft fast des Atems«. Joseph wird ihm zur Symbolfigur des modernen Judentums: der »assimilierte« Jude, der doch »mit dem grossen Gottes-Vorbehalt Jisrael bleibt, inmitten der Völker«.

Schon bald nach dem Erscheinen der ganzen *Joseph*-Tetralogie beginnen jüdische Philologen, sie aus exegetischer Sicht zu befragen und auf ihre Quellen hin zu untersuchen. Thomas Mann hat daran lebhaft Anteil genommen. So ist es gerade sein Rückgriff auf die Midrashim, der die jüdischen Philologen fesselt. Als »Super-Midrash« bezeichnet Ludwig Lewisohn die Josephsromane in *The New Palestine* (Washington D.C.) vom 15. September 1944 (Matter 6051) sogar. In diese Richtung weist auch der Aufsatz »Thomas Mann and the Midrash« von Bertha Badt-Strauss in *The Reconstructionist* (New York) vom 20. April 1945 (Matter 6072). In ihrem Artikel bezeichnet die Autorin Thomas Mann als Fortsetzer der Midrash-Tradition, denn der Midrash sei schöpferi-

[42] Hier irrtümlich als Rezension in hebräischer Sprache angegeben.

scher Kommentar zur Bibel. Das Grundprinzip der altjüdischen Hermeneutik laute mit den Worten eines Midrash selber: »Wende die heilige Schrift hin und her, kehre sie um und um, denn alles ist in ihr enthalten!« Durch Neuerzählung und Hinzufügung von Erfundenem soll das allzu Bekannte lebendig erhalten werden. Eben das sei aber auch das Prinzip der Josephsromane.

Nichts war Thomas Mann wichtiger als diese jüdischen Stimmen, habe er doch, wie er am 19. April 1948 an Ludwig Lewisohn schreibt, von dem das Wort »Super-Midrash« stammt, »vier Bände lang den jüdischen Mythos verherrlicht, hundert mal dem Antisemitismus meine Verachtung bezeugt […]« (DüD II, 329).

Als das Hebrew Union College, Cincinnati / Ohio ihm im Oktober 1945 den Ehrendoktor verleiht, dankt er dem Präsidenten Julian Morgenstern am 27. November für diese Ehrung in einem Brief, der am 11. Januar 1945 unter dem Titel »Indefatigable vigilance« im *Aufbau* (New York) gedruckt wurde:

> Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, daß es meine biblische Dichtung, die Joseph-Saga, ist, der ich die Ehrung verdanke, einem Werk, dem ich mehr als ein Jahrzehnt meines Lebens gewidmet habe und dem von keiner Seite eine kompetentere und bestätigendere Anerkennung zuteil werden konnte als von der Ihren. In jenem Roman habe ich zwar die jüdischen Vätergeschichten in ein allgemein menschliches Licht gerückt, aber es waren eben doch diese frommen Geschichten, die den Grund und die Inspiration gaben für ein in dunkelster Stunde gesungenes Menschheitslied; und als siebzigjähriger junger Doktor der Hebrew Letters denke ich zurück an die orientalistischen Studien und insbesondere die eifrige Midrasch-Lektüre, die ich zur Vorbereitung meiner Arbeit und während ihrer Entstehung betrieb.
> Ich entwarf den Plan dieser Arbeit zu einem Zeitpunkt, als sich in meinem Ursprungsland die düsteren Tendenzen zu verdichten begannen, die, während ich daran schrieb, zu so fürchterlichen Ausbrüchen kommen sollten, Ausbrüchen gegen ein Volk, dem die abendländische Zivilisation so vieles verdankt und das immer ein Träger des Geistes war: gegen das jüdische Volk. (DüD II, 319)

Eine neue amerikanische Rezeptionswelle

Während Europa außer der Schweiz und Schweden schweigt, erlebt *Joseph the Provider* seit dem Erscheinen der amerikanischen Ausgabe im Frühjahr 1944 – sie wurde wie *Joseph in Egypt* als ›Book of the Month‹ ausgewählt, was ihr einen beträchtlichen Absatz sicherte – wieder eine üppige Rezeptions- und Rezensionswelle, die kaum zu überschauen ist. Am Anfang steht der Doppelartikel von Agnes E. Meyer in der *Washington Post* vom 18. und 25. Juni 1944 (Matter 6035) sowie in der *New York Times Book Review* vom 25. Juni 1944 (Matter 6036). Für sie sind die Josephsromane, vor allem der abschließende, »the modern Divine Comedy«.

Weit über alle sonstigen amerikanischen Kritiken von *Joseph the Provider* erhebt sich die konzentrierte Rezension von Harry Levin, einem der bedeutendsten amerikanischen Kritiker des 20. Jahrhunderts, in der *New Republic* (New York, 10. Juli 1944; Matter 6044). Mit wenigen Strichen ortet Levin den Roman in der Gesamtentwicklung Thomas Manns und vor dem zeitgeschichtlichen Hintergrund, auf den die Rezensenten in den USA sonst meist erstaunlich zurückhaltend Bezug nehmen. Das Argument, Thomas Mann sei kein wirklicher »novelist«, fegt der weltliterarisch orientierte Rezensent mit der Bemerkung weg, Laurence Sterne sei es auch nicht, und er verweist auf die von Thomas Mann ausdrücklich bekundete Inspiration seines letzten Romans durch den *Tristram Shandy*. Er betont die Flexibilität der Gattung Roman, die nicht auf das narrative Element reduziert werden dürfe, sondern in der Moderne ein hohes Maß an Ideenarbeit zulasse. Levin liegt alles daran, Thomas Manns Roman nicht mit konventionellen epischen Wertungsmaßstäben zu behelligen, sondern ihn ganz in der Moderne anzusiedeln, sowohl inhaltlich – er bringt z. B. die Agrarreform Josephs mit modernen Wirtschaftstheorien und -praktiken in Verbindung – als auch und vor allem formal, etwa im Hinblick auf seine – der mythischen Methode von Eliot und Joyce vergleichbare – »cyclic structure«.

Schon kurz nach der abebbenden Rezensionswelle setzt die ›Sekundärliteratur‹ über den vierten Roman ein, der es nicht um literarische Wertung, sondern um Analyse geht. Ein früher Gipfel in der philologischen Spurensuche im letzten Josephsroman ist einem Autor zu verdanken, der als Koplowitz in der *Wirtschaftskorrespondenz für Polen* zu den rezensierenden Wegbegleitern der Josephsromane von ihren Anfängen an gehörte. Es ist Oskar Seidlins Aufsatz »Laurence Sterne's Tristram Shandy and Thomas Mann's Joseph the Provider« in dem Journal *Modern Language Quarterly* (März 1947; Matter 6097), der unter dem Titel »Ironische Brüderschaft« später auch auf Deutsch erscheint.[43]

Hans Vaget hat von der »enttäuschenden Rezeption« und der »überwiegend kritischen Presse« gesprochen, die der vierte Band des *Joseph* in Amerika gehabt habe.[44] Und er folgert: »Im Rückblick stellt sich die Rezeption dieses Romans als der Scheitelpunkt dar, an dem die Reputationskurve Thomas Manns in Amerika nach unten zu weisen begann.«[45] Überblickt man die Fülle der amerikanischen Rezensionen des *Provider*, kann man ein solches Absinken des Romans in der Gunst der Literaturkritik nach dem Erscheinen des vierten Teils indessen nicht bestätigen.

[43] Oskar Seidlin: Von Goethe zu Thomas Mann. Zwölf Versuche, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1963, S. 185–207.

[44] Vaget (2011), S. 150.

[45] Ebd., S. 208 f.

Deutsche Nachkriegsrezeption in West und Ost

Wendet man sich nach der amerikanischen der deutschen Nachkriegsrezeption der Josephsromane zu, kommt das im Hinblick auf ihr Niveau einem Absturz gleich. Überblickt man die Kritik in Ost und West, ergibt sich ein paradoxes Bild: Einem der von einer neuen affirmativen Theorie des Mythos bestimmten, theologisch und religionsphilosophisch markantesten Romanwerke des 20. Jahrhunderts steht die Kritik in Westdeutschland, das seine Identität so stark im Zeichen einer christlichen Restauration sucht, vielfach mit kritischer Reserve gegenüber, während die einer atheistischen Ideologie verpflichteten führenden Kritiker Ostdeutschlands in ihnen ein großes Dokument, gewissermaßen ein Gipfel- und Endwerk spätbürgerlicher humanistischer Kultur sehen, in deren Spuren der Sozialismus seinen Weg in die Zukunft antreten soll.

Den Ton der sozialistischen Kritik hat der ungarische Sozialphilosoph und Literaturwissenschaftler Georg Lukács angegeben. Ähnlich wie der amerikanische marxistische Theoretiker Harry Slochower versteht Lukács (1949) den Weg Josephs als einen solchen »von der Abgeschlossenheit [der ästhetischen Isolation des Künstlers] zur menschlich-gesellschaftlichen Gemeinschaft. […] Es ist der Weg von einer reinen Selbstkontemplation, die beim jungen Joseph wie bei den Jugendhelden Thomas Manns bis zum Narzißmus geht, zur gesellschaftlichen Aktivität.«[46] Diesem ideellen Ziel diene die »ganze Welt der mythisch versunkenen Vergangenheit«,[47] die als solche – wie der Mythos an sich – Lukács nur peripher interessiert. Thomas Manns Welt bleibt für ihn eine bürgerliche, »bürgerlich gesehen, jedoch mit dem großen, unbefangenen Blick eines Bürgers, der in der Beurteilung der Gegenwart, in der Erfassung ihres Wesens, in der Einsicht in ihre Zukunft sich ideologisch weit über die eigenen Klassenschranken erhoben hat«.[48]

Die westdeutsche Kritik befindet sich gegenüber dem letzten Josephsroman oft in einer Abwehrhaltung, die zumal durch Thomas Manns offene Ablehnung der Einladung Walter von Molos, nach Deutschland zurückzukehren, die Auseinandersetzung mit Frank Thieß über die Glaubwürdigkeit der ›Inneren Emigration‹, die vermeintlich kollektive ›Verteufelung‹ Deutschlands im zwei Jahre vor *Joseph der Ernährer* in Deutschland veröffentlichten *Doktor Faustus* sowie durch die Reise im Goethe-Jahr 1949 sowohl nach Frankfurt als auch nach Weimar ausgelöst wurde. Ein Musterbeispiel für die weitverbreitete Thomas Mann-Ablehnung ist der Schmähartikel von Gerhard Nebel zu seinem 75. Geburtstag in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* vom 6. Juni 1950, der in

[46] Georg Lukács: Thomas Mann, Berlin: Aufbau 1949, S. 50–59.
[47] Ebd., S. 301.
[48] Ebd., S. 292.

seiner Aggressivität und seinen alten Argumentationsklischees peinlich an die nationalsozialistische Polemik gegen den verhassten Autor zurückdenken lässt. Der 1939 nach England emigrierte, Thomas Mann nahestehende Schriftsteller Martin Beheim-Schwarzbach, der nach dem Krieg als Offizier der britischen Control Commission for Germany wirkte, spricht 1953 in einem Aufsatz[49] von der »problematischen Stellung, die Thomas Mann heute in der deutschen Bildungswelt einnimmt«. Er beschreibt die »deutschen Mißverständnisse um den bedeutendsten Schriftsteller, den Deutschland heute hat« und die selbst dem Joseph, »der alle anderen Bücher Thomas Manns an dichterischer Schönheit, Kraft, Tiefe und Würde überragt« und auf den er nun einen wahren Hymnus anstimmt, im Wege stünden – begegne man ihm doch hierzulande mit »mürrischer« Gleichgültigkeit.

Ganz so schlimm war es freilich nicht. Der Überblick über die erschienenen Rezensionen zeigt, dass es neben skeptischen bis ablehnenden auch eine stattliche Reihe von geradezu hymnischen Würdigungen gibt, die etwa von Thomas Manns »epischer Meisterschaft ohnegleichen« reden (so Heinz Schöffler im Südwestfunk vom 16. April 1950; TMA). Positiven Stimmen wie dieser stehen die teilweise aggressiv ablehnenden gegenüber. Schon eine der frühesten Kritiken von *Joseph der Ernährer* in Westdeutschland, diejenige von Rudolf Arasmus in *Die Kommenden. Unabhängige Zeitschrift für freies Geistesleben* vom 10. Januar 1949 (Matter 6117), erscheint unter dem bezeichnenden Titel »Das Versagen des modernen Dichters«. Sein erster Zwischentitel lautet nicht weniger bezeichnend: »Blick in eine versunkene Zeit«. Noch einmal wird die Bibel in ihrem Lakonismus gegen Thomas Manns epische Weiträumigkeit ausgespielt, wieder wird seine sprachliche Artistik als unvereinbar mit der Tiefe des mythischen Geschehens ausgegeben, und der Verfasser ist sich sicher, dass die Zeit über diese Romane hinweggehen wird, die »in 30 oder 50 Jahren keine Menschenseele mehr« lesen wird. Diese jeder tieferen Substanz entbehrende Rezension setzt, als wäre keine Zeit vergangen, die Polemik gegen Thomas Mann seit den Zwanzigerjahren argumentativ fast unverändert fort. Das gilt auch für die christliche, zumal katholische Kritik. So schreibt Hubert Becher SJ in den *Stimmen der Zeit* vom September 1949 seine alte Polemik gegen die Josephsromane ohne argumentative Neuerungen fort, nur in noch erheblich unfreundlicherem Ton.

Kaum eine Rezension spiegelt in ihrer diabolischen Dialektik die Haltung der literarischen Öffentlichkeit gegenüber Thomas Mann um 1950 auf vertracktere Weise wider als die Besprechung des letzten Josephsromans vom 19. Mai 1950 aus der Feder des Erlanger Germanisten Hans Schwerte (»Der humanisierte

[49] Martin Beheim-Schwarzbach: Joseph und der Zauberer, in: Neue Rundschau, Jg. 64, H. 4, Frankfurt/Main: S. Fischer 1953, S. 621–636.

Mythos«, in: *Die Erlanger Universität*; Matter 6139). Die Besprechung scheint zunächst auf eine ganz und gar positive Würdigung zuzusteuern, bezeichnet der Rezensent die Tetralogie in der Mitte der Kritik doch »als das bedeutendste und sprachlich geglückteste Spätwerk Thomas Manns« – und fährt in diesem panegyrischen Stil eine Weile fort. Dann aber folgt ein Umschlag der Wertung, als nehme plötzlich ein ganz anderer Rezensent dem bisherigen die Feder aus der Hand. Der Mythos werde von Thomas Mann Schicht um Schicht »in die schillernde Lauge einer ironischen Psychologie« getaucht, die »schließlich jede ›Religion‹ ätzend auflöst«. Am Ende stehe die »Aufhebung Gottes in der Ironie einer alles wissenden Psychologie«.

Und nun folgt ein Argument, das dem Leser den Atem verschlägt. Schwerte macht den Emigranten Thomas Mann aufgrund seiner angeblichen ironischen Auflösung von Mythos und Metaphysik mitverantwortlich für die aus dem Verlust aller religiösen Werte resultierende Apokalypse des Dritten Reichs, streitet ihm also das Recht ab, über die Deutschen, die im Lande geblieben sind, zu richten und in den seligen Gefilden seines kalifornischen Exils seine Hände in Unschuld zu waschen. Schwertes eigene Worte:

> Wer aber solches sich vornimmt, aus welchen humanen Gründen immer, – sollte den nicht eines Tages doch irgendwann einmal sein Gewissen fragen, ob denn solche Gottesverdrängung ins ›Humane‹, lang und oft gepredigt, nicht auch irgendwie beteiligt sei an den Dunkelheiten und dunklen Taten unserer Epoche?

Dass Thomas Mann aufgrund seiner Humanisierung des Mythos, d. h. für Schwerte seiner Entgöttlichung und der Auflösung aller Sinnhaftigkeit der Welt durch einen ironischen Nihilismus, eine geistige Mitschuld am Verhängnis des Faschismus zugewiesen wird, bliebe auch dann das Zeugnis einer perfiden Rabulistik, wenn der Rezensent ein aufrechter innerer Emigrant gewesen wäre, der sich während des Dritten Reichs keines Vergehens schuldig gemacht hätte. Aber dieser innere Emigrant war Schwerte nicht, sondern als Hans Ernst Schneider SS-Hauptsturmführer und Abteilungsleiter im persönlichen Stab des SS-Reichsführers Heinrich Himmler. Schneider ließ sich nach dem Krieg von seiner Frau für tot erklären, heiratete sie wieder, adoptierte sein eigenes Kind und vertauschte seine Identität gegen die eines Hans Schwerte, bis er Anfang der Neunzigerjahre enttarnt wurde. Thomas Mann hätte diesen Fall von »vertauschten Köpfen«, der abgründig-zufällig mit der Rezeptions- und Rezensionsgeschichte der Josephsromane verbunden ist, wahrhaft zum Gegenstand einer Novelle machen können – wenn jener vertauschte Kopf das verdient hätte.

Jan Assmann

Mose gegen Hitler

Die Zehn Gebote als antifaschistisches Manifest

Als Thomas Mann am 4. Januar 1943 die sechzehnjährige Arbeit an den *Joseph*-Romanen beendete, räumte er seine umfangreiche ägyptologisch-orientalistisch-bibelwissenschaftliche Bibliothek, die er zu diesem Projekt um sich versammelt hatte, noch nicht gleich beiseite, um für sein neues großes Projekt, *Doktor Faustus*, Platz zu schaffen, sondern macht sich eine Woche später an ein kleineres Auftragswerk, für das er diese Bibliothek noch einmal brauchte.[1] Denn darin sollte es um Mose gehen, also um eine Art Fortsetzung des biblischen Stoffes, um das zweite nach dem ersten Buch Mose, um den Auszug aus nach dem Einzug in Ägypten. Es liegt nahe, diese beiden biblischen Arbeiten hinsichtlich ihres Umgangs mit der biblischen Vorlage zu vergleichen.[2] Zuvor muss aber natürlich der ganz grundsätzliche Unterschied hervorgehoben werden zwischen einem selbstgewählten Lebenswerk wie den *Joseph*-Romanen und einem lukrativen Auftragswerk, das Thomas Mann kaum zwei Monate in Anspruch genommen hat. Das Josephswerk ist trotz mancher zeitgeschichtlicher Bezüge gegen die Zeit angeschrieben und errichtet eine Gegenwelt zur immer unerträglicheren Gegenwart, die Mose-Novelle stellt dagegen auftragsgemäß eine engagierte politische Intervention dar. Das ursprünglich als Film geplante und dann als Buch realisierte Projekt Armin L. Robinsons *The Ten Commandments. Ten Short Novels of Hitler's War against the Moral Code*

[1] Ausgangspunkt dieser kleinen Studie ist der Versuch, mir über eine gewisse Irritation mit Thomas Manns Mose-Erzählung Rechenschaft abzulegen, die ich auch bei wiederholter Lektüre nicht überwinden kann. Diese Irritation ist freilich nur der Schatten der Bewunderung für andere Texte Thomas Manns, insbesondere der *Joseph*-Romane und des *Doktor Faustus*, die eine Ahnung davon geben, was der Dichter aus dem Stoff auch hätte machen können. Stephan Stachorski danke ich für zahlreiche bibliographische Hinweise und unschätzbare Hilfe bei der Literaturbeschaffung.

[2] Siehe hierzu grundlegend Käte Hamburger: Thomas Manns biblisches Werk. Der Joseph-Roman. Die Moses-Erzählung »Das Gesetz«, München: Nymphenburger 1981. – Für eine Bibliographie der bis 1999 erschienenen Literatur siehe Reinhard Dithmar: Mose und die Zehn Gebote in Thomas Manns Erzählung »Das Gesetz«, Ludwigsfelde: Ludwigsfelder 1999, S. 133–141. – Einen ausführlich referierenden Überblick über die ältere Literatur gibt Friedemann W. Golka: Mose – biblische Gestalt und literarische Figur. Thomas Manns Novelle »Das Gesetz« und die biblische Überlieferung, Stuttgart: Calwer 2007. – Für eine kommentierte Neuausgabe der Novelle siehe Volker Ladenthin und Thomas Vormbaum: Thomas Mann. Das Gesetz. Novelle (1944), Berlin/München/Boston: de Gruyter 2013 (= Juristische Zeitgeschichte/Abteilung 6).

sollte die Welt über den wahren Charakter des Hitlerkriegs als eines Frontalangriffs auf die menschliche Zivilisation – Recht, Moral und Religion – überhaupt aufklären und aufrütteln. So endet die Mose-Novelle mit einer förmlichen Verfluchung Adolf Hitlers, des aktuellen Anti-Mose, des Zerstörers von dem, was Mose aufgebaut hat. Schließlich gilt es, die Größenverhältnisse zu beachten. Die vier großen Romane beziehen sich auf die Kapitel 12–50 des Buches Genesis, die eine Novelle dagegen bezieht sich auf die restlichen vier Bücher Mose. Die *Joseph*-Romane verhalten sich expansiv, die Mose-Erzählung kontraktiv zur biblischen Vorlage.

Das alles ist wohlbekannt und oft beschrieben. Weniger bekannt ist aber vielleicht, dass auch schon zwischen den biblischen Vorlagen, den Väterlegenden und der Josephsgeschichte einerseits und den Büchern Exodus bis Deuteronomium andererseits, ganz ähnliche Unterschiede bestehen. Wenn die Genesis ähnlich wie die *Joseph*-Romane ein großes Erzählwerk ist, in dem es um Welt und Menschheit, Gott und Individuum geht und politische Themen eher am Rande stehen, dann ist das Buch Exodus entschieden politisch, hier geht es um Ethnogenese, die Entstehung des Volkes Israel im Bund mit JHWH, der es befreit, erwählt und durch Gebote und Gesetze moralisch und politisch konstituiert hat, also um einen politischen Mythos katexochen.[3]

In den Erzväterlegenden der Genesis herrscht daher ein ganz anderer Geist als in der Mose-Erzählung des Buches Exodus.[4] Schon Goethe hatte diesen Unterschied bemerkt. »Eine ungeheure Kluft«, schreibt er in *Dichtung und Wahrheit*, »trennt das zweite Buch [Mose] von dem ersten«. Er sieht »das eigentliche Thema der Weltgeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind«, im »Conflict des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, […] sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt.«[5] Auf eine solche Epoche beziehen sich die Erzvätergeschichten. »Die vier letzten Bücher Mose«, schreibt er, »haben den Unglauben zum Thema«,

[3] Vgl. hierzu mein Buch: Exodus. Die Revolution der Alten Welt, München: C.H. Beck 2015.

[4] Siehe hierzu vor allem Konrad Schmid: Erzväter und Exodus. Untersuchungen zur doppelten Begründung der Herkunft Israels innerhalb der Geschichtsbücher des Alten Testaments, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener 1999 (= Wissenschaftliche Monographien zum Alten und Neuen Testament 81).

[5] Johann Wolfgang von Goethe: Israel in der Wüste, in ders.: West-östlicher Divan, Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan, 2 Teilbände, hrsg. von Hendrik Birus, neue, völlig revidierte Ausgabe, Berlin: Deutscher Klassiker 2010, S. 229–248, 230. – Goethe hatte diesen Aufsatz, der auf älteren Entwürfen beruht, schon 1797 für Schillers *Horen* vorbereitet, aber erst 1819 in den *Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des West-östlichen Divans* publiziert. Im März 1812 hatte Goethe bereits den Aufsatz von 1797 für das 12. Buch von *Dichtung und Wahrheit* herangezogen (vgl. *Dichtung und Wahrheit* I 4 und III 12; siehe den Kommentar von Hendrik Birus in: West-östlicher Divan, Teilband 2, S. 1554). Zu Goethes Mose siehe Wolf-Daniel Hartwich: Die Sendung Moses. Von der Aufklärung bis Thomas Mann, München: Wilhelm Fink 1997, S. 95–108.

worunter er die ungeheuren Schwierigkeiten versteht, mit denen Mose zu kämpfen hat und an denen er bei Goethe letztlich scheitert. So kommt es, dass nach Goethe »der Gott Abrahams den Seinen freundlich erscheint, wenn uns der Gott Mosis eine Zeitlang mit Grauen und Abscheu erfüllt hat.«[6]

Die Geistigkeit der Genesis kann man als universalistisch, inklusivistisch, irenisch und weltoffen charakterisieren, geht es hier doch um Gott als Schöpfer von Himmel und Erde, der für alle Menschen und Völker zuständig ist. Die Tendenz der vier letzten Bücher Mose ist dagegen partikularistisch, exklusivistisch, identitätsfundierend und aggressiv, hier geht es um Gott als den Befreier aus ägyptischer Knechtschaft und um die Gründung und Absonderung des Gottesvolks aus dem Kreis der Völker und ganz besonders um seine Abgrenzung gegen die Kanaanäer.[7] Dieser Unterschied ist auch in Thomas Manns beiden biblischen Erzählungen, der großen und der kleinen, zu finden.

Ein anderer wichtiger Unterschied, der sich ebenfalls in Thomas Manns biblischem Werk ausprägt, besteht innerhalb des Buches Genesis zwischen den Erzväterlegenden und der Josephsgeschichte. Die biblische Josephsgeschichte ist theologisch anspruchslos; Gott kommt hier kaum vor. Darin unterscheidet sie sich von den Erzväterlegenden, in denen Gott ja eine zentrale Rolle spielt, man denke nur an die Erzählungen von den Verheißungen an Abraham, der Zerstörung von Sodom und Gomorra, der Fast-Opferung Isaaks, Jakobs Traum von der Himmelsleiter und seinem Kampf mit dem Engel. Nichts Derartiges geschieht in der Josephserzählung, sie atmet einen vergleichsweise weltlichen Geist. Gott tritt nicht auf. Sie ist ein Lehrstück aus der weisheitlichen Tradition und zeigt, wie weit es ein Jude in der Diaspora bringen und doch ein gesetzestreuer Jude bleiben kann.[8] Joseph ist der Inbegriff eines *zaddiq*, eines Gerechten, der allen Versuchungen der Gastkultur, in der er sich hervorragend auskennt und bewährt, zum Trotz dem Gottesbund treu bleibt. In ihrer Weltlichkeit kam die biblische Vorlage Thomas Mann entgegen. Nicht, dass die *Joseph*-Romane keine theologischen Themen berührten. Aber sie ließen sich hervorragend mit seinem Grundthema, der Humanisierung und Psychologisierung des Mythos, verbinden und Thomas Mann konnte sie fast alle im ersten Band, den *Geschichten Jaakobs*, unterbringen.

Das ist bei der in den Büchern Exodus bis Deuteronomium entfalteten Mose-Geschichte vollkommen anders. Sie ist theologisch anspruchsvoll, ja von allerhöchster fundierender theologischer Bedeutung. Es handelt sich um die Grün-

[6] Johann Wolfgang von Goethe: Dichtung und Wahrheit, zit. nach Hartwich, S. 106.

[7] So auch Bernhard Lang: Von der kriegerischen zur nativistischen Kultur. Das alte Israel im Lichte der Kulturanthropologie, in: Buch der Kriege – Buch des Himmels. Kleine Schriften zur Exegese und Theologie, hrsg. von dems., Leuven: Peeters 2011, S. 25–43.

[8] Vgl. Gerhard von Rad: Biblische Josephserzählung und Josephsroman, in: Neue Rundschau, Jg. 76, H. 4, Frankfurt/Main: S. Fischer 1965, S. 546–559.

dungserzählung des Monotheismus und des Volkes Israel, die hier in einen untrennbaren Zusammenhang gebracht werden. Anders als in der Josephsgeschichte tritt Gott hier nun zentral und massiv auf. Das Generalthema des Buches Exodus ist Offenbarung in dem völlig neuen Sinne einer ein-für-allemaligen Gründung, der dann von Christentum und Islam übernommen wird.[9]

Dieses Thema muss Thomas Mann vor schwere Probleme stellen, denn Offenbarung (woraus man ihm natürlich keinen Vorwurf machen kann) ist in seiner Theologie nicht vorgesehen. Thomas Manns Theologie ist – wie vor allem Christoph Schwöbel deutlich gemacht hat[10] – strikt anthropologisch, vom Menschen her gedacht; sein Gott changiert zwischen Erfindung und Entdeckung; Abraham hat ihn ›hervorgedacht‹, Mose hat ihn in sich als eine innere Stimme wiedergefunden.[11] Gott, d. h. die Konzeption Gottes, ist für Thomas Mann eine große menschliche und kulturelle Leistung, bei der es darum geht, Gott ›hervorzudenken‹ und sich zu ihm in Beziehung zu setzen. Abraham errichtet durch sein Hervordenken Gottes diese Beziehung, in der Joseph dann lebt. Mose errichtet sie neu aus den Trümmern der Versklavung.

Dieses Gegenüber von Gott und Mensch ist für Thomas Mann ein psychologisches, kein ontologisches Faktum. Es ist der religiös begabte Mensch, der *homo religiosus,* der sich in die Gottesbeziehung gestellt sieht. Thomas Manns Mose ist wie auch sein Abraham der Inbegriff eines *homo religiosus*. So muss Thomas Mann die verschiedenen Offenbarungen oder Offenbarungsschritte, von denen das Buch Exodus handelt, auf innere bzw. natürliche Vorgänge zurückführen. Darin kann er sich übrigens weitgehend auf seine wichtigsten Quellen, Goethes *Israel in der Wüste,* Elias Auerbachs *Wüste und Gelobtes Land*[12] und Sigmund Freuds *Der Mann Moses und die monotheistische Religion* berufen, die von einem ähnlichen rationalistischen Interesse geleitet sind.[13]

Dabei gilt es aber, einen wichtigen Unterschied zu beachten. Goethe, Auerbach und in diesem Sinne auch Sigmund Freud[14] verfolgen mit ihrem radikal enttheologisierenden, rationalistischen Ansatz ein historisches Interesse. Ihnen geht es darum, hinter den legendenhaften Übermalungen und Ausschmückun-

[9] Siehe hierzu mein Buch: Exodus (zit. Anm. 3).

[10] Christoph Schwöbel: Die Religion des Zauberers, Tübingen: Mohr Siebeck 2008.

[11] Dabei gilt es natürlich, den grundsätzlichen Unterschied zwischen der mythischen Theologie der Josephsromane und dem ironischen Naturalismus der Mose-Novelle zu berücksichtigen.

[12] Elias Auerbach: Wüste und Gelobtes Land. Geschichte Israels von den Anfängen bis zum Tode Salomos, Berlin: Kurt Wolf 1932.

[13] Thomas Mann nennt diese drei Quellen ausdrücklich in *Die Entstehung des Doktor Faustus* (19.1, 418). Zur Abhängigkeit von Freud siehe bes. Andreas Käser: Thomas Mann als (biblischer?) »Redaktor«. Die Moses-Novelle »Das Gesetz«, in: Heinrich-Mann-Jahrbuch 15/1997, hrsg. von Helmut Koopmann und Peter-Paul Schneider, Lübeck: Schmidt-Römhild 1997, S. 123–160.

[14] Sigmund Freud: Der Mann Moses und die monotheistische Religion, Amsterdam: Allert de Lange 1939. Neuausgabe Stuttgart: Philipp Reclam jun. 2010.

gen der Bibel die Konturen historischer Personen und Vorgänge freizulegen. Jenseits aller Fragen des Glaubens oder Unglaubens sind sie von der Historizität des Exodus und Moses überzeugt. Ganz anders Thomas Mann: Sein Interesse ist bei allem politischen und moralischen Engagement doch genuin literarisch. Er will die biblische Erzählung, wenn er sie auf die Erde herunterholt, »genau machen«, ihm geht es um narrative Konkretisierung durch Spezifikation. Nicht ›so war es‹ ist seine Devise, sondern ›so wird es lebendig, farbig, vorstellbar‹. In ausdrücklicher Absetzung von jedem historischen Anspruch spricht er von seiner Novelle als einer »Moses-Phantasie«[15].

Daher wird die Offenbarung, mit der Goethe, Auerbach und Freud nichts anfangen können (bei Auerbach kommt der Begriff gar nicht vor), von Thomas Mann psychologisch gedeutet. Sein Mose ist »erschüttert von Eingebungen und Offenbarungen, die in einem gewissen Fall sogar sein Inneres verließen und als flammendes Außen-Gesicht, als wörtlich einschärfende Kundgebung und unausweichlicher Auftrag seine Seele heimsuchten« (VIII, 808 f.): Das ist Thomas Manns Version der Dornbusch-Szene. Im Laufe der Ereignisse verdichtet sich dann diese Stimme immer mehr zu einem Partner, der Mose gegenübertreten, mit dem er verhandeln kann, z. B. als Mose seinen Auftrag als zu schwer aufgeben will und »Gott ihm aus seinem Inneren mit so deutlicher Stimme« antwortete, »daß er's mit Ohren hörte und aufs Angesicht fiel« (VIII, 854 f.), oder als Mose nach der Geschichte des Goldenen Kalbes Gott davon abbringen muss, das Volk zu vernichten. Auch wo Thomas Mann Gott auftreten lässt, ist klar, dass es sich hier um innerpsychische Vorgänge handelt.

In der Bibel sind auch die zehn Plagen, mit denen JHWH die Freilassung seines Volkes erzwingt, Offenbarungen, »Zeichen und Wunder«. Thomas Mann kann sie leicht auf natürliche Vorgänge reduzieren. Die ersten neun Plagen, die Rotfärbung des Nils, das Überhandnehmen der Frösche, Läuse und Stechmücken, das Auftreten von Krankheiten bei Mensch und Vieh, schwerer Hagel, Heuschreckenschwärme, eine Sonnenfinsternis, sind Phänomene, die in Ägypten schon einmal vorkommen können.[16] Die zehnte Plage aber, die Tötung der Erstgeburt bei den Ägyptern durch den *mashît*, den »Verderber«, Luthers »Würgeengel«, dem die Israeliten nur dadurch entgehen, dass sie die Türen ihrer Häuser mit dem Blut des Opferlamms bestreichen, erfährt bei Thomas Mann eine zutiefst schockierende Deutung: Sie wird auf eine Terroraktion, eine

[15] Tb, 6. 12. 1942. In ähnlicher Absicht nannte allerdings Freud seine Moses-Studie zunächst einen »historischen Roman«. Sein »Roman« hat aber nicht den Charakter einer literarischen »Phantasie«, sondern einer *Konstruktion* im psychoanalytischen Sinne.

[16] Die naturalistische Deutung des Meerwunders als Wirkung eines starken, die ganze Nacht hindurch wehenden Ostwinds, der das Schilfmeer (worunter dann natürlich nicht das Rote Meer, sondern eine Lagune, vermutlich der Sirbonische See zu verstehen ist) vorübergehend trocken gelegt hat, findet sich bereits in der Bibel (Ex 14, 21).

Pogromnacht reduziert, die Josua mit seiner Terrormiliz in den Häusern und Palästen von Memphis durchführt.[17]

Ähnlich sah schon Goethe in der zehnten Plage eine »umgekehrte sizilianische Vesper […]; der Fremde ermordet den Einheimischen, der Gast den Wirth«[18]. Goethe war ja, wie schon erwähnt, das Buch Exodus und der Rest des Pentateuchs unsympathisch. So erscheint auch Mose bei ihm sehr ambivalent als »ein trübsinniger, in sich selbst verschlossener, rechtschaffener Mann, der sich zwar zum Thun und Herrschen geboren fühlt, dem aber die Natur zu solchem gefährlichen Handwerke die Werkzeuge versagt hat«[19], »ein Mann der That und nicht des Raths«[20], »ein trefflicher, starker Mann« zwar, »aber unter allen Verhältnissen roh geblieben«[21], »immer gewaltsam, aber auch gewaltsam zur rechten Zeit«[22]. Die Szenen des Murrens zeigen für Goethe, »wie wenig Moses seinem großen Berufe gewachsen war«[23]. So sind es bei ihm Josua und Kaleb, die beschließen, »die seit einigen Jahren ertragene Regentschaft eines beschränkten Mannes zu endigen, und ihn so vielen Unglücklichen, die er vorausgeschickt, nachzusenden«[24], also Mose zu erschlagen. So weit wie später auch der Alttestamentler Ernst Sellin[25] und in seinem Gefolge Sigmund Freud geht Thomas Mann nicht. Sein Mose führt bei allen inneren Beschränkungen und äußeren Anfeindungen sein Werk zu Ende. Gemeinsam aber ist Goethes und Thomas Manns Behandlung des Exodus-Themas die rationalistische Reduktion der Offenbarung, bei Goethe auf politische Strategie, bei Thomas Mann auf psychologische Faktoren sowie auf politische Gewalt.

Die Offenbarung des Gesetzes am Sinai bildet in der Bibel den Höhepunkt, auf den alles Vorhergehende als Vorgeschichte zuläuft. Gott selbst, der in Feuer und Rauch, Donner und Trompetenschall auf dem Sinai erscheint, verkündet

[17] Ich gebe gerne zu, dass Thomas Mann von den Entwicklungen nichts ahnen konnte, die den heutigen Leser bei solchen beunruhigenden Stellen zusammenzucken lassen. Trotzdem empfinde ich den Ton ironischer Verharmlosung als irritierend. Allerdings gilt das auch schon für das biblische Motiv der Tötung der ägyptischen Erstgeborenen. Was Thomas Manns und Goethes rationalistische Deutung jedenfalls deutlich herausstellt, ist der Charakter der Szene als Inversion eines antijüdischen Pogroms, das sich nun gegen die notorischen Judenverfolger wendet, ähnlich wie im Esther-Buch.

[18] Goethe, Israel, S. 234. – »Eine arge Vesper« (VIII, 827) und »Vesper-Nacht« (VIII, 828) schreibt Thomas Mann in offenkundiger Anspielung auf Goethes Text.

[19] Goethe, Israel, S. 236.

[20] Goethe, Dichtung und Wahrheit, zit. nach Hartwich, S.105 f.

[21] Goethe, Israel, S. 232

[22] Goethe, Dichtung und Wahrheit, zit. nach Hartwich, S. 105.

[23] Goethe, Israel, S. 238.

[24] Ebd., S. 239.

[25] Ernst Sellin: Mose und seine Bedeutung für die israelitisch-jüdische Religionsgeschichte, Leipzig/Erlangen: A. Deichert 1922. – Siehe zu dieser in ihrer Bedeutung für Freud meist unterschätzten Quelle: Hartwich, S. 199–202 und Assmann, Exodus, Kap. 8.

die Zehn Gebote mit eigener Stimme, die Gesetze des Bundesbuchs empfängt dann Mose, der sie dem Volk, das die Stimme Gottes nicht erträgt, verkündet. Die Zehn Gebote sind also in der biblischen Erzählung als eine Theophanie aus dem Rest der sechshundertdreizehn Gebote und Verbote herausgenommen. Diese werden dann von Gott durch Moses Vermittlung erlassen, der zu ihrem Empfang vierzig Tage und Nächte auf dem Sinai verweilt. Die Zehn Gebote aber schreibt Gott mit eigenem Finger auf zwei Tafeln, die er Mose als Verfassungsurkunde des Bundes zwischen Gott und Volk aushändigt. Thomas Mann macht auch aus der Gesetzesoffenbarung eine Sache der inneren Stimme, die Tafeln beschriftet Mose selbst, der zu diesem Zweck zunächst einmal die hebräische Alphabetschrift erfindet, eine geistige Anstrengung, über welcher ihm die berühmten Hörner aus der Stirn wachsen. Daher dauert das Ganze auch vierzig Tage, während derer ihn Joshua heimlich des Nachts mit Nahrung versorgt. Die Tempeloffenbarung, die in der Bibel ja sechzehn Kapitel, also mehr als ein Drittel des ganzen Buchs Exodus in Anspruch nimmt, kommt als solche nicht vor, das Zeltheiligtum denkt sich vielmehr Mose selber aus und die Wesensoffenbarung mit der berühmten Gnadenformel »JHWH, JHWH, barmherzig und von großer Güte« wird Mose selbst in den Mund gelegt.

Thomas Manns Einstellung zu den Gotteserzählungen der Bibel ist also wesentlich rationalistisch – er selbst spricht von »ironischem Realismus« (DüD II, 638) –, mit wie liebevollem Respekt auch immer er mit dem biblischen Stoff umgeht. Im Fall der Josephsgeschichte funktioniert dieser weltliche Zugang ausgezeichnet und auch die Erzväterlegenden lassen sich gut in dieser psychologisierenden Weise erzählen, ohne ihnen allzu viel Gewalt anzutun. Beim Buch Exodus dagegen kann es nicht ohne Gewalt gegen den Sinn des biblischen Textes abgehen. Die zehnte Plage als Terroraktion Josuas darzustellen und die Gesetzesoffenbarung am Sinai auf einen von Josua unterstützten Trick zurückzuführen, geht in jene (in den *Joseph*-Romanen sorgfältig vermiedene) Richtung, die Bloch, Jaspers und andere *Aufklärich*t nannten, also der Vulgäraufklärung des 18. Jahrhunderts mit ihrem entlarvenden Gestus, zu deren zentralen Anliegen die Dekonstruktion des Offenbarungsbegriffs gehört. Aus Briefen und Tagebucheinträgen geht denn auch hervor, dass Voltaires *Candide* zur Abfassungszeit der Novelle Thomas Manns Lieblingslektüre bildete und ihn bei der Abfassung der Novelle stark inspirierte.[26] In der *Entstehung des Doktor Faustus* schreibt Thomas Mann von dem »voltairisierende[n] Spott«, der »im Gegensatz zu den *Joseph*-Erzählungen[ ] die Darstellung färbt«[27]. In der

[26] »Nicht zufällig habe ich, während ich am Gesetz schrieb, den Candide wiedergelesen« (an Schalom Ben-Chorin, 10. August 1945 [DüD II, 650f.]).

[27] 19.1, 419. In der Tat kommen solche Scherze, wie sie sich Thomas Mann mit der »Mohrin« in Num 12,1 (mit der – worauf schon Käte Hamburger hinwies – an dieser Stelle niemand ande-

Tat unterscheidet sich die Mose-Erzählung in der voltairisierenden Tonart stark von den *Joseph*-Romanen. Anders als die schon im Original hochliterarische Josephserzählung lässt sich die hochtheologische biblische Mose-Erzählung mit ihrer ganz unliterarischen Verbindung von Narrativem und Normativem nicht so leicht literarisieren und schon gar nicht voltairisieren, ohne nicht ihren Sinngehalt so weitgehend zu verändern, dass nicht mehr von Deutung, sondern nur von Umdeutung die Rede sein kann. Damit ist gesagt, dass Thomas Mann (was natürlich sein gutes Recht ist, da er ja nicht als Exeget auftritt) sehr viel neuen Sinngehalt hineinlegt. Das betrifft seinen Begriff von Menschenanstand, Zivilisation oder wie Avishai Margalit es nennt: *decent society*[28], den er in den Zehn Geboten gegründet sieht. Aber die Dissonanz zwischen diesem neuen Sinn und dem voltairisierenden Spott ist eines der Momente dieser Erzählung, die ich als irritierend empfinde. Voltaires Spott ergibt sich aus seinem religionskritischen Ansatz, Religionskritik ist aber Thomas Manns Sache gerade nicht. Er will ja die Religion, die für ihn nicht im Offenbarungsglauben aufgeht, als Bundesgenossen für seine Sache, die Zivilisierung der Menschheit, stark machen. »Es war mir ernst mit dem Gegenstande«, schreibt er im gleichen Zusammenhang, war doch mit dem Titel *Das Gesetz* »nicht sowohl der Dekalog, als das Sittengesetz überhaupt, die menschliche Zivilisation selbst bezeichnet« (19.1, 419). Auch wenn Thomas Mann die Religion verweltlicht, will er sie doch auf keinen Fall abschaffen. Im Gegenteil: Er sieht in ihr das Fundament und die Vorschule der Sittlichkeit, die ihm vorschwebt. Mit diesem Anliegen steht Thomas Mann mit seiner Mose-Novelle nicht in der Nachfolge Voltaires, den er sich zu seinem stilistischen Vorbild erwählt hat, sondern in einer Linie, die von Schiller über Heine bis zu Sigmund Freud mit dessen Formel vom Fortschritt in der Geistigkeit reicht. Besonders nahe steht Thomas Manns Erzählung Heines Mose-Deutung. Das sagt Thomas Mann selbst:

> Wahrscheinlich unter dem unbewußten Einfluß von Heines Moses-Bild gab ich meinem Helden die Züge – nicht etwa von Michelangelos Moses, sondern von Michelangelo selbst, um ihn als mühevollen, im widerspenstigen menschlichen Rohstoff schwer und unter entmutigenden Niederlagen arbeitenden Künstler zu kennzeichnen. (19.1, 419)

In diesem Bekenntnis kann man die Wörter »wahrscheinlich« und »unbewusst« getrost streichen. Heine schreibt in seinen *Geständnissen*,

> … daß Moses, trotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bey ihm, wie bey seinen egyptischen Landsleuten, nur auf das Colossale und Unverwüstliche ge-

res als die Midianiterin Zippora gemeint ist) und dem »Schäuflein« (VIII 847f.) von Dtn 23,14 erlaubt, in den *Joseph*-Romanen nicht vor.

[28] Avishai Margalit: The Decent Society, Cambridge Mass.: Harvard University Press 1998.

richtet. Aber nicht wie die Egypter formirte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschen-Obelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel![29]

Dieser in die Bildhauer-Metapher gefasste Prozess der Erschaffung eines Volkes aus dem Rohstoff einer formlosen Masse durch Erziehung und Indoktrination zu dem, was das Deuteronomium eine »weise und gebildete Nation« (*ʿam chacham ve-navon*, Dtn 4,6) und die Priesterschrift ein »Königreich von Priestern und ein heiliges Volk« (*mamlechet kohanîm ve-goj qadoš*, Ex 19,6) nennt, diese Umwandlung von Rohstoff in Form bildet in der Tat das Zentralthema von Thomas Manns Erzählung. Das ist etwas Neues im Moses-Diskurs, denn bisher war von Spencer und Warburton über Schiller, Herder, Heine, Nietzsche und Freud viel mehr von der Entstehung des Monotheismus als von Sittengesetz und Zivilisation die Rede.[30] Der Glaube an den Einen, an den unsichtbaren Gott ist bei Thomas Mann auch nur ein Mittel zum Zweck der Zivilisierung der Menschheit.

Dieser thematische Vorwurf stellt Thomas Mann vor das Problem, wie dieses menschliche »Rohmaterial« – »ein bloßer Rohstoff […] aus Fleisch und Blut« (VIII, 847) – zu bezeichnen sei, für das es in seiner organisierten, veredelten Form Begriffe wie Volk, Nation, Gesellschaft, Gemeinschaft usw. gibt. Schiller sprach von »Sklavenpöbel« und verglich in seinem Essay sogar die Juden mit den indischen Paria, ein Vergleich, den Max Weber später theoretisch ausbaute.[31] Thomas Mann fährt eine ganze Palette von Ausdrücken auf. Die häufigsten sind »Pöbelvolk«[32] und »Gehudel«[33]. Den einen Ausdruck fand Thomas Mann bei Luther, der andere kommt ein einziges Mal in dieser Bedeutung in Schillers *Wallenstein* vor.[34] Besonders häufig aber sind biologistische Vokabeln wie »Blut«, »Geblüt«, »Vaterblut«, »Vatergeblüt« (bei Thomas

[29] Heinrich Heine: Geständnisse, in: Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke, hrsg. von Manfred Windfuhr, Bd. 15: Geständnisse, Memoiren, Kleinere autobiographische Schriften, bearbeitet von Gerd Heinemann, Hamburg: Hoffmann und Campe 1982, S. 41. – Zu Heines Mose siehe die ausgezeichnete Darstellung bei Hartwich, S. 109–139.

[30] Zur Rekonstruktion dieses Diskurses siehe Hartwich sowie mein Buch: Moses der Ägypter. Entzifferung einer Gedächtnisspur, München: Hanser 1998.

[31] Siehe Hartwich, S. 28.

[32] z. B. VIII, 835 [2-fach], 842, 847, 854, 861, 863, 870, 872.

[33] z. B. VIII, 832 f., 836, 845, 847, 854, 860.

[34] Wallensteins Lager, 1. Akt, 11. Auftritt:
(Erster Kürassier:) Frei will ich leben und also sterben,
Niemand berauben und niemand beerben
Und auf das Gehudel unter mir
Leicht wegschauen von meinem Tier.

Mann hat Mose ja einen hebräischen Vater und eine ägyptische Mutter), »Blutgenossen«, »Fleisch und Blut« und sehr oft auch »Fleisch«. Auch diese in der Erzählung auf Schritt und Tritt begegnende Terminologie berührt einen in ihrer Penetranz unangenehm, auch weil sie an die von Thomas Mann sonst so verabscheute völkische Blut-(und-Boden-)Terminologie erinnert. Es ist aber natürlich vollkommen klar, dass diese Assoziation von Thomas Mann durchaus beabsichtigt ist. Um Mose und Hitler als Antipoden aufbauen zu können, muss ein gemeinsamer Nenner gefunden werden.[35] Diesen gemeinsamen Nenner bildet das Projekt der Volksformung, die bei Mose in der Umformung einer barbarischen, gesetzlosen, sklavischen Masse durch Erziehung zu einem gesitteten, zivilisierten Volk und bei Hitler in der Umformung eines hochzivilisierten Volks durch Verhetzung in eine barbarische, gesetzlose, sklavische Masse bestand. In seinen Methoden schreckt aber auch Thomas Manns Mose vor Terror und Gewalt nicht zurück.[36] Thomas Mann war diese Gegenüberstellung wie schon erwähnt vorgegeben. Sie gehörte zu seinem Auftrag, zu dem von Arnim T. Robinson herausgegebenen Band *The Ten Commandments. Ten Short Novels of Hitler's War against the Moral Code* einen einleitenden Essay beizusteuern, woraus dann die Erzählung wurde. Diesem Band hatte Robinson ein Vorwort von Hermann Rauschning mit einem erfundenen Zitat aus einer Unterredung mit Hitler vorangestellt. Hitler soll gesagt haben:

> Der Tag wird kommen, an dem ich gegen die Gebote die Tafeln eines neuen Gesetzes aufrichten werde. Und die Geschichte wird unsere Bewegung als die große Schlacht für die Befreiung der Menschheit vom Fluche des Berges Sinai erkennen, vom dunklen Gestammel der Nomaden, die ihren eigenen gesunden Instinkten nicht mehr vertrauen konnten, die das Göttliche nicht mehr akzeptieren konnten außer in Form von Geboten, Dinge zu tun, die niemand mag. Dagegen kämpfen wir: gegen den masochistischen Geist der Selbstquälerei, gegen den Fluch der sogenannten Moral, die man zum Idol macht, um die Schwachen vor den Starken zu schützen, angesichts des ewigen Kampfes, des großen Gesetzes der göttlichen Natur. Gegen die sogenannten Zehn Gebote kämpfen wir.[37]

[35] Vgl. v. a. Frederick A. Lubich: »Fascinating Fascism«. Thomas Manns »Das Gesetz« und seine Selbst-de-Montage als Moses-Hitler, in: German Studies Review, Bd. 14, Heft 3, Baltimore: The Johns Hopkins University Press 1991, S. 553–573.

[36] Ohne Zweifel steht sein Mose Naphta näher als Settembrini, dessen Projekt aber nun gerade auf eine säkulare Weltethik zielt. Die von Thomas Manns Mose ausgeübte Herrschaft geht in Richtung einer Phobokratie, wie sie auch Peter Sloterdijk Mose unterstellt (Peter Sloterdijk: Im Schatten des Sinai, Berlin: Suhrkamp 2013).

[37] Deutsche Übersetzung zitiert nach Dithmar (Anm. 2), S. 97. Das Zitat ist zwar nicht authentisch, aber »in diesem Sinne hat sich Hitler oft geäußert«, wie Dithmar schreibt (S. 98). Das englische Original in Arnim T. Robinson: The Ten Commandments. Ten Short Novels of Hitler's War Against the Moral Code, New York: Simon and Schuster 1943, S. XIII. Das Zitat ist in Hermann Rauschnings Buch *Gespräche mit Hitler* (Zürich / New York: Europa 1940) nicht enthalten, sondern wurde eigens für den Band über die Zehn Gebote ›erinnert‹.

Hitlers Krieg erscheint hier geradezu als ein Religionskrieg. Rauschning hatte Robinsons Filmprojekt die Stichworte geliefert und auch zu seinem Buchprojekt ein Vorwort geschrieben. So erklärt sich die Aufbietung Moses und der Zehn Gebote gegen Hitler und seinen Krieg. Thomas Mann greift diesen Auftrag auf, indem er die Zehn Gebote universalisiert. Aus der Verfassung des Gottesvolks macht er das »ABC des Menschenbenehmens« (VIII, 875). In einem Brief an Robert S. Hartman vom 7. April 1943 schreibt er:

> Die Tendenz zu irgendeiner Art von Welt-Organisation ist unverkennbar vorhanden, und nichts dergleichen ist möglich ohne eine bestimmende Dosis säkularisierten Christentums, ohne eine neue Bill of Rights, ein alle bindendes Grundgesetz des Menschenrechts und Menschenanstandes, das, unabhängig von Unterschieden der Staats- und Regierungsformen, ein Minimum von Respekt vor dem Homo Dei allgemein garantiert. (Br II, 305)

Es geht also Thomas Mann nicht um die Bibel, Mose und die Zehn Gebote als solche, sondern um die Menschenrechte – und das immerhin zwei Jahre vor der Gründung der UNO 1945 und fünf Jahre vor deren allgemeiner Erklärung der Menschenrechte 1948, die ja genau seinen Plan umsetzt und »eine neue Bill of Rights, ein alle bindendes Grundgesetz des Menschenrechts und Menschenanstandes« sein will. Diese Idee eines alle bindenden Grundgesetzes will Thomas Mann in der Bibel verankern. Die Sinai-Offenbarung galt zwar nicht der Menschheit, sondern exklusiv Israel, aber, mit Heine zu reden, um »allen anderen Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp zu dienen«. Jetzt, in der Stunde äußerster Gefährdung, sah Thomas Mann die Stunde gekommen, dieses Vorbild zu universalisieren oder globalisieren, und das bedeutete für ihn zugleich, es zu säkularisieren. Auf einen Gott und eine Offenbarung wird sich die Menschheit niemals einigen, aber vielleicht auf einige unausweichliche vernunftgebotene Spielregeln des Zusammenlebens. Darin kann man ihm unbedingt zustimmen. Auch wenn man die Mose-Erzählung nicht zu Thomas Manns besten Werken zählt, muss man doch zugeben, dass er sich mit dieser Auftragsarbeit sehr elegant und wie immer geistreich aus der Affäre gezogen hat. Die Frage ist nur, ob die Zehn Gebote eine derartige Generalisierung in Richtung allgemeiner Menschenrechte wirklich hergeben. In ihnen steht ja nichts von Religionsfreiheit (ganz im Gegenteil), Gleichberechtigung der Geschlechter, Menschenwürde, Meinungsfreiheit usw. Vielleicht sollte man bei der Suche nach einem alle bindenden Grundgesetz des Menschenrechts und Menschenanstands entweder alle Religionen heranziehen oder sie ganz aus dem Spiel lassen.

Das Projekt einer Säkularisierung des Gesetzes um des Friedens willen erinnert von fern an Thomas Hobbes, der dreihundert Jahre vor Thomas Mann ebenfalls im Interesse ziviler Befriedung die Prinzipien von Recht und Herr-

schaft auf eine säkulare anthropologische Grundlage stellte. So wie für Thomas Mann der Zweite Weltkrieg bildeten für Thomas Hobbes die Konfessionskriege und der englische Bürgerkrieg den historischen Erfahrungshintergrund. Hobbes suchte nach einer Begründung herrscherlicher Autorität jenseits von Gott und Offenbarung, weil eben darüber der Krieg zwischen den Konfessionen tobte, und er fand diesen Grund in der Furcht, die im Naturzustand herrscht, wo jeder des anderen Wolf ist. Um diese zwischenmenschliche Furcht loszuwerden, verwandeln die Menschen sie in Herrscherfurcht und übertragen alle Gewalt auf einen Souverän, der Schwert und Bischofsstab, weltliche und geistliche Gewalt in seiner Hand vereinigt. Er hat seine Macht nicht von Gott, sondern von den Menschen, und die Geltung seiner Gesetze beruht nicht auf Wahrheit und Offenbarung, sondern auf Autorität: *auctoritas non veritas facit legem*. Die diffuse Angst, die im Naturzustand herrschte, wird dabei transformiert in die kulturell fokussierte Gesetzesfurcht, die (wenn man sie nicht als bloße Furcht vor Strafe, als Phobokratie im Sinne Peter Sloterdijks[38] versteht) als Säkularisat des traditionellen Begriffs der Gottesfurcht Liebe und Vertrauen einschließt. Auch hier finden wir also das Prinzip der Enttheologisierung oder Säkularisierung des Rechts als eines Weges zum Frieden.

Da mein Thema ›Thomas Mann und die Bibel‹ ist, möchte ich zum Abschluss noch einen – wenn auch kurzen – Blick auf die Form werfen, in der die Zehn Gebote in der Bibel erscheinen. Sie sind in eine Geschichte eingebettet, ohne die sie nicht voll verständlich sind. Auf diese Geschichte spielt Gott in seiner eröffnenden Selbstvorstellung an: »Ich bin JHWH, dein Gott, der dich aus Ägypten, dem Sklavenhaus, herausgeführt hat.« (Ex 20,2; Dtn 5,6) Die Israeliten waren vor Jahrhunderten als Großfamilie in Ägypten eingewandert und hatten sich dort zu einem großen Volk vermehrt, so dass die Ägypter Angst vor ihnen bekamen und sie mit harter Fronarbeit zu unterdrücken und geradezu zu vernichten suchten. In dieser Lage offenbart sich JHWH Mose, einem der Ihren, und gibt ihm den Auftrag, zu Pharao zu gehen und die Freilassung seines Volkes zu fordern. Das gelingt endlich auch nach zehn immer furchtbareren Plagen, mit denen JHWH Ägypten schlägt. Pharao gibt sie zunächst frei, setzt ihnen dann aber doch mit seinem Heer nach, JHWH aber spaltet für sein Volk das Rote Meer (bzw. trocknet den Sirbonischen See aus) und lässt die Ägypter in den zurückflutenden Wogen ertrinken. Am Berg Sinai kommt es dann zu der großen Offenbarung. Das zitternde Volk sieht die gewaltigen Naturerscheinungen eines Vulkanausbruchs und hört Gottes Stimme, die allem Volk die Zehn Gebote verkündet, bevor sie dann später mit Gottes eigener Hand auf zwei Tafeln geschrieben werden, die Mose ausgehauen und auf den Berg gebracht hat.

[38] Siehe Sloterdijk (zit. Anm. 36).

Die zwei Tafeln entsprechen den zwei Gruppen, in die die Zehn Gebote zerfallen. Die einen erhalten eine mehr oder weniger ausführliche Begründung (die ausführlichste erhält das Sabbatgebot), die anderen sind knapp und apodiktisch formuliert. Die Juden verteilen die Gebote zu 5 und 5 auf die zwei Tafeln, auf die sie, wie es in der Bibel mehrfach heißt, Gott selbst mit eigener Hand geschrieben hat (Ex 31,18; Dtn 4,13 u. 5,22). Die erste Tafel enthält die religiösen Gebote, die das Verhältnis zu Gott regeln, hierzu gehört nach jüdischer Zählung, der Thomas Mann folgt, auch das Gebot, die Eltern zu ehren, und die zweite enthält die Gebote des mitmenschlichen Zusammenlebens. Das Besondere des biblischen Monotheismus, was daher auch besonderer Begründung bedarf – wie Fremdgötterverbot, Bilderverbot, Namenstabu und Sabbatgebot –, steht auf der ersten Tafel; die zweite Tafel enthält lauter Selbstverständlichkeiten, die sich auch in anderen Kulturen finden, die aber vom jüdischen und christlichen Monotheismus und auch von Thomas Mann – im Horizont dieser Erzählung – als Errungenschaften der Bibel gefeiert werden. Thomas Manns Quelle ist Elias Auerbachs *Wüste und Gelobtes Land*[39]; von ihm übernimmt er auch die vermeintliche Urfassung des Dekalogs, bei der die Begründungen auf der ersten Tafel entfallen. Auerbach datiert diese Urfassung in die vermeintlich mosaische Zeit des 13. Jahrhunderts v. Chr. Die Zehn Gebote und die sie rahmende Erzählung gewinnen ihre Form aber in einer viel späteren Zeit, in der Israel eine traumatische Erfahrung gemacht hat. Das Reich war untergegangen, Stadt und Tempel zerstört, die Elite nach Babylon verschleppt. Die einzige Sinngebung dieser furchtbaren Katastrophe sahen die geistigen Führer darin, dass Gott sein Volk für seine Untreue gestraft hat, weil es sich mit anderen Göttern eingelassen und die Gebote der Mitmenschlichkeit nicht beachtet hat. Das ließ noch Hoffnung übrig und war besser als der Gedanke, dass Gott sich für immer abgewendet hat oder dass es ihn – *horribile dictu* – gar nicht gibt. Strafe war doch immer noch ein Akt der Zuwendung und ließ auf Vergebung hoffen.

Auch die Bibel versteht die Zehn Gebote als eine einleitende Kurzfassung des gesamten in sechshundertdreizehn Geboten und Verboten ausformulierten Gesetzeswerks, das sich an ihre Verkündung anschließt und das dem Volk dann durch Mose vermittelt wird, weil es die Stimme Gottes nicht erträgt. Der Dekalog hat den Rang einer Verfassung oder eines Grundgesetzes, nicht eines Gesetzeskodex.[40] Die beiden Rundbogenstelen, auf die Gott sie mit eige-

[39] Siehe Anm. 12. Elias Auerbach war Arzt und engagierter Zionist, ein ausgezeichneter Kenner, aber kein Alttestamentler, ebenso wenig wie Thomas Manns andere Gewährsmänner. Martin Bubers *Moses* (Zürich: Gregor Müller 1948), der ihm eine andere Dimension der Mose-Figur jenseits von Geschichte und Legende hätte erschließen können und der ihm sicher nicht entgangen wäre, war damals noch nicht erschienen.

[40] Siehe dazu Dominik Markl: Der Dekalog als Verfassung des Gottesvolkes. Die Brenn-

nem Finger geschrieben hat, zitieren einen ägyptischen Denkmalstypus.[41] Das ägyptische Wort dafür heißt ›Königsbefehl‹ und genau darum geht es hier: Die Zehn Gebote sind herrscherliche Anweisungen. Sie definieren die Bedingungen, unter denen JHWH die Israeliten als sein Volk annehmen und ihnen zugleich Gott und König sein will. D. h. es geht hier nicht nur um Gesetzgebung, sondern auch um den Abschluss eines politischen Bündnisses, durch das Israel zu einem Gottesstaat wird. Wer die Gebote hält, verbleibt im Bund, wer sie bricht, wird daraus verstoßen. Das gilt auch für das Volk insgesamt: Wenn es den Boden der Gebote verlässt, wird JHWH es verstoßen. Das wird in einem Fluch ausgedrückt, der konstitutiv zum Gedanken des Bündnisses dazugehört. An zwei Stellen des Pentateuch, im 26. Kapitel des Buches Leviticus und im 28. Kapitel des Buches Deuteronomium, erscheinen solche furchtbaren Flüche. Thomas Mann folgt also durchaus dem biblischen Vorbild, wenn er seine Novelle mit einem förmlichen Fluch enden lässt. Allerdings gilt die biblische Verfluchung nicht einem Aggressor von außen wie bei Thomas Mann, sondern dem Volk selbst, wenn es den Bund bricht.

Den entscheidenden Kontext, in den der Dekalog eingebettet ist, bildet der Zusammenhang von Gesetz, Bund, Erwählung und Befreiung. Gott hat sich Israel als sein Volk erwählt, um mit ihm einen Bund zu schließen und sein Gott zu werden. Dieser Bund ist, was wir heute – Juden, Christen, Muslime – unter Religion verstehen. Religion heißt, im Bund mit Gott zu stehen und dadurch von den Zwängen dieser Welt zumindest geistig, innerlich befreit zu sein. Wer den Bund bricht, verfällt den Mächten dieser Welt. Genau diese Erfahrung steht hinter der biblischen Konzeption von Gesetz und Bund. Die Besonderheit von Thomas Manns Mose-Novelle besteht darin, dass sie das Entscheidende, den bundestheologischen Rahmen, ausblenden muss, wenn sie das Gesetz säkularisieren und universalisieren will. Im religiösen Zusammenhang der Exodus-Erzählung ist Mose entbehrlich, er kommt ja außerhalb des Pentateuchs in der Bibel ganz selten und in der Pessach-Haggadah, der jüdischen Liturgie des Pessach- bzw. Passafests, überhaupt nicht vor. Die entscheidenden Motive sind Bund und Erwählung.

Man würde Thomas Manns Novelle gewiss Unrecht tun, wenn man sie als ein rein literarisches Kunstwerk auffassen würde. Sie ist *littérature engagée* und verfolgt ein politisches Anliegen. Das ist die Sache, mit der es ihm bei allem voltairisierenden Spott wirklich Ernst war: die Generalisierung der Zehn Gebote zu einer globalen Bill of Rights. Da bleiben aber, kritisch und von außen betrachtet, zwei Fragen: Passt der voltairisierende Spott zu diesem Anliegen

punkte einer Rechtshermeneutik des Pentateuch in Exodus 19–24 und Deuteronomium 5, Freiburg im Breisgau: Herder 2007.

[41] Siehe Assmann, Exodus, S. 286ff.

und lassen sich die Zehn Gebote wirklich in diesem Sinn verallgemeinern, ohne den Vorwurf des Eurozentrismus zu riskieren? Der Aufklärung ging es darum, die bibelfromme Menschheit aus ihrer Unmündigkeit zu befreien, Thomas Mann geht es im Gegenteil darum, eine moralvergessene Menschheit an die Bibel als die Urquelle aller Gesittung zu erinnern. Die allgemeine Gesittung, die globale Bill of Rights, die Thomas Mann vorschwebt, steht aber nicht in der Bibel, ebenso wenig wie in anderen heiligen Schriften, sie ist der Menschheit nicht als Ursprung, sondern als Ziel vorgegeben. Natürlich kann man auch die Bibel auf dieses Ziel hin lesen und ihr starke Impulse in dieser Richtung abgewinnen. Aber das verträgt sich schlecht einerseits mit der voltairisierenden Tonart, andererseits mit den Untertönen von Terror, Gewalt und totalitärem Anspruch dieser »Moses-Phantasie«.

Miriam Albracht

Die Gefährdung der patriarchalen Ordnung

Keuschheit und Sexualität in Thomas Manns Roman *Joseph und seine Brüder*[1]

I. Die patriarchale Ordnung

»Du bist der Gesonderte. Abgetrennt bist du vom Stamm und sollst kein Stamm sein.« (V, 1745) Mit diesen Worten entlässt Jaakob seinen geliebten Sohn Joseph aus den Reihen des Stammes Israel, dem der halb zum Ägypter Gewordene nicht mehr angehören kann und den er somit nicht mehr fortzeugen wird. Es ist eine höchst melancholische Szene, die erahnen lässt, was Joseph bei all seinen Erfolgen im fernen Ägypten zu opfern bereit war: seine Familie.

Am Ende des Romans ist der Stamm vorerst gerettet, der Segensträger, Juda, gefunden, die Brüder vereint und versöhnt. Doch bis dahin ist es ein langer Weg, eine »Höllenfahrt« (IV, 9), die der Held Joseph zu absolvieren hat und die sich durch ihren glücklichen und vor allem *nicht* letalen Ausgang von allen anderen früheren Höllenfahren im Werk Thomas Manns – etwa der Gustav von Aschenbachs in *Der Tod in Venedig* oder der Hans Castorps im *Zauberberg* – unterscheidet. Doch warum schickt Thomas Mann seine Helden stets auf symbolische Höllen- oder Hadesfahrten, die meist den Untergang des Protagonisten bedeuten? Es ist das »Rätselwesen« (IV, 9) Mensch, das Thomas Mann so zu ergründen sucht, und dies tut er an ausgesonderten, ganz exzeptionellen Individuen, die in irgendeiner Weise aus der Ordnung fallen.[2] Im Extremen aber, in der Aussonderung, enthüllt sich das Wesen des Menschen, was vor allem durch die Konfrontation mit dem Fremden oder in der Fremde erfahrbar ist.

Um ihre Hadesfahrt antreten zu können, müssen die Helden ihre Sphäre, das alltägliche Leben mit seinen Gesellschafts- und Arbeitsroutinen, verlassen: Gustav von Aschenbach reist in das mythische Venedig und Hans Castorp steigt auf seinen Venusberg, um die Abenteuer von »Durchgängerei und Vernunft« (5.1, 747) zu erleben. Der biblische Held Joseph verlässt, durch

[1] Der Aufsatz basiert auf einem zentralen Kapitel meiner Dissertationsschrift *Ordnung und Gewalt in Thomas Manns Roman »Joseph und seine Brüder« und der Erzählung »Das Gesetz«* (im Druck).

[2] Vgl. zum Aspekt der ausgesonderten Helden grundlegend die Dissertation von Stefan Nagel: Aussonderung und Erwählung. Die »verzauberten« Helden Thomas Manns und ihre »Erlösung«, Frankfurt/Main: Lang 1987.

die gekränkten Brüder in seiner aufdringlichen Eitelkeit zurechtgestutzt und körperlich erheblich versehrt, die Sphäre der Patriarchen, er lässt Vater und Brüder zurück und gelangt in das von Jaakob verpönte Ägypten, das Joseph fortan zu »eine[r] Art kultureller Spielwiese« werden wird, »auf der die strikten Regeln der patriarchalen Heimat nicht gelten«[3].

Dass Joseph die Welt der Väter verlässt, die für seine modernen Talente[4] nicht mehr der richtige Ort ist, ist nicht nur für die Ausbildung seiner eigenen Fähig- und Fertigkeiten vonnöten, sondern vor allem auch, um den Fortbestand des Stammes zu sichern. Hiermit ist nicht in erster Linie die Speisung der Familie am Ende des Romans gemeint, sondern die Rettung der patriarchalen Verfasstheit des Stammes durch Entfernung des aus der Reihe fallenden Störenfrieds. Joseph ist dieser Störenfried, der die Ordnung seiner Familie gefährdet, indem er sich nicht in ein System fügt, das von eindeutigen Rollenzuweisungen und Verantwortlichkeiten geprägt ist und ein klar definiertes Ziel verfolgt: zum gottgesegneten Volk Israel zu werden. Joseph stiftet vielmehr Verwirrung und Hass. Und dies geschieht vor allem durch zwei Dinge: durch die anspielungsreiche Inszenierung seiner sexuellen Identität und durch seine Keuschheit – beides Ebenen, die einander gegenseitig bedingen.

In meinen folgenden Überlegungen soll gezeigt werden, wie Joseph die familiäre Ordnung und allem voran die Ordnung der Brüder gefährdet, wie er sie in ihrem Selbstverständnis als *Männer* erschüttert und warum seine Entfernung aus dem Stamm essenziell für die Segenserbschaft ist.

In seinem 2014 erschienenen Buch *Die schrecklichen Kinder der Neuzeit*[5] analysiert der Philosoph Peter Sloterdijk die Moderne vor dem Hintergrund eines sich seit der Antike radikal geänderten Wertesystems der Genealogie. So zeigt er etwa, wie die Verehrung und Nachahmung der »Alten«, wie Sloterdijk den antiken Menschen vereinfachend nennt, durch die Orientierung am Neuen, am Zeitgleichen abgelöst wird. Hierdurch kommt es zu einer Verschiebung der

[3] Julia Schöll: Joseph im Exil. Zur Identitätskonstruktion in Thomas Manns Exil-Tagebüchern und -Briefen sowie im Roman »Joseph und seine Brüder«, Würzburg: Königshausen & Neumann 2004 (= Studien zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 18), S. 251.

[4] Joseph ist nicht nur ein Meister der narzisstischen Selbstinszenierung, sondern besitzt auch eine außergewöhnliche Bildung, die Jaakob ihm durch den »Ältesten Knecht[]« (IV, 419) Eliezer angedeihen lässt und die ihn von den Brüdern aber auch von seinem Vater abhebt. So beherrscht er mehrere Sprachen und verfügt über ausgezeichnete astronomische, geografische sowie kaufmännische Kenntnisse. Besonders letztere werden ihm in Ägypten gute Dienste erweisen und maßgeblich dazu beitragen, dass er zum »Ernährer« des Volkes, zum Volkswirt aufsteigen kann. Während Jaakob bei Laban die Mehrung seines Viehbestandes noch durch eine undurchsichtige List (vgl. IV, 356f.) erreicht, versteht sich Joseph auf effiziente landwirtschaftliche Nutzung und vorteilhafte Steuerpolitik, die der Träume des Pharaos zum Anstoß einer landwirtschaftlichen Reform im Grunde nicht bedürfen.

[5] Peter Sloterdijk: Die schrecklichen Kinder der Neuzeit. Über das anti-genealogische Experiment der Moderne, Berlin: Suhrkamp 2014.

Wertigkeiten, die die Bedeutung von Vererbung radikal herabsetzt: Autorität hat nicht mehr nur das, was tradiert wird, was sich in eine Genealogie einreiht, sondern auch das mir Gleiche, und so kann schließlich das eigene Selbst in der Moderne zum Vorbild avancieren.[6]

Das Denk- und Wertesystem der »Alten« hat viel gemein mit dem mythischen Ich[7], das Thomas Mann besonders im ersten Band seiner Tetralogie, *Die Geschichten Jaakobs*, beschreibt und das die Verfasstheit der Patriarchen bestimmt. Eigenschaften wie Autorität, Stärke, Sanftmut und Strenge sind, ebenso wie die immer wiederkehrenden Namen Abraham, Isaak und Jaakob, »geschlechtserblich« (IV, 129). Erst in ihrer Wiederkehr erhalten sie die Bedeutung einer Typik, die Sinn stiftet und die Welt ordnet. Die enorme Bedeutung des Patriarchen sieht Sloterdijk vor allem in zwei Eigenschaften verkörpert: in seinem Willen zur Fortpflanzung und in seinem Konservatismus.[8] Der die Werte und die Tradition des Stammes konservierende Patriarch muss sich zu einem gewissen Grad dem Neuen verschließen, um seine Stellung zu wahren: »Das Gewicht der Welt ruht auf seiner Unbelehrbarkeit. Weil Patriarchengeist nicht erfahrungsoffen sein darf, eignet er sich als Hülle für die Aufbewahrung der magischen Substanz, die man die Autorität nennt.«[9] Auch Jaakobs Selbstverständnis entspricht, ebenso wie das seiner Väter vor ihm, den Prinzipien der Fortpflanzung und des Konservatismus. Seine Höllenfahrt zu Laban, dem »Erdenkloß« (IV, 231), ist dann bezeichnenderweise eine Brautwerbungsfahrt, also eine Reise zum Zwecke der Mehrung, sowohl an Gütern[10] als auch an Nachkommen. Für Jaakob ist Fortpflanzung und zukünftige Volkwerdung so essenziell, dass er sich in der Brautnacht täuschen lässt, die fruchtbare Lea anstelle der geliebten Rahel akzeptiert und sich so im mythischen Gehorsam ergeht. Mit seinem Willen zur Prokreation, den er mithilfe von zwei Frauen und zwei Mägden tüchtig befördert, weiß sich Jaakob dabei ganz auf einer Linie mit seinem Vatergott, der bereits den ersten Menschen und dann Noah und seinen Söhnen den eindeutigen Auftrag erteilt hatte: »Seid fruchtbar und mehret euch!«[11] Und ebenso Urvater Abraham hatte Gott verheißen, seinen Samen zu mehren, wie die Sterne am Himmel.[12] Auch der Konservatismus ist ein

[6] Vgl. ebd., S. 226.

[7] Vgl. zur Konstitution des mythischen Ichs exemplarisch Jan Assmann: Thomas Mann und Ägypten. Mythos und Monotheismus in den Josephsromanen, München: C. H. Beck 2006, S. 37–61.

[8] Sloterdijk, Die schrecklichen Kinder (zit. Anm. 5): Kapitel 5.1 und 5.2, S. 222–255.

[9] Ebd., S. 244.

[10] Vgl. zu Jaakobs Kapitalanhäufung in der ›Unterwelt‹ bei Laban Anna Kinder: Geldströme. Ökonomie im Romanwerk Thomas Manns, Berlin/Boston: de Gruyter 2012 (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 76), S. 125–131.

[11] 1. Mose 1, 28 und 1. Mose 9, 1.

[12] Vgl. 1. Mose 15, 5.

prägendes Merkmal der »Geschichtenschwere« (V, 1538), der »pathetische[n] Seele« (IV, 567) Jaakobs. Zwar hat Jaakob so viel Zukunftssinn, dass er seinem Lieblingssohn Joseph eine Erziehung angedeihen lässt, die ihn auf die Anforderungen einer zukünftigen Welt vorbereiten, und ebenso ist er stets um das besorgt, was der »Weltgeist will« (XI, 668), aber an einer Sache hält er unbeirrt fest: an seinem Patriarchentum, das ihm die Autorität verleiht, Segen zu spenden und zu versagen. Noch am Ende des Romans, wenn der greise Stammvater in das verhasste Ägypten ziehen muss, um auf fruchtbaren Weiden zu siedeln und um seinen verloren geglaubten Sohn wiederzusehen, inszeniert er sich als übermäßig betagtes, in seiner geistlichen Strenge dem Gastland überlegenes Familienoberhaupt und segnet gar den jungen Pharao, für den dieser Segen freilich keine Bedeutung hat (vgl. V, 1755).

Soll Israels Stamm in diesem Sinne überleben, bedarf es weiterer Patriarchen, die zeugen und bewahren. Ein solcher Mann ist Joseph, der sich als keusche Gottesbraut inszeniert und sein Leben als *homo ludens* ganz der Gegenwart – seiner Generation – widmet, keinesfalls. Warum nun aber die Brüder den schönen und eitlen Jüngling gewaltsam aus dem Kollektiv entfernen müssen – ein Umstand, der auch Jaakob halb bewusst ist – wird deutlich, wenn man die Szene betrachtet, die schließlich das sprichwörtliche Fass zum Überlaufen bringt: die Übergabe von Rahels Schleierkleid, der *Ketônet passim,* an Joseph. Das kostbare Gewand, das Jaakob einst von seinem Schwiegervater Laban für die Verschleierung der Versprochenen in der Brautnacht erhielt, hat im Wesentlichen drei Bedeutungen: zwei, die im Bereich der Geschlechtlichkeit liegen, und eine, die ich ›politisch‹ nennen möchte.

Zum einen ist die Ketônet das »Jungfrauengewand« (IV, 479) und steht somit für Keuschheit und Entsagung. Elisabeth Galvan hat das Schleiermotiv sorgfältig untersucht und betont mit Johann Jakob Bachofen darüber hinaus die erotische Bedeutung des Schleiers: »Als Webstück trägt [der Schleier] die tellurisch-aphroditische Natur in sich«[13] und verweist somit auf »die Begriffssphäre […] des Matriarchats«[14]. Ganz in diesem Sinne erscheint der Knabe im Schleierkleid dem Vater denn auch als »Muttergöttin« (IV, 483), als Ischtar-Figur.[15] Die Szene, in der Joseph seinem Vater den Schleier mit schmeicheln-

[13] Elisabeth Galvan: Zur Bachofen-Rezeption in Thomas Manns »Joseph«-Roman, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 1996 (= TMS XII), S. 56. Zur leitmotivischen Verwendung des Schleiers und zur geschlechtlichen Inszenierung Josephs vgl. auch Jelka Keiler: Geschlechterproblematik und Androgynie in Thomas Manns »Joseph«-Romanen, Frankfurt/Main u. a.: Lang 1999 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe I: Deutsche Sprache und Literatur, Bd. 1723).

[14] Galvan, Bachofen-Rezeption (zit. Anm. 13), S. 57.

[15] Zur Identifikation Rahels mit Ischtar vgl. Friedhelm Marx: »Ich aber sage Ihnen …«. Christusfigurationen im Werk Thomas Manns, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2002 (= TMS XXV), S. 158.

der, anspielungsreicher List abschwatzt, ist denn auch als eindeutige Verführungsszene gestaltet: Der Sohn, der im bunten Gewand seiner schönen Mutter Rahel noch ähnlicher sieht als gewöhnlich, verführt den Vater, ihm das Kleid zu schenken. Als Joseph im Schleier vor ihm steht, glaubt Jaakob, einen Gott vor sich zu sehen. Aber »[d]as Schlimmste war, daß seine Ähnlichkeit mit der Mutter, in Stirn, Brauen, Mundbildung, Blick, nie so sehr in die Augen gesprungen war als dank dieser Gewandung, – dem Jaakob in die Augen, so daß sie ihm übergingen und er nicht anders meinte, als sähe er Rahel in Labans Saal, am Tag der Erfüllung.« (IV, 483) Als Joseph dann auch noch in leichter Abwandlung die Worte des erotisch konnotierten Hoheliedes[16] zitiert: »›Ich habe mein Kleid angezogen, – soll ich's wieder ausziehen?‹« (ebd.), ist es endgültig um Jaakob geschehen und das Kleid wechselt seinen Besitzer. Die dritte Bedeutung des Schleiers liegt darin, dass Jaakob den Schleier zum Symbol des Auserwählten stilisiert. Joseph gegenüber enthüllt er dieses Geheimnis: »›Wir wollen ihn vererben durch die Geschlechter, und sollen ihn tragen die Lieblinge unter den Zahllosen.‹« (IV, 479)

Der Schleier symbolisiert also Keuschheit und Entsagung, aber auch weibliche Verführung und steht zudem für ›politische‹ Macht, da er eine Vorrangstellung des Trägers innerhalb der Gruppe anzeigt. Mit dem Tragen des Kleides übertritt Joseph sowohl die bipolar konnotierte Geschlechterordnung als auch die familiäre Ordnung, indem sich der Sohn seiner Mutter angleicht und somit noch stärker seine Sonderrolle unter den Brüdern betont, die ja den Vater, aber nicht dieselbe Mutter teilen. Jaakob ahnt, was er angerichtet hat und hebt ahnungsvoll »Stirn und Hände, und seine Lippen bewegten sich im Gebet.« (IV, 483)

Ich komme nun zu einer Szene, die die Kränkung der zurückgesetzten Brüder in aller Deutlichkeit illustriert und den Gewaltausbuch gegen Joseph sorgfältig psychologisch motiviert. Das Kapitel »Von Lamech und seiner Strieme« zeigt die zutiefst verletzten und verunsicherten Brüder, die durch die Bevorzugung des Jüngeren und durch dessen geschlechtlich uneindeutige Inszenierung in eine Identitätskrise gestürzt wurden. Die Brüder spüren nämlich sehr wohl die Anziehung, die von Josephs Schönheit ausgeht. Namentlich Ruben erscheint Joseph im bunten Gewand als »verschleierte Doppelgottheit von beiderlei Geschlecht« (IV, 501). Er ist hin- und hergerissen zwischen seiner durchaus vorhandenen Liebe zu dem Knaben und seinem Zorn über dessen Hochmut. Ruben nimmt Josephs Schönheit sehr genau wahr und gibt den Menschen im Geheimen Recht, die Joseph verehren und bewundern, ruft sich

[16] Vgl. HL 5, 3. Zur Bedeutung des HL in Bezug auf das Schleiergewand vgl. auch Friedemann W. Golka: Joseph. Biblische Gestalt und literarische Figur. Thomas Manns Beitrag zur Bibelexegese, Stuttgart: Calwer 2002, S. 50.

dann aber selbst wieder streng zur Räson: »Ich könnte ihn niederstrecken auf immer mit einem einzigen Streich; die Kraft, die Bilha schwächte, wäre auch dazu gut, und der Dieb meiner Erstgeburt würde sie spüren nach Mannesart, wie Bilha sie spürte als Weib.« (IV, 496 f.) Dies sind beachtliche Sätze, die eine merkwürdige Verschränkung von Gewalt und sexueller ›Stärke‹ ausdrücken, die dann schließlich in der ›Prügel-Szene‹ im darauffolgenden Kapitel vollends zum Tragen kommt.

In ihrer prekären Lage entfernen sich die Brüder zunächst aus dem Bannkreis Jaakobs[17] und ziehen samt eines Teils ihrer Herde in das Umland. Hier entsinnen sie sich eines alten Liedes, das von dem Helden Lamech erzählt, der einst einen Jüngling erschlagen hatte, und fragen sich, ob sie auch noch Manns genug wären für derlei Tat.

> Die Jaakobssöhne saßen im Kreise auf ihren Fersen […]. Ihre Leiber waren gesättigt, aber in ihren Seelen nagte ein Hunger und trockener Durst, den sie nicht zu nennen gewußt hätten, der ihnen jedoch den Schlaf verdarb und die Kräftigung aufhob, die ihnen das Morgenmahl hätte zuführen sollen. Ein Dorn saß ihnen im Fleisch, jedem einzelnen, der nicht herauszuziehen war, der schwärte, quälte und zehrte. Sie fühlten sich schlaff, und den meisten von ihnen schmerzte der Kopf. Wenn sie die Fäuste zu ballen versuchten, so ging's nicht. Wenn diejenigen, die einst das rächende Blutbad zu Schekem angerichtet um Dina's willen, sich prüften, ob sie jetzt noch, heute und hier, die Männer seien zu solcher Tat, so fanden sie: nein, sie seien die Männer nicht mehr; der Gram, der Wurm, der schwärende Dorn, der zehrende Hunger im Innern entnervte und *entmannte* [Hervorhebung d. Verf.] sie. (IV, 548 f.)

Die Jaakobssöhne empfinden durch Joseph also eine Schwächung ihrer Entschlusskraft und ihrer körperlichen Stärke. Doch mehr noch: Sie fühlen sich auch in ihrer sexuellen Potenz herabgesetzt. Und so wendet sich Levi voll Bitternis an die Umsitzenden:

> Der [Lamech] mochte vor seine Weiber treten gewaschenen Herzens, und wenn er sie heimsuchte, eine nach der anderen, mit seiner Kraft, so wußten sie, wen sie empfingen, und zitterten vor Lust. Trittst du auch wohl so, Juda, vor Schua's Tochter und du, Dan, vor die Moabiterin? Sagt mir doch an, was aus dem Menschengeschlecht geworden ist

[17] Wie sehr die Brüder den Zorn des Patriarchen fürchten, zeigt, dass sie nach der Tat an Joseph »tiefe Kindesangst« (IV, 559) vor Jaakob spüren. Sie fürchten sich »vor der Zartheit und Macht seiner Seele« (IV, 567), vor seinen »rollenden Donnerworten« (IV, 559). Sie haben »Angst vor dem Fluch als Gebärde und Angst vor des Fluches Sinn und Folgen« (IV, 559). Nur der Patriarch – als mächtige Autorität und strenges Familienoberhaupt – hat diese Macht der Gebärde. Die »rollenden Donnerworte« des Vaters können in dieser Bedeutungssphäre, in der Anerkennung seiner väterlichen, von Gott gegebenen Macht, zum Fluch werden. So kann auch nur der Patriarch, allein durch seine segnende Geste, den »Segenstausch« (IV, 562) vornehmen: Im Akt des Betrugs genügt die Geste des Stammvaters Isaak, um vollendete Tatsachen zu schaffen, und so kann Jaakob seinen älteren Bruder Esau um seine Segenserbschaft bringen. (Vgl. IV, 211)

seit dazumal, daß es nur noch Klügler und Frömmler erzeugt, doch keine Männer? (IV, 550)

Körperliche Stärke und sexuelles Vermögen verschränken sich hier und erweisen sich als konstitutiv für das Selbstverständnis der Brüder als Teil des Stammes. Eine Schwächung in diesen Bereichen können sie nicht hinnehmen. Als ihnen dann auch noch ihr Bruder Joseph in seiner Ketônet unter die Augen tritt, entlädt sich ihre ganze Wut: Das Sinnbild ihrer Kränkung, das Kleid der Erwählung und mit ihm der schöne Leib müssen zerstört werden. In ihrer Wut werden die Brüder zu einer rasenden Einheit, zum Typus des Roten, und stürzen sich in regressiver Haltlosigkeit wie Tiere auf den erschrockenen Bruder.

Da erscholl ein dröhnendes Röhren, das Zwillings-Stiergebrüll, das die Eingeweide erschütterte, und mit langgezogenem Schrei wie aus *einer* gequälten Kehle, einem verzweifelt frohlockenden Ahhh der Wut, des Hasses und der Erlösung, sprangen sie auf alle Zehn in wild-genauer Gleichzeitigkeit und stürzten sich auf ihn.
Sie fielen auf ihn, wie das Rudel verhungerter Wölfe auf das Beutetier fällt; es gab kein Halten und kein Besinnen für ihre blutblinde Begierde, sie stellten sich an, als wollten sie ihn in mindestens vierzehn Stücke zerreißen. Ums Reißen, Zerreißen und Abreißen war's ihnen wirklich vor allem in tiefster Seele zu tun. (IV, 555)

Die Brüder beweisen an Joseph ihre verloren geglaubte körperliche Stärke und auch als Substitut für die Wiederherstellung ihrer bedrohten Potenz scheint Joseph zu dienen, denn er bettelt in »Ängsten der Jungfräulichkeit« (IV, 557) um sein Kleid – vergebens,

[d]enn die Entschleierung geschah allzu gewalttätig, als daß sie sich eben nur auf den Schleier hätte beschränken können. Hemdrock und Schurz gingen mit herunter, ihre Fetzen lagen vermengt mit denen des Kranzes, des Schleiers im Moose umher, und auf den Bloßen, das Gesicht mit den Armen notdürftig Deckenden gingen die Schläge des Haufens […] erbarmungslos nieder […]. (Ebd.)

Die Entblößung des Leibes wird metaphorisch als gewaltsame Entjungferung geschildert, Joseph, das (beinahe) zerrissene Opfer[18], wird entschleiert und der Kranz, den er stets als Zeichen seiner Keuschheit im Haar trägt, liegt in »Fetzen« (IV, 557) am Boden. Die Brüder treffen Joseph im Innersten seines Selbstverständnisses, denn seine Keuschheit, die Ausdruck seiner exklusiven Verbindung zu Gott ist, ist essenzieller Bestandteil seines Glaubens an seine

[18] Der Akt des Zerreißens hat eine vielfältige mythische Konnotation, die hier nur angerissen werden kann. Auch im Dionysos-, Adonis-, Osiris- und Tammuz-Mythos hat die Zergliederung des göttlichen Leibes eine zentrale Bedeutung. Die Macht und Stärke des Gottes soll durch das Zergliedern gebannt, eine vorher bestehende Ordnung aufgelöst werden. Zur Bedeutung Dionysos in diesem Kontext siehe exemplarisch Manfred Frank: Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1982, S. 104.

Erwählung. Und dieser Glauben ist wiederum Ausgangspunkt für seinen Erfolg.

Der Kulturanthropologe René Girard hat die Funktion des Opfers, das in einem Akt von »einmütiger Gewalt«[19] aus dem Kollektiv entfernt wird, als einigende Kraft beschrieben: »In erster Linie beansprucht das Opfer nämlich für sich, Zwistigkeiten und Rivalitäten, Eifersucht und Streitigkeiten zwischen einander nahestehenden Personen auszuräumen; es stellt Harmonie innerhalb der Gemeinschaft wieder her, es verstärkt den sozialen Zusammenhalt.«[20] Genau diese Einigung wird auch im Roman erzielt. Das Opfer Joseph dient der Wiederherstellung der brüderlichen Ordnung, der Jaakobsstamm hat sich seiner körperlichen und sexuellen Stärke vergewissert und die gemeinsame Tat vereint die Brüder von nun an unter dem Banner der notwendigen Verschwiegenheit.

II. Die Segenserbschaft

Eingangs wurde erwähnt, dass die Entfernung Josephs aus dem familiären Kollektiv auch für die Segenserbschaft entscheidend ist. Während Josephs Karriere in Ägypten bereits auf dem Höhepunkt ist, liegt die Segenserbschaft des Stammes Israel weiterhin in der Schwebe. Der Stamm ist jedoch bereits zu einiger Stärke und Zahl gelangt, so dass die Frage immer drängender wird, unter welchem Patriarchen das Volk nach Jaakobs Tod künftig geeint sein wird. Jaakob hatte zwar einst den Abrahamssegen in seiner übermäßigen Liebe heimlich seinem Liebling zugedacht, dieser war aber aufgrund seiner fehlenden patriarchalen Eigenschaften niemals ernstlich hierfür geeignet. Und so verhindert die gewaltsame Entfernung Josephs aus der Familie auch eine mögliche zukünftige Fehlentscheidung des liebenden Vaters. Zwar ging bereits in den früheren Generationen der Segen immer an die »Sanften und Klugen« (IV, 118) über, aber der Typus des »Sanften und Klugen« hat in Joseph eine zu starke Abwandlung erfahren und hat nicht mehr viel gemein mit den Erzvätern. Mit Joseph bricht die Sohneszeit an, er ist Produkt der Väter, aber zeugt selbst nicht mehr im Sinne der Väter. Er ist eine zu moderne Figur, um noch in das Raster der »Alten« zu passen, die Vererbung der Vätertradition ist seine Sache nicht. So verweigert sich Joseph lange Zeit der Zeugung und als er endlich zeugt, zeugt er mit dem »Mädchen« (V, 1512) Asnath ägyptische, dekadente Schnösel, die anachronistischer Weise Tennis spielen und auf Gazellenjagd gehen. Von hier

[19] René Girard: Ich sah den Satan vom Himmel fallen wie einen Blitz. Eine kritische Apologie des Christentums, Frankfurt/Main: Verlag der Weltreligionen 2008, S. 120.

[20] Ders.: Das Heilige und die Gewalt, Düsseldorf/Zürich: Patmos 1994, S 19.

aus ist keine Heilslinie zu erwarten. Die Segenstradition muss also an dieser Stelle abgeändert werden.

Da Joseph offiziell tot ist, lässt sich leicht rechnerisch[21] ermitteln, wer nun an der Reihe ist, den Abrahamssegen zu erben. Juda ist der Mann der Stunde, denn seine älteren Brüder Ruben, Schimeon und Levi haben bereits ihr Anrecht auf den Segen verspielt – Ruben durch den Beischlaf mit Jaakobs Magd Bilha und Schimeon und Levi durch das Massaker in Schekem.

Doch Juda qualifiziert sich noch durch zwei weitere Eigenschaften für den Segen. Zum einen durch seine sexuelle Begierde, also seinen Willen zur Prokreation, zum anderen durch seine geistige Strenge, die ihm aus seinem Sündenbewusstsein erwächst. Juda ist »der Geplagte, der seinem Gefühl nach gänzlich Unwürdige, der Knecht der Herrin, der keine Lust zur Lust hatte, aber sie zu ihm, der Sünder und der Gewissenhafte.« (V, 1798) Durch das Unreine, das er stark in sich spürt, hat Juda Verlangen nach dem Reinen.[22] Der Sünder ist der Moralische, denn, so kommentiert der Erzähler, »sündigen kann man nur gegen seine Reinheit.« (V, 1548)

Doch Juda zeugt nicht nur, er zeugt auch schließlich mit der Richtigen. Und zwar mit Thamar, der ursprünglich Fremden, die sich mit aller Macht auf »die Bahn der Verheißung« (V, 1559) bringen will. Durch Thamar, die dem alten liebesbedürftigen Jaakob zum Joseph-Ersatz[23] wird und die Jaakob durch seine religiösen Unterweisungen zu einer strengen und entschlossenen Erbin der Stammestradition macht, wird die Segenslinie mit Juda sichergestellt. Ihre Nachfahren führen in direkter Linie über den Erstgeborenen, Perez, hin zu König David und schließlich zu Christus. Es ist also nicht nur Juda, der die Segenslinie zeugt, sondern vor allem Thamar, die im Bedeutungskomplex des Romans zur Stammmutter wird. Ihr Denken ist, ganz anders als dasjenige Josephs, auf den Stamm gerichtet, sie will sich einschalten in die Genealogie der Väter, koste es, was es wolle. In dieser Funktion ist sie als vormoderner Gegenentwurf zum modernen Joseph konzipiert, gegen den sie sich stolz behauptet. In dem Kapitel »Die Bewirtung«, in welchem der ehrwürdige Stamm-

[21] »Wußte er [Juda], daß er es war? Er konnte es sich an den Fingern abzählen, und das tat er buchstäblich öfters […].« (V, 1545)

[22] Hierin ist Juda ein Vorgänger der Moses-Figur aus Thomas Manns Erzählung *Das Gesetz* (VIII, 808–876), die Mann im Anschluss an die *Joseph*-Tetralogie im Jahr 1944 verfasste. Der erste Satz der Novelle begründet Moses Drang zur Ordnung aus der erfahrenen Unordnung: »Seine Geburt war unordentlich, darum liebte er leidenschaftlich Ordnung, das Unverbrüchliche, Gebot und Verbot.« (VIII, 808) Weiter heißt es über Moses: »Er war sinnenheiß, darum verlangte es ihn nach dem Geistigen, Reinen und Heiligen […].« (Ebd.)

[23] Vgl. Peter Weimar: Die doppelte Thamar, Neukirchen-Vluyn: Neukirchener 2008 (= Biblisch-Theologische Studien, Bd. 99), S. 12. – Jaakob nennt Thamar seine »Tochter« (V, 1563) und sie sitzt, ebenso wie der junge Joseph, beim Unterricht mit Jaakob »unter dem Unterweisungsbaum« (V, 1566).

vater Jaakob seinem Sohn Joseph den zu einiger Stärke gelangten Stamm Israel vorstellt (vgl. V, 1747), zieht auch Thamar mit ihren Kindern an Joseph vorbei; der Erzähler lässt den Leser an ihren Gedanken teilhaben: »Hoch und dunkel schritt Thamar vorbei, an jeder Hand einen Sohn, und neigte sich stolz vor dem Schattenspender, denn sie dachte in ihrem Herzen: ›Ich bin auf der Bahn, du aber nicht, so sehr du glitzerst.‹« (V, 1747 f.)

Thomas Mann benötigte noch, so meine These, eine außergewöhnliche Figur, um zu berichten, wie der Abrahamssegen in der Welt bleiben kann, wenn unter den Söhnen kein Rechter mehr zu finden ist.[24] Und so wird dem verwickelten Charakter Juda die bemerkenswerte Thamar zur Seite gestellt, die das geistige Erbe des Jaakobsstamms in sich trägt und deren Sinnen auf die Zukunft gerichtet ist und nicht auf die Gegenwart:

> … Thamars lauschende Seele [wurde] im Lehrgange nicht nur mit geschichtlich-zeitbedecktem ›Einst‹, mit heiligem ›Es war einmal‹ gespeist […]. ›Einst‹ ist ein unumschränktes Wort und eines mit zwei Gesichtern; es blickt zurück, weit zurück, in feierlich dämmernde Fernen, und es blickt vorwärts, weit vorwärts in Fernen, nicht minder feierlich durch ihr Kommen-Sollen, als jene anderen durch ihr Gewesen-Sein. (V, 1555)

Fassen wir noch einmal zusammen. Joseph gefährdet durch sein Spiel mit Attributen der Weiblichkeit und der Verführung das wohlgeordnete patriarchale Konstrukt seiner Familie, das sich durch *eindeutig* festgelegte – und das meint auch: geschlechtlich eindeutig festgelegte – Rollen auszeichnet. Die Brüder, die sich vor allem über ihre Männlichkeit, über ihre körperliche Stärke und sexuelle Potenz definieren, werden nicht nur durch Josephs Hochmut und die Bevorzugung durch den Vater gekränkt, sondern auch durch Josephs weiblich-sexuelle Inszenierung in ihrer Identität bedroht.

Joseph ist jedoch nicht gewillt, eine Rolle *innerhalb* der Familienordnung einzunehmen, und verfolgt auch nicht das oberste Ziel des Stammes, sich zu mehren, denn »die Unterordnung des Persönlichsten unter einen im Sinne des (darwinistischen) Gesetzes von der Erhaltung der Art über das jeweilige Individuum hinausgehenden Zweck stellt offenbar eine schwere, narzißtische Kränkung dieses Individuums dar […].«[25] Josephs verweigerte Sexualität ist aber das Primat seines Selbstverständnisses, seiner Beziehung zur Welt und zu Gott. Sein Aufgespartsein, sein »Ganzopfer[ ]« (IV, 445) sind die Aspekte,

[24] Die Bedeutung Thamars erschöpft sich also weder darin, dass Thomas Mann für seinen vierten Band noch eine Rahel und Mut-em-Enet vergleichbar dominante Frauenfigur benötigte (vgl. Hans Rudolf Vaget: Thomas Mann, der Amerikaner. Leben und Werk im amerikanischen Exil 1938–1952, Frankfurt/Main: S. Fischer 2011, S. 210), noch darin, dass Thamar in ihrer Entschlossenheit nach Manns amerikanischer Mäzenin Agnes E. Meyer gestaltet sei (vgl. ebd., S. 206–215).

[25] Nagel, Aussonderung (zit. Anm. 2), S. 110 f.

die sein Selbst konstituieren und die ihn antreiben, Gott zu dienen, und zwar indem er seinen weltlichen Herren dient. Josephs Höllenfahrt hinab nach Ägypten steht im Zeichen des Dienens, des Gehorsams und der Pflicht und nicht im Zeichen der Liebe und Leidenschaft. Auch hierin unterscheidet sich der Protagonist der *Joseph*-Romane von seinen Vorgängern.[26] Thomas Manns Grundmotiv, »die Idee der Heimsuchung, des Einbruchs trunken zerstörender und vernichtender Mächte in ein Gefaßtes und mit allen seinen Hoffnungen auf Würde und ein bedingtes Glück der Fassung verschworenes Leben« (V, 1085 f.), wird in der von Joseph verschmähten Mut-em-Enet gestaltet und spielt sich nicht, wie etwa im *Tod in Venedig*, in der Seele des Protagonisten ab.

Josephs Dienen macht ihn zum Ernährer und Retter seines Stammes, schließt ihn aber gleichzeitig vom Stamm Israel aus und verspielt ihm den Segen. Den Segen bekommt der in der »Geschlechtshölle« (V, 1548) lebende Juda, der aber nur mit Josephs Gegenfigur, Thamar, die den absoluten Willen zur Prokreation verkörpert, würdige Nachkommen zeugen kann. Während die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern am Schluss zu Ende erzählt ist, erhält die letzte Szene mit Thamar den größten utopischen und heilsgeschichtlichen Impetus des Romans:

> Das alles [die Segenslinie hin zu Christus] liegt weit dahinten in offener Zukunft und gehört der großen Geschichte an, von der die Geschichte Josephs nur eine Einschaltung ist. Aber in diese ist und bleibt die Geschichte des Weibes eingeschaltet, das sich um keinen Preis ausschalten ließ, sondern sich auf die Bahn brachte mit verblüffender Entschlossenheit. Da steht sie, hoch und fast finster, am Hang ihres Heimathügels und blickt, eine Hand auf ihrem Leibe und mit der anderen die Augen beschattend, ins urbare Land hinaus, über dessen Fernen das Licht sich in türmenden Wolken zu breit hinflutender Strahlenglorie bricht. (V, 1576)

[26] Und von seinem Vater Jaakob, der dem Sohn bei ihrem Wiedersehen in Ägypten die Bewandtnis von Liebe und Gehorsam enthüllt: »[M]ein Herz hat dich geliebt und wird dich immer lieben, ob du nun tot seist oder am Leben, mehr denn deine Gesellen. Gott aber hat dir das Kleid zerrissen und meine Liebe zurechtgewiesen mit mächtiger Hand, gegen die kein Löcken ist. Er hat dich gesondert und dich abgetrennt von meinem Hause; das Reis hat Er vom Stamm genommen und es in die Welt verpflanzt – da bleibt nur Gehorsam. Gehorsam des Handelns und der Beschlüsse, denn das Herz unterliegt nicht dem Gehorsam. Er kann mir mein Herz nicht nehmen und seine Vorliebe, ohne, Er nähme mein Leben. Wenn es nur nicht tut und beschließt, dies Herz, nach seiner Liebe, so ist's Gehorsam. Verstehst du?« (V, 1744) Jaakob hat mit seiner übermäßigen Liebe zu Rahel und zu Joseph seinen Gehorsam gegenüber Gott verletzt. Joseph jedoch beweist auf seinem Weg zu jeder Zeit Gehorsam gegenüber Gott, entbehrt aber der leidenschaftlichen Liebe.

Matthias Löwe

Hobbyforscher, Märchenonkel, Brunnentaucher: Der unzuverlässige Erzähler in Thomas Manns Josephsromanen und seine ästhetische Funktion

In den frühen Dreißigerjahren nimmt Thomas Mann die Korrespondenz mit der zwanzig Jahre jüngeren Literaturwissenschaftlerin Käte Hamburger auf. Der Kontakt kommt zustande, weil Hamburger 1932 eine Studie über Manns Verhältnis zur Romantik publiziert hat. Darin stilisiert sie den frisch gekürten Nobelpreisträger zum Wegbereiter jenes neuen Humanismus, für den sie sich selbst engagiert.[1] Während der folgenden Jahre begleitet Hamburger dann vor allem die Entstehung der Josephsromane mit großer Anteilnahme. In ihren Briefen versucht sie sogar, subtil Einfluss auf das Romankonzept auszuüben. Nachdem sie 1934 die ersten beiden Bände gelesen hat, berichtet sie Mann von ihrer »ungeheure[n] Neugierde auf ›Joseph in Ägypten‹« (BrHa, 30) und drängt den Autor suggestiv dazu, in seinem Roman die ästhetische Gestaltung der Humanitätsidee voranzutreiben:

> Wird Joseph zum ›Menschensohn‹ sich entwickeln? Denn was bedeutet dies: ›der Menschensohn‹? Bedeutet es nicht den Inbegriff des humanitären Menschen, d. i. des eigentlich und spezifisch Menschlichen, jener Humanität, deren Wesen die Liebe (Caritas) ist? (Ebd.)

Am Schluss ihres Briefes empfiehlt sie sich dem Autor sogar als privilegierte Deuterin seiner Texte: »Was mich ganz persönlich so sehr beglückt, das ist die Bestätigung meiner Auffassung Ihres Gesamtwerkes […].« (Ebd., 31)

Manns Antwortbrief dokumentiert nicht nur seine peinliche Berührung, sondern auch die Sorge, dass Hamburger die Josephsromane zu Ideenbelletristik umdeutet, weshalb er ihre Erwartungen zu dämpfen und ihren Blick auf die formale Gestaltung zu lenken versucht:

> Sie haben eine so große Art, von meinem Erzählwerk zu sprechen, daß ich wahrhaft bewegt und auch ein wenig bedrückt davon bin; denn werde ich mit der Weiterentwicklung des religiösen Hochstaplerchens, das der kleine Joseph im Gegensatz zu seinem biederen Erzeuger doch eigentlich ist, Ihre menschlich und geistig so hochgespannten Erwartungen erfüllen können? Wir wollen hoffen, daß es unter der Hand

[1] Vgl. Matthias Löwe: Existenz, Humanität, Fiktion. Über einen Problemkomplex bei Käte Hamburger, in: Käte Hamburger. Kontext, Theorie und Praxis, hrsg. von Andrea Albrecht und Claudia Löschner, Berlin: Akademie 2015 (im Druck).

geschieht, – denn dies ›unter der Hand‹ ist wichtig bei mir: Meine Absichten müssen immer bescheiden und humoristisch sein, dann ›macht sich‹ die Sache vielleicht und nimmt die ihr eingeborenen Maße an. Wollte sie mir diese aber gleich offenbaren, so wäre ich garnicht der Mann, mich mit ihr einzulassen. (Ebd., 32)

In diesen Zeilen manifestiert sich Manns ausgeprägte Distanz gegenüber einer Lesart, die seinen Roman als Trägermedium außerliterarischer Ideen und Konzepte versteht und die dabei gerade jene Aspekte der formalen Gestaltung ausblendet, die sich gegen die Inhalte behaupten. Auch wenn damit keineswegs unterstellt werden soll, dass der Autor in jedem Fall als privilegierter Interpret seines eigenen Werks aufzufassen ist, so weist diese Selbsterklärung Manns doch auf ein Deutungsproblem hin, dem sich nicht nur Käte Hamburger, sondern ein großer Teil der Forschungsliteratur zu den Josephsromanen aussetzt. Die Josephsromane erzählen von Inhalten, die auch für viele andere Disziplinen außerhalb der Literaturwissenschaft interessant sind. Die Forschung zu diesem Text ist dadurch jedoch besonders gefährdet, in die Mühlen des Inhaltismus zu geraten. Ich möchte daher zeigen, dass man mit einem spezifisch literaturwissenschaftlichen Zugriff, d. h. mit einem geschärften Blick für das Erzählkonzept und seine ästhetische Funktion, Grundlagenarbeit für eine Beschäftigung mit diesem Roman auch aus anderer disziplinärer Perspektive leisten kann. Neuland betritt man mit einer solchen Vorgehensweise allerdings nicht: Immerhin hat bereits Thomas Mann mehrfach darauf hingewiesen, dass der Erzähler und dessen Selbstwidersprüche einen wesentlichen Beitrag zum Sinnmodell der Josephsromane leisten. Ein Erzähler, der die biblische Überlieferung rechnerisch zu überprüfen versucht, erhält dadurch zwangsläufig Züge eines ebenso dilettantischen wie pedantischen Hobbyforschers, »denn das Wissenschaftliche, angewandt auf das ganz Unwissenschaftliche und Märchenhafte ist pure Ironie« (XI, 656). Mann hat das Erzählverfahren der Josephsromane daher als großangelegten »Mammut-Spaß« (BrKer, 87) und als »lustige[ ] Exaktheit« (XI, 627) bezeichnet und er hat »die *Scherzhaft*igkeit des historisch-kritischen Einschlages des Buches«[2] betont.

Obwohl viele Forschungsarbeiten den inszenierten wissenschaftlichen Dilettantismus des Erzählers registrieren, wird diesem jedoch häufig gerade bei der Deutung des Protagonisten eine hohe Kompetenz zugetraut. Seine Äußerungen werden wie Belege zitiert und als Trägermedium für außerliterarische Ideen gedeutet, z. B. als Trägermedium einer Theologie[3], einer Mythos-Theo-

[2] Thomas Mann: Selbstkommentare. »Joseph und seine Brüder«, hrsg. von Hans Wysling, Frankfurt/Main: Fischer 1999, S. 78.

[3] Vgl. Christoph Jäger: Humanisierung des Mythos – Vergegenwärtigung der Tradition. Theologisch-hermeneutische Aspekte in den Josephsromanen von Thomas Mann, Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1992; Christoph Schwöbel: Die Religion des Zauberers. Theologisches in den großen Romanen Thomas Manns, Tübingen: Mohr Siebeck 2008,

rie[4], als Trägermedium von kulturellem Wissen wie der schopenhauer-nietzscheanischen Triebmetaphysik[5] oder als Literarisierung eines neuen Humanismus, d. h. der Idee einer Synthese[6] von ›Geist‹ und ›Leben‹, Moral und Biologie, Metaphysik und Politik usw., also der Idee des ›doppelten Segens‹. Ich will solche Deutungen der Josephsromane als Trägermedium außerliterarischer Ideen nicht über Bord werfen, aber dennoch die These vertreten, dass die Position des Erzählers keineswegs identisch ist mit dem Sinnmodell des Textganzen. Vielmehr möchte ich zeigen, dass es sich gerade bei der Divergenz zwischen Text- und Erzählerperspektive, bei den vom Text ausgestellten Selbstwidersprüchen des Erzählers um eine wesentliche Ursache für die epische Ironie der Josephsromane handelt.

I. Das Erzählkonzept der Josephsromane: Aspekte der Forschung

Ein Blick auf die Forschungsgeschichte zu den Josephsromanen zeigt, dass hier überwiegend Quellen- und Einflussgeschichte betrieben wurde. Fragen nach dem Erzählverfahren und der Erzählinstanz hat man dagegen lange Zeit eher stiefmütterlich behandelt. Eine frühe Ausnahme bildet die Arbeit von Jürgen Hohmeyer, die sich jedoch sehr stark an den problematischen erzähltheoretischen Prämissen von Käte Hamburgers *Logik der Dichtung* (1957) orientiert. Die Erzählerkommentare und -wertungen werden bei Hohmeyer zudem nicht auf ihren Geltungsstatus hin befragt, sondern er versteht den Erzähler als das zuverlässige epische Orientierungszentrum des Romans. Die Deutung des Protagonisten Joseph durch den Erzähler besitzt für Hohmeyer daher auch ein herausgehobenes Wahrheitsprivileg.[7]

S. 122–210; Heinrich Detering: Thomas Manns amerikanische Religion. Theologie, Politik und Literatur im amerikanischen Exil, Frankfurt/Main: S. Fischer 2012, S. 185–189.

[4] Vgl. Jan Assmann: Thomas Mann und Ägypten. Mythos und Monotheismus in den Josephsromanen, München: C. H. Beck 2006, S. 9–11.

[5] Vgl. Manfred Dierks: Studien zu Mythos und Psychologie bei Thomas Mann. An seinem Nachlaß orientierte Untersuchungen zum »Tod in Venedig«, zum »Zauberberg« und zur »Joseph«-Tetralogie, 2. Aufl., Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2003 (= TMS II), S. 97–113.

[6] Vgl. u. a. Dierk Wolters: Zwischen Metaphysik und Politik. Thomas Manns Roman »Joseph und seine Brüder« in seiner Zeit, Tübingen: Niemeyer 1998, S. 79.

[7] »Man kann an den vom Erzähler ausgesprochenen Wertungen Josephs in starker Vereinfachung dessen Entwicklung ablesen. […] Moralische Wertungen sind für die Romanwelt und vor allem für die Entwicklung des Helden von großer Bedeutung. Dadurch, daß sie teilweise vom Erzähler ausgesprochen und auf dessen Perspektive bezogen werden, wird der Leser immer wieder auf eine der erzählten Welt übergeordnete wertende Instanz verwiesen, der auch er sich anvertrauen kann.« (Jürgen Hohmeyer: Thomas Manns Roman »Joseph und seine Brüder«. Studien zu einer gemischten Erzählsituation, Marburg: Elwert 1965, S. 62 f.)

Eine zunehmende Sensibilität für die Widersprüche der Erzählinstanz entwickelt sich dagegen erst seit den Achtzigerjahren, vor allem in der angloamerikanischen Forschung: Die Dissertation von Raymond Cunningham kann als erster Forschungsbeitrag gelten, der die performativen Selbstwidersprüche des Erzählers präzise beschreibt.[8] Insgesamt spielen narratologische Fragen bei Cunningham allerdings eine eher sekundäre Rolle. Erst in den Neunzigerjahren wird der Erzählinstanz und ihrer ästhetischen Funktion eine erhöhte Aufmerksamkeit zuteil, allerdings werden die Widersprüche des Erzählers dabei auch nicht zur Grundlage einer Interpretation gemacht, sondern zumeist interpretatorisch harmonisiert.[9] Eine andere Kontinuität in der Geschichte der *Joseph*-Forschung besteht darin, das Erzählkonzept des Romans nicht von den Selbstwidersprüchen des Erzählers her zu analysieren, sondern es mit unspezifischen, zumeist vom Autor selbst entlehnten Kategorien wie ›Humor‹ und ›Heiterkeit‹ zu beschreiben: Solche Deutungen laufen jedoch Gefahr, das Erzählkonzept zur bloßen ›Verzuckerung‹ zu degradieren, mit der die Ideenschwere des Romans schmackhafter gemacht werden soll.[10]

In der deutschsprachigen Forschung finden sich erst in den Arbeiten der letzten zehn bis fünfzehn Jahre eingehendere Analysen der narrativen Vermittlung. Dies hängt auch damit zusammen, dass die in den Siebzigerjahren

[8] »[A]t first sight, the narrator appears to be ›above‹ the events he describes, able to comment on them from a modern and wiser (if not omniscient) perspective. On closer examination, however, it becomes clear that his implicit claim to scientific detachment is spurious: the narrator's comments amount to no more than speculation, and speculation that is often trapped within the psychology of the characters depicted, or of the era – so that, for example, he appears to share the prevailing belief in the demonic cause and nature of disease.« (Raymond Cunningham: Myth and Politics in Thomas Mann's »Joseph und seine Brüder«, Stuttgart: Heinz 1985, S. 184.)

[9] Inspiriert von den komplizierten narrativen Verhältnissen im »Vorspiel in Oberen Rängen« vertritt Alan J. Swensen die ebenso anregende wie problembehaftete These, dass die Josephsromane eigentlich von einem »angel-narrator« erzählt werden (Alan J. Swensen: Gods, Angels, and Narrators. A Metaphysics of Narrative in Thomas Mann's »Joseph und seine Brüder«, New York u. a.: Lang 1994, S. 38). Dagegen spricht allerdings, dass der Erzähler an zahlreichen Stellen deutlich anthropomorph gestaltet wird und markante körperliche Züge erhält (siehe Abschnitt II). Charlotte Nolte registriert zwar die Selbstwidersprüche des Erzählers, vertritt aber die These, dass diese in einem Reifungsprozess aufgehoben werden, den der Erzähler parallel zum Protagonisten durchlaufe (Charlotte Nolte: Being and Meaning in Thomas Mann's »Joseph« Novels, Leeds: Maney 1996, S. 128–150, insbesondere S. 142).

[10] Das ansonsten sehr überzeugende Kapitel zu den Josephsromanen in Hermann Kurzkes Einführungsbuch legt gerade bei der Analyse des Erzählers die größten Schwächen an den Tag, weil Kurzke die Ambivalenz dieser Instanz auf den Typus eines apollinischen Aufklärers reduziert: »Thomas Mann bedient sich eines auktorialen Erzählers Wielandscher Prägung, der die alte Geschichte mit modernem Bewußtsein erzählt […]. Dieser Erzähler bietet die einheitliche Perspektive. Es ist zweifellos keine irrational mythisierende, sondern eine aufgeklärte Perspektive. […] Kraft dieses Erzählers *ist* der Roman, was er beschreibt: befreiend vom Drucke, heiter, apollinisch.« (Hermann Kurzke: Thomas Mann. Epoche – Werk – Wirkung, 3. Aufl., München: C. H. Beck 1997, S. 253 f.)

entwickelte strukturalistische Narratologie Gérard Genettes in Deutschland erst mit einiger Verspätung seit Mitte der Neunzigerjahre rezipiert wurde, vor allem vermittelt durch die *Einführung in die Erzähltheorie* von Matías Martínez und Michael Scheffel.[11]

Eine zugleich problem- und struktursensible Darstellung des selbstwidersprüchlichen Erzählers in den Josephsromanen leistet eigentlich erst die Dissertation von Thorsten Wilhelmy.[12] Hier wird die »Inkonsistenz der Erzählinstanz«[13] erstmals als zentraler Bestandteil im Sinnmodell des Textganzen beschrieben. Es gelingt Wilhelmy, die inszenierte »Brüchigkeit der Erzählanlage«[14] einerseits analytisch zu identifizieren und sie andererseits auf eine konkrete Problemlage zu beziehen, ihr also eine ästhetische Funktion zuzuschreiben. Wilhelmy zufolge stellt der Roman die Frage, wie man auf mythische Traditionsbestände zurückgreifen könne, ohne in ein essentialistisches Weltbild zurückzufallen und das moderne Konzept der Subjekt- und Perspektivgebundenheit aller Wahrheit aufzugeben, aber auch ohne mythische Bestände zu bloßen Archivalien zu degradieren und sich ihnen nur im Gestus einer überlegenen neuzeitlichen Rationalität zu nähern. Die Antwort, die der Roman auf diese Frage gibt, besteht nicht in den expliziten Strategien der Mythosrezeption, die der Erzähler vorführt, sondern in dessen inszenierter Widersprüchlichkeit: Der Erzähler präsentiert sich als fragwürdiger »Quellenkritiker«[15], der die biblische Überlieferung rational zu überprüfen versucht und dabei wissenschaftliche Übergenauigkeit auf denkbar dünner Faktenlage praktiziert. Zugleich betreibt er aber auch eine »konsequente Mythisierung des Erzählprozesses«[16], indem er sein Erzählen als Ritual inszeniert, als »Höllenfahrt« (IV, 9), als Zeitreise in die Bronzezeit: Der Erzähler stilisiert sich zum Augenzeugen des biblischen Geschehens, das er für den Rezipienten wie ein Magier heraufbeschwört, und er verbindet damit einen starken Wahrheitsanspruch, denn mehrfach behauptet er, die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern »in aller Richtigkeit, so, wie sie sich in Wirklichkeit zugetragen« (V, 1323) habe, zu erzählen. Wilhelmy kann nun zeigen, dass beide Modelle der Mythosrezeption, zwischen denen der Erzähler schwankt, vom Textganzen als defizitär dargestellt werden: »[W]eder der wissenschaftliche Zugriff auf

[11] Matías Martínez / Michael Scheffel: Einführung in die Erzähltheorie, 2. Aufl., München: C. H. Beck 2000.

[12] Thorsten Wilhelmy: Legitimitätsstrategien der Mythosrezeption. Thomas Mann, Christa Wolf, John Barth, Christoph Ransmayr, John Banville, Würzburg: Königshausen & Neumann 2004, S. 81–179.

[13] Ebd., S. 137, Anm. 430.

[14] Ebd., S. 141.

[15] Ebd., S. 134.

[16] Ebd., S. 138.

das ganz Unwissenschaftliche, noch die Selbstinszenierung als mythischer Augenzeuge können als ernstgemeinte Lösungen der skizzierten Legitimationsprobleme gelten.«[17] Stattdessen beanspruche der Roman für seine Mythosrezeption eine »implizite Legitimität«, die sich »aus dem Scheitern der doppelt expliziten« ergebe.[18]

Katja Lintz hat den neuesten Beitrag zum Erzählkonzept der Josephsromane vorgelegt, bleibt jedoch hinter dem bei Wilhelmy erreichten Reflexionsniveau zurück, trotz zahlreicher strukturensibler Einzelbeobachtungen. Lintz möchte nachweisen, dass auch Manns Roman zur literarischen Moderne gehört. Dies wurde ihm von der Literaturwissenschaft immer wieder abgesprochen, denn die literarische Moderne, so Lintz, sei bestimmt durch eine »Negation von Objektivität«[19], was sich formal im Verzicht auf auktoriales Erzählen zeige: »[K]ein moderner Roman [hat] einen auktorialen Erzähler institutionalisiert.«[20] Lintz vertritt daher die These, dass in Manns Josephsromanen zwar auktoriales Erzählen realisiert werde, dass der Text sich jedoch »selbst unterläuft«[21], und sie nennt dies »subversives Erzählen«[22]. Reichlich unklar bleibt allerdings, wer dabei eigentlich was unterläuft.

Die Unklarheit der These von einem sich selbst unterlaufenden Text hängt wesentlich damit zusammen, dass Lintz auf eine Beschreibungskategorie verzichtet, die für solche Fälle von der Narratologie entwickelt wurde, nämlich die des unzuverlässigen Erzählers. Unzuverlässig nennt man einen Erzähler, dessen »Behauptungen, zumindest teilweise, als falsch gelten müssen mit Bezug auf das, was in der erzählten Welt der Fall ist.«[23] Dem Sammelbegriff des unzuverlässigen Erzählens lassen sich dabei sehr unterschiedliche Phänomene subsumieren: Ein Erzähler gilt als unzuverlässig, wenn er den Rezipienten vorsätzlich anlügt, wenn er sich selbst über bestimmte Sachverhalte der erzählten Welt täuscht, wenn er dem Rezipienten relevante Informationen vorenthält oder wenn er die erzählten Ereignisse unangemessen bewertet.[24] Vor allem die letzten beiden Fälle treffen auf den Erzähler der Josephsromane zu: Im folgenden Abschnitt werde ich zeigen, dass dieser Erzähler als unzuverlässig gelten kann und zwar vor allem in Bezug auf die Erwartungen und die Behauptungen, die er über seine eigene auktoriale Kompetenz aufstellt, und in

[17] Ebd., S. 140.

[18] Ebd.

[19] Katja Lintz: Thomas Manns »Joseph und seine Brüder«. Ein moderner Roman, Frankfurt/Main: Lang 2013, S. 37.

[20] Ebd., S. 108.

[21] Ebd., S. 133.

[22] Ebd., S. 175.

[23] Martínez/Scheffel, S. 100.

[24] Vgl. Tilmann Köppe/Tom Kindt: Erzähltheorie. Eine Einführung, Stuttgart: Reclam 2014, S. 236–256.

Bezug auf seine Deutung des Protagonisten Joseph und dessen charakterlicher Entwicklung. Matías Martínez und Michael Scheffel haben gezeigt, dass man mit einem solchen unzuverlässigen Erzählen eine ironische Kommunikation realisieren kann:

> Ironische Kommunikation verdoppelt das Kommunikat zwischen zwei Gesprächspartnern in eine explizite und eine implizite Botschaft. Die implizite Botschaft widerspricht der expliziten und soll vom Hörer als die ›eigentlich gemeinte‹ aufgefaßt werden. […] In realer ironischer Kommunikation ist der Sprecher gleichermaßen Sender der expliziten wie der impliziten Botschaft. […] Die besonderen Möglichkeiten fiktionaler Texte werden jedoch […] dann genutzt, wenn die doppelte Botschaft der Ironie auf zwei verschiedene Sender verteilt ist. In diesem Fall kommuniziert der unzuverlässige Erzähler eine explizite Botschaft, während der Autor dem Leser implizit, sozusagen an dem Erzähler vorbei, eine andere, den Erzählerbehauptungen widersprechende Botschaft vermittelt.[25]

Gerade das Konzept des unzuverlässigen Erzählens bietet also eine Möglichkeit, um die viel beschworene, aber selten explizierte Ironie von Manns Texten analytisch zu erklären. Jens Ewen hat dies kürzlich getan und gezeigt, dass sich Manns Ironie in jenem »komplizierte[n] und fragile[n] Balancemodell«[26] manifestiert, das seine Erzähltexte zwischen den teils divergierenden, teils solidarisierenden Positionen der Figuren, der Erzählinstanz und des Autors entwerfen. Mit Ironie meint Ewen »die sprachlogische Realisierung zweier einander widersprechender Positionen in derselben Äußerung, in der die Gültigkeit einer Aussage zugleich betont und relativiert werden kann.«[27] Ironie kommt bei Mann also zum Beispiel dadurch zustande, dass Figuren vom Erzähler satirisch behandelt werden, während der Urteilskompetenz des Erzählers zugleich aber auch nicht zu trauen ist. Auf diese Weise geraten Figuren-, Erzähler- und Textperspektive in ein unauflösliches Spannungsverhältnis. Die Josephsromane etwa erzeugen zwar Erwartung an ein verlässliches auktoriales Orientierungszentrum, enttäuschen diese Erwartungen jedoch immer wieder und erweisen mit dieser Offenheit gerade den Freiheitsspielräumen des Lesers und dessen eigenständigem Reflexionsvermögen besonderen Respekt.

[25] Martínez / Scheffel, S. 100 f.

[26] Jens Ewen: Moderne ohne Tempo. Zur literaturgeschichtlichen Kategorisierung Thomas Manns – am Beispiel von »Der Zauberberg« und »Unordnung und frühes Leid«, in: Wortkunst ohne Zweifel? Aspekte der Sprache bei Thomas Mann, hrsg. von Katrin Max, Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 77–99, 92. – Der Aufsatz greift auf größere Argumentationslinien zurück, die Ewen in seiner demnächst erscheinenden Dissertation zu Manns Ironie entwickelt hat.

[27] Ebd., S. 91.

II. Diskontinuierliche Auktorialität und unzuverlässiges Erzählerurteil

Im Unterschied zu Manns späten Romanen spricht in den Josephsromanen kein Individuum mit einem konkreten Ort in Raum und Zeit, einem Namen, einem Körper oder einer Geschichte wie etwa Serenus Zeitblom, sondern ein heterodiegetischer Erzähler, der nicht zur Welt der Figuren gehört. Im Unterschied wiederum zum heterodiegetischen Erzähler der *Buddenbrooks* hat Mann den Erzähler der Josephsromane jedoch deutlich anthropomorpher gestaltet.[28] Es handelt sich zwar um eine allgegenwärtige und allwissende Instanz, die nicht den raumzeitlichen Beschränkungen der menschlichen Perspektive unterliegt, die aber dennoch auffällig viele körperliche Züge erhält: Vor der narrativen »Höllenfahrt« (IV, 9) durch den »Brunnen der Vergangenheit« (ebd.) muss er erst »die Scheu [seines] Fleisches überwinden[ ]« (V, 1482) und gegen Romanende beginnt der Zahn der Zeit an seinem Erzähler-Leib zu nagen, er bemerkt, dass er »um kein Geringes älter […] geworden« ist (V, 1770). Dennoch hat der Erzähler eine übermenschliche Meinung von seiner eigenen narrativen Kompetenz und vergleicht sich unverhohlen mit dem monotheistischen Gott Abrahams: So wie Gott zwar »im Feuer« ist, aber »nicht das Feuer«, so ist der Erzähler zwar der Raum der Geschichte, »aber sie nicht der seine, sondern er ist auch außer ihr«, um »sie zu erörtern« (IV, 821). An zahlreichen Stellen bestätigen die Josephsromane dieses Selbstbild des Erzählers als eine auktoriale Instanz mit olympischem Überblick, vor allem dann, wenn er vorwegnehmend und vorausweisend erzählt.[29] Zudem prahlt der Erzähler nicht nur mit seinem Wissen um den Ausgang der Geschichte, sondern auch mit seinem mikroskopischen Einblick, mit seinen intimen Kenntnissen von den inneren Vorgängen der Figuren: Nachdem Joseph zum Beispiel von seinen Brüdern in den Brunnen geworfen wurde, versichern diese sich gegenseitig, wie froh sie sind, dass Joseph nun nicht mehr existiert. In ihnen, das weiß der Erzähler, sieht es jedoch anders aus: Die »Erinnerung an die Berührung mit Josephs bloßer Haut […]

[28] Zum Anthropomorphismus von Erzählern vgl. Wolf Schmid: Elemente der Narratologie, 2. Aufl., Berlin/New York: de Gruyter 2008, S. 75–78.

[29] Um nur einige Beispiele zu nennen: »Der Tag sollte kommen […]« (IV, 327), »Ach, frommer Alter! […] Du wirst sehr alt werden müssen, um zu erfahren […]« (IV, 662), »[…] erfuhr er in Bälde« (IV, 669), »Keinen von beiden berührte der blasseste Schatten und Anflug einer Vermutung, wohin es […] mit ihnen kommen […] sollte« (IV, 826), »Von diesem später« (IV, 831), »[…] das war schon alles vorbereitet und keimweise enthalten […]« (V, 913), »[…] später büßte sie alle Hemmungen ein […]« (V, 1090), »Das sollte noch kommen […]« (V, 1109), »Unter uns und im voraus gesagt […]« (V, 1209), »[…] das bilde den Gegenstand künftiger Gesänge« (V, 1275). – Einmal entschuldigt der Erzähler sich sogar für den »Vorwitz«, für die »Neugier« (IV, 828), mit der er immer wieder »den Vorhang der Zukunft« lüftet (IV, 826), und verspricht sich zu bessern. Dieses Versprechen wird er jedoch immer wieder brechen.

teilte sich ihren Herzen als eine Weichheit mit, der sie blinzelnd nachspürten, ohne sich recht auf sie zu verstehen.« (IV, 567) Der Erzähler berichtet hier von verdrängten Regungen, die sich die Figuren nicht einmal selbst eingestehen, und diese Kompetenz nimmt er immer wieder für sich in Anspruch: Einmal spürt Jaakob intuitiv, »daß er selber das Hauptschwein gewesen, das mit seiner gefühlsstolzen Narrenliebe den Joseph zur Strecke gebracht« (IV, 642), dass er also den Hass der Brüder durch Josephs Bevorzugung hervorgerufen hat. Diese Schuldvermutung gegen sich selbst, das weiß der Erzähler, lässt Jaakob »jedoch wieder hinab ins Dunkel fallen, bevor sie die Oberfläche erreicht hatte« (ebd.). Auch die verdrängten Emotionen des Protagonisten kennt der Erzähler genau: Einmal nimmt Joseph an einem ägyptischen Fest teil, bei dem die obszöne Geschichte vom toten Osiris nachgestellt wird, dem sich Isis in Gestalt eines Geierweibchens nähert und ihn dadurch in den »wickelzerreißenden Zeugungsstand[]« (V, 969) versetzt, also bei dem mumifizierten Körper eine Erektion verursacht. Angesichts des festlichen Spektakels wendet Joseph instinktiv die Augen ab, aber ohne zu wissen, warum. Doch der Erzähler weiß es: In Anbetracht jener Verehrung der Sexualität, um die es bei der Osiris-Prozession geht, regt sich in Joseph nämlich eine »leise und fast nicht gewußte Gewissensfurcht […], von wegen Untreue nämlich, der Untreue gegen den ›Herrn‹ […].« (V, 968 f.) Darüber hinaus informiert der Erzähler auch immer wieder über intimste Details: Als wir Amenhotep III. einmal bei einer Ausfahrt erleben, wird sogar von der defizitären Verdauung des Pharaos berichtet: »[S]eine Ausscheidungen führten Stoffe, die der Körper hätte halten sollen, aber nicht halten mochte […].« (V, 970)

Angesichts so ausgeprägter Durchleuchtungsfähigkeiten mutet das Verhalten des Erzählers an anderen Stellen reichlich merkwürdig an. Bei seiner Analyse von Goethes Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* hat Manfred Engel einmal eine Formulierung gefunden, die sich auch bestens für den Erzähler der Josephsromane eignet. Goethes wie Thomas Manns auktoriale Erzähler lassen sich als unzuverlässige Instanzen beschreiben, deren Unzuverlässigkeit nicht primär auf der Fehlerhaftigkeit des Erzählten beruht, sondern auf einer »Diskontinuität auktorialer Führung«, die bis zum »völlige[n] Ausbleiben auktorialer Hilfen« reicht.[30] Gerade an Stellen, wo man dies von einem auktorialen Erzähler erwartet, macht dieser keinen Gebrauch von seiner auktorialen Rolle und stiehlt sich aus der Verantwortung: Die Frage etwa, ob der ›Mann auf dem Felde‹ ein Engel ist, bleibt offen. Bei der nächtlichen Begegnung herrscht »dünnes Mondlicht« (IV, 535), also schlechte Sicht, aber der Erzähler nutzt seine Allmacht nicht, um Licht ins Dunkel zu bringen und die Identität des Fremden

[30] Manfred Engel: Der Roman der Goethezeit, Bd. 1: Anfänge in Klassik und Frühromantik: Transzendentale Geschichten, Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler 1993, S. 270 f.

zu klären.[31] Immer wieder versagen auch die sonst so weitreichenden Introspektionsfähigkeiten des Erzählers: Was beispielsweise das ironische Lächeln von Jaakobs Knecht Eliezer bedeutet, »war ungewiß« (IV, 421). Zudem fällt es nicht nur den Brüdern, sondern auch dem Erzähler »sehr schwer«, »Einfalt und Frechheit zu unterscheiden in [Josephs] Worten« (IV, 494). Gerade das wäre aber keine ganz unwichtige Frage, denn daran ließe sich entscheiden, ob Joseph ein kalter Intellektueller ist, der seine Wirkung auf andere kalkulierend berechnet, oder ob diese unwillentlich entsteht. Gleiches gilt für die Szene, in der Joseph seine Träume erzählt. Dabei knirschen die Brüder vor Wut mit den Zähnen, so dass sogar Jaakob es hört, aber »[o]b auch Joseph es auffaßte, ist ungewiß« (IV, 520). Aufschlussreich ist darüber hinaus das lange Gespräch zwischen Potiphar und Mut: Der Abschnitt »Die Gatten« fällt formal besonders dadurch auf, dass der Dialog zwischen beiden Eheleuten immer wieder mit inneren Monologen kombiniert wird, die das Innenleben der Sprechenden zeigen. Die Introspektionsfähigkeiten des Erzählers versagen am Schluss des Abschnitts jedoch abrupt. Als Mut ihr Gesicht in den Falten ihres Kleides verbirgt, kann der Erzähler dies nur noch von außen beobachten: »Niemand hat hinter diese Falten geschaut und in Muts verborgenes Antlitz« (V, 1063). Auch der Schlussabschnitt des dritten Bandes offenbart noch einmal die schwankende Informationspolitik des Erzählers: Während wir in den vorherigen Abschnitten über die neuralgische Begegnung zwischen Mut und Joseph im leeren Haus mit inneren Vorgängen geradezu überschwemmt werden, verliert der Erzähler im letzten Abschnitt des Bandes, »Das Gericht«, über Josephs und Muts innere Vorgänge kein Wort. Von Joseph heißt es nur lakonisch: Er »schwieg und neigte den Kopf noch tiefer.« (V, 1273)

Diese Schwankungen setzen sich auch im vierten Band fort: Während der Erzähler beispielsweise in den vorangehenden Bänden immer wieder mit beinahe übermenschlichen Fähigkeiten zur rechnerischen Überprüfung der Bibel auftrumpft, gesteht er im vierten Band diesbezüglich plötzlich erhebliche Defizite ein. Ob es nämlich sieben oder fünf Jahre des Überflusses waren, die den Mangeljahren vorausgingen, bleibt unklar: »[O]ffen gesteht der Erzähler hier seine Unsicherheit« (V, 1530). Die Zahl solcher Unbestimmtheitsstellen steigt im vierten Band geradezu sprunghaft an: Wie lautet eigentlich der Name jener Mätresse, die die Haremsverschwörung gegen Amenhotep III. anzettelte?

[31] Vgl. dazu auch Manns Erklärung im Brief an René Schickele vom 3. 7. 1934: »Sie haben vollkommen recht: der ›Mann auf dem Felde‹ ist nicht restlos zu verantworten; es steht da ähnlich wie mit Joachims spiritistischer Erscheinung im ›Zauberberg‹. Die Josephsgeschichte ist, wie Goethe sagt, eine ›*natürliche*‹ Geschichte, und der Mann ist tatsächlich nicht recht am Platze. Zwar habe ich die Hintertür halbwegs offen gelassen, daß er allenfalls doch ein etwas wunderliches Menschenkind sein kann; aber sie ist recht schmal, und man kommt fast nicht hindurch.« (Mann, Selbstkommentare, S. 98 f.)

»[D]ie Nacht ewigen Vergessens bedeckt ihn.« (V, 1350) Warum nannte das ägyptische Volk Echnatôn eigentlich den »Herr[n] des süßen Hauches«? »[E]s war nicht mit Bestimmtheit zu sagen, warum.« (V, 1364) Wie bekam eigentlich das Mädchen Thamar Zugang zu Jaakobs Sippe? »[N]iemand weiß das genau […]« (V, 1539) Wie hieß eigentlich Judas erste Frau? Ihr Name ist »nicht überliefert«[32]. Wie genau verliefen eigentlich die zwei Ehebündnisse zwischen Thamar und Judas Söhnen 'Er und Onan? »Den Alkovenspäher zu machen ist unter der Würde dieses Erzählers.« (V, 1566) Legte man Jaakobs Leiche in die rechte oder linke Grabkammer der Höhle Machpelach? »[D]as ist vergessen.« (V, 1819)

Der Erzähler schürt durch sein selbstbewusstes Auftreten also immer wieder Erwartungen an auktoriales Erzählen, erfüllt diese aber nur unzureichend, wobei unklar bleibt, ob er bestimmte Dinge nicht preisgibt oder nicht weiß. Fraglich ist daher, wie stark man der Urteilskompetenz eines Erzählers trauen kann, der schon bei der Informationsvermittlung derart starke Schwankungen an den Tag legt. Dieser Zweifel an der Bewertungskompetenz des Erzählers betrifft vor allem sein wohl zentrales Deutungsangebot, nämlich das erzählerische Urteil über Josephs charakterliche Entwicklung. Vereinfachend gesagt, versucht der Erzähler folgende Deutung des Protagonisten zu lancieren: Ein gutaussehender und sprachbegabter, aber passiver und egozentrischer junger Mann stolpert zweimal über seinen eigenen Hochmut, einmal, weil er dadurch den Hass seiner Umwelt auf sich zieht, während sein Narzissmus das andere Mal gefährliche Leidenschaften hervorruft. Aber der Held lernt seine Lektion, macht moralische Fortschritte und bringt sich mit seinen Begabungen schließlich aktiv in die Gesellschaft ein.[33]

[32] V, 1548. Das würde auch auf Potiphars Frau zutreffen, die in der Bibel ebenfalls namenlos bleibt, ihren Namen aber kennt der Erzähler der Josephsromane.

[33] Besonders signifikant zeigt sich dieser Deutungsanspruch des Erzählers ab dem dritten Band und zwar immer dann, wenn er Joseph gegen den in der Exegesetradition häufig vorgebrachten Vorwurf des Karrierismus verteidigt und beteuert, dass Josephs märchenhafter Aufstieg in Ägypten nicht das Ergebnis eines kalten ›Willens zur Macht‹ sei. Vielmehr habe Joseph durch den Aufenthalt im Brunnen und im Gefängnis seine Lektion gelernt und seinen Narzissmus überwunden: »[F]ehlerhaft wäre es«, so beteuert der Erzähler, Joseph »einen niedrig Bestrebten zu nennen«, und beansprucht in diesem Punkt sogar das Deutungsmonopol für sich: »Das war Joseph nicht, und nicht so sind seine Gedanken richtig beurteilt.« (IV, 811) »[Z]ur Steuer der Wahrheit« versucht der Erzähler immer wieder, den »Vorwurf kalter Spekulation von [Joseph] abzuwehren, den vorschnelle Sittenrichterei nicht verfehlen wird zu erheben« (IV, 876). – Gegen diese wohl zu naive Apologie durch den Erzähler sprechen freilich einige Szenen, in denen Nebenfiguren durchaus registrieren, dass Joseph seine körperliche und rhetorische Wirkung auf andere gezielt einsetzt, um seine Karriereabsichten zu verwirklichen, dass also die narzisstischen Anteile seiner Persönlichkeit noch bis zum Romanschluss stark ins Gewicht fallen: Am markantesten zeigt dies das wissende Lächeln, das die abgebrühte Machtpolitikerin Teje auf den Lippen trägt, während sie jenes lange Gespräch zwischen ihrem Sohn Echnatôn und Joseph beobachtet, infolgedessen es zu Josephs gewaltigem Karrieresprung in die politische Oberliga Ägyptens kommt. Teje durchschaut Josephs manipulativen Umgang mit dem Pharao und spricht das auch

Der Autor Thomas Mann hat sich indes gelegentlich etwas gereizt geäußert, wenn die charakterliche Entwicklung seines Protagonisten überbetont wurde. So etwa gegenüber Agnes E. Meyer: »Ich bitte Sie von Herzen: nehmen Sie dies Werk nicht zu schwer […]. Rufen Sie mir nicht zu: ›Der erwachsene Joseph muss grossartig werden!‹ […] [U]m die Erwachsenheit des Helden wird es wohl bis zum Schluss so zweifelhaft bestellt sein wie um die seines Dichters.« (BrAM, 381) Zu dieser Selbstaussage Manns passt, dass der reuige, einsichtige, vom Egoismus geheilte und zur Humanität bekehrte Joseph im Roman merkwürdig blass bleibt, so als bekäme man ihn nur hinter Milchglas zu sehen. Anhand einiger Beobachtungen lässt sich studieren, mithilfe welcher Erzähltechniken der Text diese Distanz erzeugt. Ein fiktiver Erzähler kann sich bei der Wiedergabe von inneren Vorgängen seiner Figuren zwischen drei unterschiedlichen Modi entscheiden, mit denen sich jeweils eine bestimmte Aussage zur Authentizität der vermittelten Informationen verbindet:[34] Mit dem inneren Monolog wird größtmögliche Authentizität suggeriert. Mit erlebter Rede bringt man dagegen schon mehr Distanz zum Ausdruck, denn der Erzähler transponiert den Originalgedanken der Figur in Erzählerrede, behält aber bestimmte stilistische und grammatische Eigenheiten des originalen Figurengedankens bei. Größtmögliche Distanz zwischen Erzähler und Figur besteht hingegen im Modus des Bewusstseins- oder Gedankenberichts, bei dem die inneren Vorgänge der Figuren nur paraphrasiert werden. Beim Gedankenbericht ist die Filterfunktion des Erzählers zumeist besonders groß, denn es wird nur seine Abstraktion des Figurenbewusstseins vorgelegt, die chaotischen Vorgänge in den Figuren werden vom Erzähler geordnet.

Es gibt nun in den Josephsromanen einige Passagen, die man als Wandlungsszenen beschreiben könnte: Hier hat Joseph wichtige Einsichten, macht charakterliche Fortschritte und überwindet scheinbar die narzisstischen Positionen seiner Adoleszenzphase. Dabei fällt jedoch auf, dass Josephs innere Vorgänge in all diesen Passagen konsequent als Gedankenbericht präsentiert werden. Seine Wandlungen und Bekehrungen ereignen sich also immer nur hinter einer dicken Wand aus erzählerischem Milchglas: Im Abschnitt »In der Höhle« etwa werden die drei Tage geschildert, die Joseph allein im Brunnen verbringt. »Vieles ging in ihm vor […]« (IV, 573), so leitet der Erzähler Josephs längere Selbstanalyse ein, die größtenteils in Form eines Gedankenberichts präsentiert wird, nur ab und an unterbrochen von kurzen Passagen in erlebter Rede. Im Brunnen befindet sich Joseph in einem Zustand verminderten Bewusstseins, er

offen und durchaus mit Anerkennung für Josephs psychologisch-taktisches Geschick aus: »Du hast's darauf angelegt und dich ihm untergeschoben vom ersten Worte an! Vor mir brauchst du das Kind nicht zu spielen […]. Ich bin eine politische Frau, es lohnt nicht, Unschuldsmienen vor mir zu ziehen.« (V, 1471)

[34] Vgl. Martínez / Scheffel, S. 55–63.

ist betäubt von der Prügel der Brüder (IV, 577) und benommen von den »Dünsten des Brunnens« (IV, 584), er wird von Hunger und Durst gequält, besudelt sich »mit seinem eigenen Unrat«, »nieste und fröstelte, daß ihm die Zähne schnatterten« (IV, 576). Im Modus des Gedankenberichts versucht der Erzähler dennoch zu suggerieren, dass Joseph in diesem Extremzustand völlig rationale, selbstdistanzierte Introspektion betreibe, die »Fehler der Vergangenheit« (IV, 580) bedenkt und sich zur »Umkehrung der bisherigen Voraussetzung seines Lebens« (ebd.) entschließt.

Zu Beginn des dritten Bandes ist der Erzähler daher auch eifrig bemüht, Josephs Wandlung unter Beweis zu stellen: Als Joseph mit den midianitischen Kaufleuten nahe an Jaakobs Lager vorbeizieht, hegt er zunächst Fluchtgedanken, verwirft diese aber rasch wieder. Wie der Erzähler betont, verzichtet Joseph auf die Flucht nicht nur aus Angst vor »Räuber[n] und Mörder[n]« und »wilden Tieren« (IV, 697), sondern weil er seine Verfehlungen erkannt habe und seine Strafe annehme. Präsentiert werden diese Überzeugungen indes erneut als abstrakter Gedankenbericht: Der Erzähler berichtet von Josephs »Einsicht in die töricht-sündliche Fehlerhaftigkeit des Fluchtgedankens, die klare und intelligente Wahrnehmung, daß es ein täppischer Mißgriff gewesen wäre« (ebd.). Der tatsächliche Wortlaut von Josephs Gedanken wird dem Leser jedoch vorenthalten, was die Vermutung nahelegt, dass der Erzähler zur Rationalisierung und Disambiguierung von Josephs Handeln neigt und dass sein Erzählerurteil der Ambivalenz dieses Charakters nicht immer gewachsen ist. Die Einschätzung Josephs durch den Erzähler kann bei zentralen Fragen als unangemessen gelten, sie fällt zu eindeutig, zu positiv oder zu naiv aus (vgl. auch Anm. 33).

Dies zeigt sich besonders prägnant im Abschnitt »Joseph erwägt diese Dinge«: Hier finden sich einige Passagen, die insbesondere von jenen Interpreten zitiert werden, die den Roman als Trägermedium einer humanistischen Idee der ›Verschonung‹ und des Ausgleichs deuten.[35] In diesem Abschnitt reflektiert Joseph über das, was er als stummer Diener von Huij und Tuij gehört hat, nämlich dass diese beiden Alten ihren Sohn Potiphar aus religiösen Gründen zum Eunuchen gemacht haben, um ihn vor seinem Sexualtrieb und dem damit einhergehenden Freiheitsverlust zu bewahren. Josephs darauf folgende Reflexionen werden nun als Gedankenbericht präsentiert: Huij und Tuij zeichnen sich durch »unverantwortliche Gottesdummheit« (IV, 873) aus, so resümiert Joseph. Ihr Verhalten erinnert ihn an seinen Vater Jaakob, der sich vor den mythischen Festen Kanaans ekelte und diese am liebsten ausrotten wollte. Joseph selbst dagegen, so suggeriert der Gedankenbericht, vertritt eine weltoffene Position des Gewährenlassens: »Joseph war für Verschonung, er war nicht fürs Ausroden. Er sah in Gott […] einen Gott des

[35] Vgl. vor allem Assmann, Thomas Mann und Ägypten, S. 199–202.

Verschonens […].« (IV, 874 f.) Das Konzept der ›Verschonung‹ bleibt an dieser Stelle jedoch reichlich abstrakt, da es nicht im Wortlaut von Josephs Gedanken präsentiert wird, sondern als Paraphrase des Erzählers. Dort, wo Joseph sich dagegen wörtlich zu weltanschaulichen Fragen äußert, etwa einige Seiten später, spielt das Konzept der ›Verschonung‹ bezeichnenderweise keine Rolle: Im Abschnitt »Joseph tut Leib- und Lesedienste« liest Joseph Potiphar Texte der ägyptischen Literatur vor, u. a. Liebeslyrik mit dem Titel »Erfreuende Lieder«, die von der verzehrenden Leidenschaft zweier Liebender handeln. Potiphar fragt Joseph nach seiner Meinung und dessen Antwort erfolgt keineswegs im Geist der ›Verschonung‹, sondern erinnert eher an den Askese-Habitus und die Dämonisierung der Sinnlichkeit durch seinen Vater Jaakob und an Huij und Tuij. Joseph setzt eine »abgebrühte und hochmütig prüfende Miene« auf, vergleicht sich mit der immergrünen Myrte, stilisiert sich also zum asketisch lebenden »Kräutlein Rührmichnichtan« (V, 922) und erklärt Potiphar ganz im Geiste jener Erwähltheitsidee seines Vaterstammes: »Wir wissen's so gut wie allein in der Welt, was die Sünde ist«, und gerade die Liebesleidenschaft habe »einen starken Einschlag davon« (V, 923). Leidenschaft und Triebhaftigkeit, so Joseph, »ist uns […] ein dämonisch Bereich, ein Spielraum verfluchten Gebotes, von Gottes Eifersucht voll.« (V, 924) Von jener souveränen Haltung der Gelassenheit gegenüber den eigenen Trieben, die der Erzähler Joseph in seinen Gedankenberichten attestiert, ist hier nichts zu spüren. Zudem ist es an dieser Stelle ausgerechnet der Eunuch Potiphar, der Joseph vor den Gefahren einer Dämonisierung der Triebe warnt, indem er zu bedenken gibt, »daß es sonderbar steht und lebensgefährlich um ein Geschlecht, dem das Musterhaft-Einfältige eine Sünde ist und ein Spottgelächter.« (Ebd.) In jedem Fall tritt hier ein eklatanter Widerspruch zu Tage zwischen jenem Joseph, den die Gedankenberichte des Erzählers präsentieren, und Joseph, wie er sich in seinen eigenen Gesprächsbeiträgen zeigt.

Dies setzt sich auch im vierten Band fort: Gleich im ersten Abschnitt, »Joseph kennt seine Tränen«, versichert der Erzähler, dass Joseph während der Nilfahrt ins Gefängnis Zawi-Rê wieder einmal seine Lektion lernt und einsieht, wohin sein Hochmut ihn gebracht hat. Gefesselt in der Kajüte liegend, »bekannte er sich reuig zu seiner Schuld« (V, 1297). Gleich nach diesem Gedankenbericht belauschen wir aber noch ein Gespräch zwischen Joseph und seinem Bewacher, bei dem von überwundener Hoffart keine Rede sein kann. Im Gegenteil: Joseph präsentiert sich derart hochmütig, dass man hier wohl von einem seiner unsympathischsten Auftritte im ganzen Roman sprechen kann. Der Bewacher stichelt den Gefangenen etwas wegen der Vorgänge mit Mut-em-enet, aber Joseph reagiert darauf keineswegs gelassen, reue- oder schonungsvoll, sondern reichlich arrogant, protzt mit seiner asketischen Standhaftigkeit und scheint vergessen zu haben, dass er bei der Begegnung mit Mut in

Potiphars leerem Haus eigentlich gerade so mit einem »blauen Auge« (V, 1145) davon gekommen war:

> Ich will dir etwas sagen: Es könnte sein, daß von mir in Zukunft einmal die Rede sein wird als von einem, der seine Reinheit bewahrte unter einem Volk, dessen Brunst wie der Esel und Hengste Brunst war […]. Es könnte sein, daß die Mägdlein der Welt mich einmal beweinen werden vor ihrer Hochzeit, indem sie mir ihre Locken darbringen […] und die Geschichte des Jünglings künden, der zwar standhielt dem fiebernden Drängen der Frau, aber um Ruf und Leben dadurch gebracht wurde. (V, 1300)

Angesichts so selbstgerechter Äußerungen fragt man sich, ob Joseph nach nun immerhin 1300 Seiten eigentlich charakterliche Fortschritte gemacht und seine Egomanie gemäßigt hat oder ob der Erzähler das nur unterstellt.[36] Ein ungefiltertes Bekenntnis zum eigenen Hochmut, wie es etwa Gustav von Aschenbach an der Zisterne (vgl. 2.1, 588 f.) oder Adrian Leverkühn am Romanschluss (vgl. 10.1, 718–729) abliefern – freilich unter dem Einfluss der Cholera bzw. der Syphilis –, ein solches Bekenntnis fehlt bei Joseph. Wenn wir ihn in Zuständen der Reue erleben, dann umstellt von den narrativen Nebelkerzen distanzierender Gedankenberichte.

III. Unzuverlässigkeit als Respekterweis vor dem Leser und seinen Freiheitsspielräumen

Wieso aber erfindet Mann einen Narrator, der Erwartungen auktorialer Allwissenheit schürt, diese aber nur unzureichend erfüllt? Ich möchte hier die These aufstellen, dass der Erzähler bestimmte Normen vertritt, die auf diese Weise zwar nicht völlig dekonstruiert, aber subtil problematisiert werden. Dies mag zunächst überraschen, denn der Erzähler sagt unendlich viel, macht sich aber eigentlich keine Positionen zu eigen: Wenn vom mythischen Denken oder vom Monotheismus die Rede ist, dann sind das Figurenpositionen. Zwar erläutert er diese Deutungssysteme zumeist in abstrakter Erzählerrede, schiebt dann aber oft im nächsten Absatz ein relativierendes Perspektivsignal ein, mit dem das Gesagte nachträglich an die Perspektive einer Figur gebunden wird.[37]

[36] Noch immer reproduziert Joseph hier nämlich bis in den Wortlaut hinein die Positionen seines Vaters Jaakob, dessen narzisstischen Askese-Habitus und dessen sinnenfeindliche Verachtung der Kultur Ägyptens. Als Jaakob seinem Sohn gegen Romanende wiederbegegnet, blickt er sorgenvoll auf Josephs luxuriöse ägyptische Tracht und fragt ihn mit genau denselben Worten, die Joseph auch in der Schiffskajüte gegenüber seinem Bewacher verwendet: »Kind, […] hast du deine Reinheit bewahrt unter einem Volk, dessen Brunst wie der Esel und wie der Hengste Brunst ist?« (V, 1742)

[37] »Was wußte Eliezer von ihm?« (IV, 425): So wird beispielsweise der Abschnitt »Wie Abra-

In der Liebesgeschichte mit Mut-em-enet wird jedoch eine Wahrheit erkennbar, an die der Erzähler offenbar glaubt, nämlich an das ›Leben‹ als metaphysische Letztinstanz, von der sich die gesamte Wirklichkeit ableitet. Wie sich im Abschnitt »Das Wort der Verkennung« zeigt, will der Erzähler nicht primär Kommentator des Bibeltextes und anderer Überlieferungsstränge sein. Ihm geht es nicht um eine philologische Rekonstruktion des »Erstgeschriebene[n]« (V, 1005), sondern um die »Minuziosität des Lebens« (V, 1004):

> Es ist daran zu erinnern […], daß, bevor die Geschichte erstmals erzählt wurde, sie sich selber erzählt hat – und zwar mit einer Genauigkeit, deren allein das Leben Meister ist und die zu erreichen für den Erzähler gar keine Hoffnung und Aussicht besteht. Nur ihr sich anzunähern vermag er, indem er dem Wie des Lebens treulicher dient, als der Lapidargeist des Daß zu tun sich herbeiließ. (V, 1005)

Auffällig an dieser und an anderen Stellen ist die merkwürdige Rede vom »sich selbst erzählende[n] Leben«[38]. In seinen allgemeinen Reflexionen gebraucht der Erzähler zudem häufig Wendungen, die ihn als eine Art Lebensphilosophen ausweisen: Er spricht vom »Spiel des Lebens« (IV, 824; V, 1493), vom »spielende[n] Leben« (IV, 828) und von den »Fährnissen des Lebens« (V, 1075), denen die Romanfiguren ausgesetzt sind, vom »Schlag der Lebensrute« (V, 1025), der die Figuren trifft, von der »seltsame[n] Sternfigur, zu der im Schüttelspiel des Lebens die Umstände […] zusammenfielen« (V, 1063), von einem »den treuen Kunstbau lachend hinwegfegenden Leben[ ]« (V, 1086) und vom »bewegliche[n] Leben« (V, 1484), das sich nicht festlegt. Der Erzähler glaubt offenkundig an das Leben als metaphysische Instanz, die unter der Wirklichkeit brodelt: Bevor man Josephs Geschichte erzählen konnte, »geschah sie; sie quoll aus demselben Born, aus dem alles Geschehen quillt, und erzählte geschehend sich selbst.« (IV, 821) Bezeichnenderweise wird die Brunnen-Metapher hier wieder aufgegriffen.

ham Gott entdeckte« eingeleitet. Bei dem, was auf den folgenden Seiten über Abrahams Monotheismus gesagt wird, handelt es sich also nicht um eine religionshistorische These, die der Roman als Ganzer vertritt, sondern präsentiert wird hier lediglich das Wissen, das Jaakobs Knecht Eliezer über Abrahams Gottesentdeckung besitzt. Die Wiedergabe dieses Wissensanspruchs in Form von ausführlicher und abstrakter Erzählerrede ist allerdings so gestaltet, dass man die Bindung des Gesagten an eine Figurenperspektive im Lektüreprozess leicht aus den Augen verliert. Die Technik solcher vorab oder nachträglich eingeschobener und leicht zu übersehender Perspektivsignale zieht sich durch den ganzen Roman. Hier nur einige Beispiele: »[…] so wenigstens sah Juda es an […]« (IV, 493); »So erklärte es der Alte dem Joseph […]« (IV, 776); »Dergleichen Zweideutigkeiten ereigneten sich in dem Hausvorsteher Mont-kaw […]« (IV, 797); »Dies war namentlich die Erfahrung Mont-kaws […]« (IV, 898); »Wir haben hier die Gedanken der ringend Verliebten mitgedacht […]« (V, 1088); »Dies war jedenfalls der Verdacht […] Gottliebchens […]« (V, 1108); »So sah es aus in Josephs Kopf – man muß es hinnehmen.« (V, 1144); »So Potiphars Weib in ihren trunken überschärften Gedanken.« (V, 1254); »Joseph war dieser Anschauung.« (V, 1296); »So hörte sie's.« (V, 1552)

[38] V, 1005. Vgl. zudem IV, 821; V, 1258; V, 1483; V, 1757; V, 1760.

Bei dem Brunnen, in den der Erzähler eintaucht, handelt es sich also nicht nur um eine Metapher für zeitliche Ferne, sondern auch für eine unterstellte metaphysische Tiefe der Wirklichkeit.

Wie die Rede vom ›sich selbst erzählenden Leben‹ zeigt, meint Leben die äußere und innere Wirklichkeit des Menschen als chaotisches Geschehen, aber auch eine metaphysisch-immanente Instanz, die dem Chaos einen Zusammenhang verleiht. Wenn das Leben sich selbst erzählt, dann ist es sowohl ungeordnetes Geschehen als auch ordnende Erzählinstanz. Für den Erzähler erfüllt der Lebensbegriff damit jene Funktion, die er bei vielen Intellektuellen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts wie Nietzsche, Hofmannsthal, Simmel und anderen innehat.[39] Der »Supergedanke«[40] des Lebens soll die Immanenz mit Letztbegründungsqualitäten ausstatten, um sie gegenüber Kategorien wie Geist, Transzendenz, Vernunft etc. aufzuwerten, ohne in völligen Relativismus abzurutschen. Wenn der Erzähler sich zum Taucher in jenem Born stilisiert, aus dem das Leben quillt, dann erinnert dies sehr deutlich an lebensphilosophische Metaphorik der Tiefenbohrung. Hugo von Hofmannsthal etwa bemerkt über sein Drama *Elektra*: »Wir müssen uns den Schauer des Mythos neu schaffen. […] Uns sind tragische Figuren wie Taucher die wir in die Abgründe des Lebens hinablassen […].«[41] Zu den zentralen Metaphern Georg Simmels gehört zudem das Bild des »Senkbleis«, das der Soziologe von der »Oberfläche des Daseins« in die »Tiefe der Seelen« schickt.[42] Lebensphilosophen in der Nachfolge Schopenhauers und Nietzsches scheinen also mit Röntgenaugen gesegnet zu sein und vermögen besser als alle anderen die Tiefen der Realität zu erspähen. Auch der Erzähler der Josephsromane beschreibt sein Erzählunternehmen im Vorspiel »Höllenfahrt« als ein »Senkblei« (IV, 9), mit dem er den »Brunnen der Vergangenheit« (ebd.) und die »Vergangenheit des Lebens« (IV, 53) ausloten will. Zudem inszeniert er sich als Mysterienpriester, der das begriffsstutzige Volk darüber belehrt, dass die Unterscheidung von Vergangenheit und Zukunft nur mythischer ›Maya-Schleier‹ sei, während darunter eigentlich ›nunc-stans‹, das stehende Jetzt des blinden Willens herrsche: »Denn das Wesen des Lebens

[39] Vgl. Herbert Schnädelbach: Philosophie in Deutschland 1831–1933, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1983, S. 172–196.

[40] Zu diesem Begriff vgl. Markus Gabriel: Warum es die Welt nicht gibt, Berlin: Ullstein 2013, S. 102–106.

[41] Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke. Kritische Ausgabe, Bd. VII: Dramen 5 (Alkestis, Elektra), hrsg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer, Frankfurt/Main: S. Fischer 1997, S. 368.

[42] Georg Simmel: Die Großstädte und das Geistesleben, in ders.: Gesamtausgabe, Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908 (Band 1), hrsg. von Rüdiger Kramme, Angela Rammstedt und Otthein Rammstedt, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1995, S. 116–131, 120; vgl. auch Georg Simmel: Gesamtausgabe, Bd. 6: Philosophie des Geldes, hrsg. von David P. Frisby und Klaus Christian Köhnke, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1989, S. 719.

ist Gegenwart, und nur mythischer Weise stellt sein Geheimnis sich in den Zeitformen der Vergangenheit und der Zukunft dar. Dies ist gleichsam des Lebens volkstümliche Art, sich zu offenbaren, während das Geheimnis den Eingeweihten gehört.« (IV, 53)

Im Zusammenhang mit dieser Welterklärer-Attitüde des Erzählers steht auch dessen Versuch, sein Erzählen zu ritualisieren, ihm den Anschein eines öffentlichen und gemeinschaftlichen Rituals und sich selbst die Rolle eines Zeremonienmeisters zu verleihen:[43] Immer wieder suggeriert er, die *Joseph*-Geschichte mündlich vorzutragen, und zwar vor einem Hörer-Kollektiv, dem er wie ein Märchenonkel vis-à-vis gegenübersitzt. Als er etwa Thamar in die Erzählung einführt, heißt es:

> Wir sehen uns um unter den Gesichtern der Zuhörer und bemerken nur auf sehr wenigen […] die Erhellung des Wissens. Offenbar sind der großen Mehrzahl derer, die sich eingefunden haben, die genauen Umstände dieser Geschichte zu erfahren, nicht einmal ihre Grundtatsachen bekannt oder erinnerlich. Wir sollten das tadeln – wenn nicht die öffentliche Unwissenheit dem Erzähler auch wieder recht sein müßte und ihm zustatten käme, da sie die Wichtigkeit seines Geschäftes steigert. (V, 1537)

Das Vorlese-Ritual des Erzählers geht hier mit einer Infantilisierung der Hörer einher: Mehrfach verfällt er in ein Kommunikationsmodell, das das Verhältnis von belehrendem Priester und folgsamem Laien nachahmt. Während sich der Erzähler an die fiktive Öffentlichkeit einer Hörerschaft wendet, die er belehrt und tadelt und der er in Kopräsenz gegenüberzusitzen behauptet, liest der empirische Leser den Roman jedoch allein und in Buchform. Der Text als Ganzer zeigt also schon durch die Wahl der Gattung Roman, dass der Versuch des Erzählers, sein Erzählen zu ritualisieren, zum Scheitern verurteilt ist, denn die Leserphantasie kann jene Kopräsenz zwischen Sprecher und Hörer nicht ersetzen, die bei einem öffentlichen und gemeinschaftlichen Vorlese-Ritual besteht.

Dass der Autor Thomas Mann keineswegs identisch ist mit dem Erzähler, sondern einer Welterklärer-Attitüde, wie dieser sie an den Tag legt, distanziert gegenüberstand, kann man etwa am Schopenhauer-Aufsatz von 1938 studieren: Mann ist zwar fasziniert von den Möglichkeiten der Entlarvungspsychologie, legt aber auch die Aporien frei, auf denen diese beruht. Schopenhauer, so Mann, glaubte zwar, dass seine Unterscheidung zwischen Wille und Vorstellung an Kants Erkenntniskritik anschließe, eigentliche aber betrieb er handfeste Metaphysik: Was Schopenhauer von Kant übernahm,

[43] Zur Ritualisierung des Erzählens in den Josephsromanen vgl. auch Wilhelmy, Legitimitätsstrategien, S. 138–140.

… waren die ›Ideen‹ und das ›Ding an sich‹. Mit dem letzteren aber stellte er etwas sehr Kühnes, fast Unerlaubtes […] an: Er definierte es, er nannte es beim Namen, er behauptete – obgleich man doch nach Kant gar nichts davon wissen konnte – zu wissen, was es sei. Es war der *Wille.* (IX, 537)

Es gibt bei Mann gerade in den Dreißiger- und Vierzigerjahren beträchtliche Vorbehalte gegenüber den Versuchen vieler Intellektueller, die Totalität der Wirklichkeit, den Lauf der Geschichte und das Wesen des Menschen mithilfe eines einzigen ›Supergedankens‹, mithilfe einer einzigen metaphysischen Letztinstanz wie dem Leben, dem Willen, aber auch der Vernunft zu erklären. So schreibt er etwa 1934 an Karl Kerényi:

Es gibt in der europäischen Literatur der Gegenwart eine Art von Ranküne gegen die Entwicklung des menschlichen Großhirns, die mir nie anders, denn als eine snobistische und alberne Form der Selbstverleugnung erschienen ist. Ja, erlauben Sie mir das Geständnis, daß ich kein Freund der – in Deutschland namentlich durch Klages vertretenen – geist- und intellektfeindlichen Bewegung bin. (BrKer, 44)

Wie der eingangs zitierte Briefwechsel mit Käte Hamburger zeigt, war Mann aber auch stets besorgt, dass man seine Werke zum bloßen ›Träger‹ einer Vernunft- und Humanitätsidee degradieren könne und jene ›unter der Hand‹ erzeugte Offenheit übersehen wird, die sich gerade der schwankenden und unzuverlässigen erzählerischen Vermittlung verdankt.[44] Manns Selbstbild gerade

[44] Manns Sorge, als Dichter ausschließlich vor den Karren von Vernunft- und Humanitätsidealen gespannt zu werden, spitzt sich stark zu, als 1945, zu seinem siebzigsten Geburtstag, Käte Hamburgers Monographie über die Josephsromane erscheint. Darin stilisiert sie Mann zum »Bewahrer […] und Neubeseeler der aus dem ›Geiste der Goethezeit‹ hervorgegangenen Humanitätsidee« (Käte Hamburger: Thomas Manns Roman »Joseph und seine Brüder«. Eine Einführung, Stockholm: Bermann-Fischer 1945, S. 9). Die Josephsromane seien der »Berggipfel« von Manns literarischem Schaffen, denn »erst dieses große, vielschichtige und in jedem Sinne des Wortes ›bedeutende‹ Werk macht es sichtbar, in welchem Umfang und in welcher Tiefe Thomas Mann der Dichter der Humanität genannt werden muß« (ebd., S. 11). Hamburger erblickt in den Josephsromanen ein Orientierungsangebot für ein Leben in der »einer ›neuen Humanität‹ hochbedürftigen Zeit« (ebd., S. 140) der Vierzigerjahre. – Mann hatte das Manuskript schon vorab gelesen und in einem Brief vom 26. Dezember 1944 lobt er ausdrücklich, aber doch mit spürbarer Distanz, Hamburgers *Joseph*-Monographie. Ihre Studie sei »klug und schoen und reich, ein ganzer Wildbach, ein Wasserfall von intelligenter und sympathievoller Interpretation« (BrHa, 91). Von einer amerikanischen Ausgabe ihrer Studie, die Hamburger ins Auge gefasst hatte, rät er jedoch ab: »Der Stil, so ausgesprochen deutsch geisteswissenschaftliche Sprache, eignet sich so garnicht dazu, und ich bin fast sicher, dass sich das Ganze auf Englisch, jedenfalls in den Augen unseres Publikums und unserer Kritik hier, schwerfaellig und ueberphilosophisch ausgenommen haette […].« (Ebd.) Schon einige Tage zuvor hatte er im Tagebuch deutliche Worte gefunden: »Dann das Joseph-Manuskript der Hamburger, ein etwas langweiliger Päon.« (Tb, 19. 12. 1944) Offen zu Tage tritt dieser Konflikt mit dem Erscheinen des *Doktor Faustus*: Es gelingt Hamburger hier nicht, ihre Humanitätsidee aus dem Text herauszufiltern, weshalb sie Mann die Gefolgschaft verweigert und den Roman am 27. November 1947 sehr kritisch rezensiert (vgl. Käte Hamburger: Thomas Manns Faustroman, in: BrHa, 133–138).

in den Dreißigerjahren ist wohl das eines schwankenden Intellektuellen, der mit keiner Position lebenslang und monogam ›verheiratet‹ sein, weder als Repräsentant von »Vernunftdürre« noch von »Instinktvergottung« gelten will (IX, 580), sondern der seine Positionen immer auch stark mit dem jeweils aktuellen Kontext abgleicht: »Ich bin ein Mensch des Gleichgewichts. Ich lehne mich instinktiv nach links, wenn der Kahn rechts zu kentern droht, – und umgekehrt.« (BrKer, 45)

Mann, so meine These, ironisiert und problematisiert mit dem vorgeblich allwissenden Erzähler der Josephsromane und seiner unzuverlässigen Urteilskompetenz daher auch den Typus des neuzeitlichen Welterklärers, der für sich in Anspruch nimmt, das ›Ding an sich‹ zu kennen oder im Besitz eines universalen Allheilmittels zur Krisenbewältigung zu sein.[45] Ironisiert wird damit auch ein Textmuster, mit dem Mann sich während der Arbeit an den Josephsromanen intensiv auseinandersetzt, das dem von Horst Thomé identifizierten Texttyp der ›Weltanschauungsliteratur‹ nahe steht und das man provisorisch als kulturphilosophischen Großessay beschreiben könnte.[46] Bei diesem zeittypischen Textmuster werden mithilfe von empirischer Wissenschaft Aussagen über tiefere Wirklichkeitsgesetze formuliert, vor allem über den Zusammenhang von archaischem und modernem Menschen. Mann selbst hat den Erfolg dieses neuen Textmusters mit Erstaunen registriert:

> Es gibt einen Büchertyp heute, mit dem an Interesse zu wetteifern der Roman, die komponierte Fiktion, allergrößte Mühe hat. Es ist schwer, ihn zu kennzeichnen; um anzudeuten, welchen ich meine, nenne ich ›Urwelt, Sage und Menschheit‹ von Dacqué, Yahuda's ›Sprache des Pentateuch‹, ›Die Wirklichkeit der Hebräer‹ von Goldberg, ›Totem und Tabu‹ von Freud, Max Schelers ›Stellung des Menschen im Kosmos‹, die aufregenden Essays von Gottfried Benn, betitelt ›Fazit der Perspektiven‹… (X, 749 f.)

[45] Mann erprobt bereits in seinem Frühwerk Erzählverfahren, bei denen zwar ›allwissende‹ Erzähler zum Einsatz kommen, die vorgeblich »die selektionsbiologischen und willensmetaphysischen ›Tatsachen‹ der Welt kennen, durchschauen und verkünden«, die dabei jedoch in einen »stilisiert-manierierte[n] Belehrungston« verfallen und daher vom Textganzen auch in ihrer »hybride[n] Verstiegenheit« ausgestellt werden; eindrücklich zeigt dies Jens Ole Schneider: »Ich will euch Wahrheiten in die Ohren schreien«. Anthropologischer Wissensanspruch und narrative Wissensproblematisierung in Thomas Manns »Der kleine Herr Friedemann« und »Der Weg zum Friedhof«, in: Scientia Poetica. Jahrbuch für Geschichte der Literatur und der Wissenschaften, Bd. 18, H. 1, Berlin/München/Boston: de Gruyter 2014, S. 103–135, 134.

[46] Vgl. Horst Thomé: Weltanschauungsliteratur. Vorüberlegungen zu Funktion und Texttyp, in: Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert, hrsg. von Lutz Danneberg und Friedrich Vollhardt, Tübingen: Niemeyer 2002, S. 338–380; Horst Thomé: Geschichtsspekulation als Weltanschauungsliteratur. Zu Oswald Spenglers »Der Untergang des Abendlandes«, in: Literatur und Wissen(schaften) 1890–1935, hrsg. von Christine Maillard und Michael Titzmann, Stuttgart: J. B. Metzler 2002, S. 193–212. Vgl. zudem die Analyse einiger kulturphilosophischer Großessays bei Tim Lörke: Das protestantische Land. Die Bedeutung Luthers und Fausts für die deutsche Kultur. Standortbestimmungen bei Spengler, Bertram und Friedell, in: Faust-Jahrbuch 4 (2010–2013), Bielefeld: Aisthesis 2014, S. 85–100.

Im Kampf um Aufmerksamkeit, so kann man dies verstehen, konkurriert der kulturphilosophische Großessay mit dem Roman, denn beide Textmuster fingieren eine Totalität der Wirklichkeit: Während der Roman jedoch Fiktionen bewusst komponiert, fingiert der kulturphilosophische Großessay etwas, ohne dies einzugestehen. Schon ein Blick auf die Vorrede des erwähnten Buchs von Edgar Dacqué zeigt, was Mann meint. In Dacqués Buch *Urwelt, Sage und Menschheit*, auf das vor allem im Vorspiel »Höllenfahrt« zurückgriffen wird, begegnet man einem Wissenschaftsverständnis, bei dem es nicht um Begründungen, sondern um Ergebnisse einer Wesensschau geht: »Neue Wege des Wissens werden erschaut, nicht begrifflich erwiesen.«[47] Offenbar war Dacqué ein Ideen- und Stichwortgeber für das pseudowissenschaftliche Erzählen in den Josephsromanen, denn auch er versteht sich als Taucher im Brunnen der Vergangenheit. Sein Buch sei der »Vorbereitungsdienst zu einem aus dieser Wissenschaft eben doch allmählich erwachsenden Priestertum, das mit seiner faustischen Innerlichkeit […] die Brunnen der Tiefe öffnen […] wird.«[48] Manns ambivalente Haltung gegenüber einem solchen Verständnis von Wissenschaft als einer auf das Ganze zielenden Welterklärung und Weltanschauung, wie sie auch sein Erzähler betreibt, zeigt sich nicht zuletzt daran, dass er Edgar Dacqué im *Doktor Faustus* schließlich selbst zur Romanfigur transformiert, ihn als Dr. Egon Unruhe am konservativen Kridwiß-Kreis teilnehmen lässt.[49]

An der narrativen Gestaltung der Josephsromane lässt sich daher ablesen, dass pseudowissenschaftliche Wahrheitsansprüche, wie etwa Dacqué sie vertritt, aus Manns Sicht besser in der ›komponierten Fiktion‹ des Romans aufgehoben sind, denn durch die Wahl dieser fiktionalen Gattung entzieht sich ein Autor jener »argumentativen Regreßpflicht, die für den Wissenschaftler konstitutiv ist.«[50] Im Roman kann man die Welterklärer-Attitüde zugleich ästhetisieren und parodieren, unzuverlässige Erzählinstanzen für sich sprechen lassen und Wahrheitsansprüche zugleich formulieren und in Frage stellen. In den Josephsromanen werden gerade dadurch die Freiheitsspielräume des Lesers besonders respektiert: Der Leser begegnet zwar einem Erzähler, der ihn wie einen einzuweihenden Laien behandelt, indem der Leser aber registriert, dass den Urteilen des Erzählers nicht recht zu trauen ist, wird ihm selbst ein gerüt-

[47] Edgar Dacqué: Urwelt, Sage und Menschheit. Eine naturhistorisch-metaphysische Studie, München: Oldenbourg 1924, S. 3.

[48] Ebd., S. 19. – Wie die Brunnen-Metapher zeigt, war Dacqués Buch offenbar sogar eine Quelle für den berühmten Beginn der Josephsromane. Dies vermutet auch Wolters, Zwischen Metaphysik und Politik, S. 96.

[49] Vgl. Manfred Dierks: Die Figur des Dr. Unruhe im Kridwiß-Kreis und die ›neue Wissenschaft‹ nach dem Kriege, in: Thomas Manns »Doktor Faustus« – Neue Ansichten, neue Einsichten, hrsg. von Heinrich Detering, Friedhelm Marx und Thomas Sprecher, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2013 (= TMS XLVI), S. 133–151.

[50] Assmann, Thomas Mann und Ägypten, S. 27.

telt Maß an eigenständiger Reflexionsbereitschaft abverlangt. Für eine Deutung des Romans, die diese Dimension des Erzählers mit einbezieht, heißt das aber: Der Text lässt sich damit weniger als Trägermedium außerliterarischer Ideen deuten, sondern eher als offener »Diskussionsraum für diskursiv nicht lösbare Probleme«[51].

[51] Vgl. Ludwig Stockinger: Das Gesetz, die Bibel und die Dichtung. Zu einigen Deutungsproblemen von Thomas Manns »Das Gesetz«, in: Im Klang der Wirklichkeit: Musik und Theologie. Martin Petzoldt zum 65. Geburtstag, hrsg. von Norbert Bolin und Markus Franz, Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2011, S. 370–388, 374. – Weiterführende Überlegungen zur Funktion von erzählerischer Unzuverlässigkeit als einem Modus der Moderne-Reflexion Thomas Manns finden sich bei Jens Ewen: Deutungsangebote durch Sympathiepunkte. Zur Strategie der narrativen Unzuverlässigkeit in Thomas Manns Roman »Doktor Faustus«, in: Sympathie und Literatur. Zur Relevanz des Sympathiekonzeptes für die Literaturwissenschaft, hrsg. von Claudia Hillebrandt und Elisabeth Kampmann, Berlin: Erich Schmidt 2014, S. 270–283, 277–283.

Katja Lintz

Subversivität als Prinzip modernen Erzählens in Thomas Manns *Joseph und seine Brüder*[1]

»[A] novel to end all novels.«[2] Diese fast schon zu einer Formel avancierte Wendung des amerikanischen Literaturkritikers Harry Levin übernimmt Thomas Mann in *Die Entstehung des Doktor Faustus*, um selbstbewusst unter anderem seine Tetralogie *Joseph und seine Brüder* zu charakterisieren (vgl. 19.1, 475). Levin selbst verwendet diese Wendung für den Roman, der als der prototypische Roman der literarischen Moderne[3] überhaupt gilt, nämlich für James Joyces *Ulysses*. Thomas Mann stellt seinen *Joseph*-Roman also, was die Modernität angeht, gleichberechtigt neben den *Ulysses*.

Eine zeitliche Konvergenz zu vielen signifikanten Romanen der literarischen Moderne weist der *Joseph*-Roman, der zwischen 1926 und 1943 entstanden ist, in der Tat auf. Denn seine Entstehungszeit fällt mit der Entstehung bzw. mit dem Erscheinen dieser prototypischen Romane zusammen oder grenzt fast unmittelbar an sie an – beispielsweise ist Alfred Döblins *Berlin Alexanderplatz* 1926 entstanden und Robert Musils *Der Mann ohne Eigenschaften* ist ab 1930 erschienen. Das heißt: Der Kontext der Moderne ist zweifellos auch für den *Joseph*-Roman bedeutsam.

Doch Leseerwartungen gegenüber diesem Roman Thomas Manns, die sich auf diese zeitliche Parallelität stützen, werden enttäuscht. Denn während die anderen Romane aus dem zeitlichen Umfeld der Tetralogie besonders durch narrative Formexperimente die Geste sichtbar machen, mit ihrem Erzählen das Verhältnis von Erzählen und Erzähltem zugunsten des Erzählens neu zu gestalten, scheint bei Thomas Manns Roman geradezu die gegenläufige Tendenz spürbar zu sein. Aufgrund des (fast vollständigen) Verzichts auf narrative Experimente[4] unter gleichzeitiger Beibehaltung des traditionellen erzählerischen Kontinuums mit Höhepunkten sowie einer das Geschehen allwissend

[1] Diese Abhandlung basiert auf meiner Dissertation: Thomas Manns »Joseph und seine Brüder«. Ein moderner Roman, Frankfurt/Main: Peter Lang 2013.

[2] Harry Levin: James Joyce. A Critical Instruction, London: Faber and Faber 1960, S. 171.

[3] Die literarische Moderne erstreckt sich ungefähr auf den Zeitraum von 1890 bis 1933. Doch diese Angaben sind als Eckdaten, nicht aber als kategorische Zäsuren zu verstehen, da vor allem noch nach 1933 Werke entstehen, die qualitativ an die literarische Moderne angebunden sind (vgl. hierzu Helmuth Kiesel: Geschichte der literarischen Moderne, München: C.H. Beck 2004, S. 21 und S. 438).

[4] Den Mittelteil des Kapitels »Die schmerzliche Zunge (Spiel und Nachspiel)« im dritten Buch kann man am ehesten als Sprachexperiment bezeichnen, da er in Form eines dramatischen Dia-

überblickenden, auktorialen Erzählinstanz[5] dient das Erzählen im *Joseph*-Roman offenbar primär der Darstellung und weist somit auf die realistische[6] Traditionslinie zurück. *Joseph und seine Brüder* nimmt also eine markante Sonderstellung innerhalb der literarischen Moderne ein. Denn in ihm fallen zeitliche Konvergenz und narrative Divergenz zu den anderen Romanen der literarischen Moderne zusammen. Vor diesem Hintergrund werden die Fragen virulent: Ist das Erzählen des *Joseph*-Romans wirklich auch so beschaffen, wie es an der Oberfläche erscheint? Oder wird in *Joseph und seine Brüder* nicht vielmehr auf eine ganz eigene, andere Weise modern erzählt, als bisher erkannt bzw. anerkannt?

Obwohl es sich bei diesem Roman um eines der zentralen Werke von Thomas Mann handelt und das Thema Moderne / Modernität sowohl allgemein als auch insbesondere in Bezug auf sein eigenes literarisches Schaffen für Mann selbst von so großer Relevanz war, dass er es immer wieder auch in seinen Tagebüchern und in Briefen thematisiert und unter verschiedenen Perspektiven reflektiert hat (vgl. z. B. Tb, 29. 10. 1945 oder Br II, 390), erweist sich die Forschungslage zu dieser Frage als unzureichend. Denn die Modernität des *Joseph*-Romans wird kaum angesprochen und wenn sie doch angesprochen wird, werden eher vage, oft sich an Allgemeinplätzen orientierende Antworten oder Hinweise gegeben. Zum Teil wird eine Modernität des Romans sogar vollkommen zurückgewiesen.[7]

Für die Einschätzung eines Romans hinsichtlich seiner Modernität, also seiner Zugehörigkeit zur literarischen Moderne, ist es sehr wichtig, sich bewusst zu machen, dass die Modernität nicht über das Erzählte, sondern über das Erzählen verläuft, da der moderne Roman einen radikalen Paradigmenwechsel vollzieht. Der moderne Roman weist sich besonders dadurch aus, dass nicht mehr die erzählte Geschichte im Mittelpunkt steht, da sich der Prozess des Erzählens davon emanzipiert. Denn modernes Erzählen konzentriert und beschränkt sich nicht mehr auf die mimetische[8] Darstellung der Welt, vielmehr wird die Welt durch das Erzählen so symbolisiert, dass das Erzählen über das Erzählte hinaus und auf sich selbst verweist. Erzählen heißt deshalb nicht mehr

logs präsentiert ist. Doch die Beschränkung auf fünf Seiten zeigt an, dass es sich um ein ziemlich schüchternes, für die Gesamteinschätzung kaum relevantes Experiment handelt.

[5] Dieser persönliche, die erzählte Welt allwissend überblickende und somit Objektivität garantierende Vermittler spielt in modernen Erzähltexten, darin sind sich die Narratologien einig, sonst keine Rolle (vgl. z. B. Jürgen Schramke: Zur Theorie des modernen Romans, München: C. H. Beck 1974, S. 19; und Franz Stanzel: Theorie des Erzählens, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008, S. 242).

[6] Realismus im Sinne der ahistorischen Kategorie der Naturnachahmung.

[7] Für einen detaillierten Überblick über die Forschungsliteratur und ihre Antworten zur Modernität des *Joseph*-Romans siehe Lintz (zit. Anm. 1), S. 11–13.

[8] Mimesis im Sinne einfacher Naturnachahmung.

Darstellen, sondern allmähliches Eröffnen. Für die Untersuchung der Frage nach der Modernität von *Joseph und seine Brüder* werden deshalb mithilfe der Werkzeuge der etablierten Narratologien Strukturen, textuelle Eigenschaften sowie Konzepte des *Joseph*-Romans untersucht, die zwar *prima facie* besonders in Verdacht stehen, traditionelle Erzählmittel fortzuschreiben, hinter denen jedoch modernes Erzählen stattfinden kann, indem sie dem Prozess des Erzählens Raum geben.

Mythos

Der Mythos ist ein solches Konzept – ein Prinzip, auf dem der Roman substanziell aufbaut und das ihn offenbar von vornherein in die Ecke des traditionellen Erzählens drängt. Denn der Mythos ist in seiner innersten Ordnung auf Sinn sowie Sinngebung hin ausgerichtet: Er dient der Erklärung von aktuellen Phänomenen und Ereignissen durch die Rückführung dieser auf ein ursprüngliches, mythisches Geschehen.[9] Diese Fokussierung des Mythos auf Geschehen findet in seiner narrativen Struktur Ausdruck: Die Darstellung von Geschehen (erlebten Wiederholungen) steht im Vordergrund eines Mythos, weshalb eine mythische Erzählung von sukzessiven Handlungsverläufen geprägt ist.

Im *Joseph*-Roman spielen Wiederholungen sowohl auf der Ebene des Erzählten als auch auf der Ebene des Erzählens eine äußerst wichtige Rolle. Die Wiederholungen in Bezug auf die erzählte Welt – beispielsweise der seit Kain und Abel regelmäßig auftauchende Bruderkonflikt, der Knecht Eliezer als paradigmatische Verkörperung der mythischen Vorstellung (vgl. z. B. IV, 422; IV, 126 ff.; IV, 562; V, 1775) oder die Synonymisierung verschiedener mythischer Figuren (vgl. z. B. IV, 450 ff.; IV, 456 f.; V, 1295) – ließen sich isoliert betrachtet darauf zurückführen, dass es sich bei der erzählten Geschichte des *Joseph*-Romans um eine mythische Geschichte handelt. Doch die mindestens ebenso intensiv durchgespielten Wiederholungen auf der Ebene des Erzählens fallen als äußerst markant ins Auge. Im Verlauf des Romans werden Ereignisse, die sich einmal ereignet haben, mehrmals erzählt – es wird repetitiv erzählt –,[10] wie Jaakobs Segensbetrug an Esau (vgl. IV, 201 ff. und V, 1430 ff.).[11] Außerdem sind Szenen und ganze Kapitel strukturell fast identisch gestaltet, so dass der Eindruck entsteht, es werde repetitiv erzählt,[12] und manchmal wird der Terminus

[9] Vgl. Dieter Borchmeyer: Mythos, in: Moderne Literatur in Grundbegriffen, hrsg. von dems. und Viktor Žmegač, Tübingen: Max Niemeyer 1994, S. 293.

[10] Vgl. Gérard Genette: Die Erzählung, Paderborn: Wilhelm Fink 2010, S. 74.

[11] Ebenso wird mehrfach erzählt, dass Abraham ausgewandert ist, um Gott zu suchen. Vgl. IV, 11 ff.; IV, 116 f.; IV, 425 ff.; V, 1452 f.

[12] V. a. die Begegnungen Josephs mit dem ismaelitischen Kaufmann (IV, 676 f.), Mont-kaw (IV,

›repetitives Erzählen‹ sogar auf seine wortwörtliche Bedeutung zurückgeführt, nämlich wenn sich der eigentliche Akt des Erzählens in völlig verschiedenen Kontexten wiederholt, so z. B. als Isaak bzw. Jaakob Zweifel äußern, als sie betrogen werden: »Die Stimmen von Brüdern gleichen sich wohl, und die Worte kommen verwandt und gleichlautend aus ihren Mündern« (IV, 208), und: »Die Stimmen von Schwestern gleichen sich wohl, und verwandt lautend kommen die Worte aus ihren Mündern« (IV, 307).

Die Wiederholungen werden auf der Ebene des Erzählens so eingesetzt und zugleich so ausgereizt, dass sie sich in ihr Gegenteil wenden. Denn zum einen entwickelt das Erzählen auf diese Weise Performativität,[13] es führt im Akt des Erzählens die innerste Struktur des Mythos vor: Die Wiederholungsstruktur des Mythos wird narrativ gezeigt. Zum anderen verliert das Erzählte immer mehr an Bedeutung, wohingegen das Erzählen immer mehr an Bedeutung gewinnt. Denn wo es vor allem Wiederholungen, nicht aber neue Handlungen und Ereignisse gibt, wird Linearität des Handlungsverlaufs verhindert. Dadurch wiederum wird der zeitkonstitutive Gegensatz von Vergangenheit und Zukunft ausgeschaltet. Somit werden traditionelle Zeitregime – zu dem auch die traditionelle Form der Erzählung gehört – unterminiert und es herrscht Stillstand der Zeit: Es gibt nur noch Präsens. Mit diesem präsentischen, flächigen Erzählen ist unmittelbar eine Verschiebung der Gewichtung von Erzählen und Erzähltem verknüpft, bei der das »Wie« des Erzählens anstelle des »Daß« in den Vordergrund rückt. (Vgl. V, 1005) Mit Tzvetan Todorov kann man noch präziser formulieren: Der »discours« wird gegenüber der »histoire« immens privilegiert.[14]

Das stärkste narrative Merkmal des Mythos, seine Wiederholungsstruktur, die eigentlich Sukzessivität sowie Linearität aufruft, wird also so gezielt eingesetzt und ausgereizt, dass die in der literarischen Moderne problematisch gewordenen sukzessiven Handlungsverläufe ausgehebelt werden.[15]

796 f.) und Potiphar (IV, 896 f.) sowie die Kapitel »Wie lange Jaakob bei Laban blieb« (IV, 245 ff.) bzw. »Wie lange Joseph bei Potiphar blieb« (IV, 817 ff.) und die darin vom Erzähler angestellten Berechnungen.

[13] Vgl. John L. Austin: How to do things with words, Oxford: Oxford University Press 1971, S. 4 ff.

[14] Vgl. Tzvetan Todorov: Die Kategorien der literarischen Erzählung, in: Strukturalismus in der Literaturwissenschaft, hrsg. von Heinz Blumensath, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1972, S. 264 f.

[15] Vgl. Walter Fähnders: Avantgarde und Moderne, Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler 1998, S. 191 ff.

Narrative Wirklichkeitskonstitution

Die Frage, wie in einem Roman das Bild der fiktiven Welt im narrativen Akt konstituiert wird, spielt eine sehr wichtige Rolle bei der Bestimmung von modernem Erzählen. Denn während lange die Auffassung einer objektiv erfassbaren Welt wirksam ist, wächst zur Jahrhundertwende die Skepsis gegenüber dieser Auffassung. In *Joseph und seine Brüder* findet die narrative Wirklichkeitskonstitution auf zwei Ebenen statt, wobei eine an den Mythos gebunden ist, die andere wird durch die auktorialen Postulate des Erzählers konstituiert. Beide Ebenen sprechen, ganz besonders in Verbindung miteinander, zunächst gegen eine moderne, also problematisierende Wirklichkeitskonstitution. Doch der Blick unter diese Oberfläche zeigt, dass sich der *Joseph*-Roman eindeutig gegen eine mimetische Abbildung wendet und von der modernen Vorstellung der Komplexität der Welt erzählt.

Denn die originäre Funktion des Mythos, eine eindeutige Perspektive auf die Welt zu eröffnen, wird im *Joseph*-Roman ins Gegenteil verkehrt. Auf diese Uminterpretation des Mythos verweist der Erzähler in *Die Geschichten Jaakobs*. Dort hält er fest, dass das »Geheimnis […] in der Sphäre« (IV, 189) liegt, was bedeutet, dass Sphäre und Geheimnis sich strukturell entsprechen. Da der Erzähler außerdem die Sphäre als etwas grundsätzlich uneindeutiges beschreibt (»was oben ist, [ist] auch unten« [IV, 190]; »Die Sphäre rollt […]« [IV, 190]) und den Mythos als »das Kleid des Geheimnisses« (IV, 54), wird deutlich: Der Mythos, der aufgrund seiner direkten Verzahnung mit der fiktiven Welt zugleich deren Lebensprinzip darstellt, konvergiert mit der Sphäre und dem Geheimnis in der Negation eines übergeordneten Ordnungsprinzips.

Eben diese ideologische Anschauung wird im Roman auch narrativ durchgespielt. In der erzählten Geschichte gibt es kaum ein Element der fiktiven Welt, das von dieser Uneindeutigkeit nicht betroffen ist. Sprachliche Bezeichnungen[16] oder moralische Kategorien wie ›gut‹ und ›böse‹ verlieren ihre Berechtigung;[17] selbst Zahlen, die das logisch-objektive Denken repräsentieren, verlieren ihre exakte Bedeutung (vgl. V, 1725 f.). Da die jeweiligen Uneindeutigkeiten immer an einzelne Handlungen oder Ereignisse geknüpft sind, entwickelt sich gerade mithilfe der sukzessiven Handlungsverläufe ein modernes Wirklichkeitsbild. Das Erzählen dient an der Oberfläche der Darstellung von Handlungen, tatsächlich jedoch löst sich das Erzählen im Verlauf des Romans immer stärker von dieser als alleinigen Zweck: Das Erzählen weist über sich

[16] Das Wort ›einst‹ besitzt hierfür paradigmatische Bedeutung, da es sowohl auf die Zukunft als auch auf die Vergangenheit bezogen werden kann. Vgl. außerdem IV, 797 und V, 1154.

[17] Denn das Urteil über eine Tat variiert je nach eingenommener Perspektive. Deshalb kann Jaakob von Joseph hinsichtlich seines Segensbetrugs problemlos als der »Falsche[ ], der der Richtige war« (V, 1430), bezeichnet werden.

hinaus, da es vom eigentlichen Inhalt abstrahierend auf die Problematisierung von eindeutigen Sinnprozessen abhebt. Darüber hinaus setzt Joseph diese Uneindeutigkeiten sogar als Figur um, da mit ihm mit Abstand die meisten Uneindeutigkeiten verbunden sind und sie sich in ihm verdichten. Er verkörpert dieses Lebensprinzip[18] und somit erzählt er davon – und als erzählende Figur erweist sich Joseph als eine hochmoderne Figur.

Durch seine auktorialen Postulate, die der Erzähler über den gesamten Roman hinweg formuliert, stützt er die durch den Mythos formulierte Kritik an der Mimesis. Denn er setzt seine Auktorialität insbesondere als offenbar entlarvender Bibelkritiker (vgl. z. B. IV, 821 und V, 1785) bei einem Medium – dem Roman –, dessen substanzielles Merkmal Fiktionalität ist, so massiv ein, dass sie den anscheinend angestrebten Realismus und damit sich selbst unterläuft. Der Erzähler erzeugt eine Fiktion des Faktualen. Diese Wendung, bei der Aussage (Faktual) und deren Negation (Fiktion) eng miteinander verbunden sind, macht deutlich, dass der Erzähler sein eigenes auktoriales Erzählverfahren ironisiert. Zugleich verdeutlicht diese Wendung aber auch, dass sich dieser Ironiebegriff vom herkömmlichen unterscheidet, weil nicht genau das Gegenteil des Gesagten ausgedrückt, sondern das Gesagte relativiert wird. Die Verbindung von emphatischer Bejahung des eigenen Wissens und gleichzeitiger Negation verweist auf eine Problematisierung des Wirklichkeitsbegriffs: Das, was der Erzähler mit *Joseph und seine Brüder* erzählt, ist (s)eine Version der Wirklichkeit. Da keine eindeutige, objektive Wirklichkeit verfügbar ist, gibt der Erzähler die Geschichte so wieder, wie sie für ihn Gültigkeit hat. Er bedient ein »Wie« aus einer potenziell unendlichen Anzahl von möglichen Varianten.[19]

Eröffnung innerer Wahrnehmungsräume

Die Eröffnung innerer Wahrnehmungsräume ist in modernen Erzähltexten ideologisch und narrativ eng mit der Wirklichkeitskonstitution verzahnt. Denn wird der Glaube an die mimetische Wiedergabe der äußeren Wirklichkeit verworfen, können dementsprechend auch die Innenräume der Figuren – also

[18] Joseph und seine Frau Asnath bilden eine äußerst spannende Konstellation: Joseph, die Verkörperung des Lebensprinzips, heiratet Asnath, die diesem Prinzip diametral entgegensteht, da sie absolut eindeutig ist und deshalb unecht wirkt (vgl. z. B. V, 1517 und V, 1519). Aber beide dienen zur Beschreibung des Lebensprinzips: Joseph zur ex-positivo Beschreibung und Asnath zur ex-negativo Beschreibung.

[19] Der Erzähler muss, um nicht wie Robert Musil bei seinem *Der Mann ohne Eigenschaften* in der unendlichen, aber nie erreichbaren Annäherung stecken zu bleiben, sich selbst restringieren: »Einen Schluß, vernünftigerweise, muß [die Geschichte] sich setzen, da sie kein Ende hat« (V, 1750).

deren innere Welt – nicht mehr einfach dargestellt werden. Deshalb spiegelt das Erzählen moderner Romane die Gebundenheit der Wahrnehmungsräume an das Subjekt durch neue Erzählverfahren wider. Da im *Joseph*-Roman aber der Erzähler in Bezug auf die Innenräume der Figuren seine Auktorialität massiv einsetzt, scheint er eher Erzählformen des 19. Jahrhunderts fortzuführen.

Trotz dieser Tatsache und obwohl der innere Monolog in *Joseph und seine Brüder* keine bedeutende Rolle spielt,[20] scheint der Erzähler immer wieder seine klare Kontur als persönlicher Erzähler einzubüßen, zum Teil sogar zu verlieren, wenn er die Innenräume der Figuren fokussiert.[21] Ein paradigmatisches Beispiel dafür ist das Kapitel »Die Zumutung« in *Der junge Joseph*. Hier spricht zunächst zweifellos der Erzähler als auktoriale Instanz (»Wir hörten: […] sich selbst zu erklären« [IV, 523]). Doch nachdem sich anschließend fast unmerklich Jaakobs Wahrnehmungen unter die Stimme des Erzählers gemischt haben – das Fehlen des *verbum sentiendi* bei der indirekten Rede (»erweisen und […] dastehen werde«) vermeidet einen markanten Umbruch von Erzähler- zu Figurenrede und steigert dadurch die Unmittelbarkeit –, kann man schließlich aufgrund von syntaktischen Besonderheiten und von grammatikalischen Unklarheiten überhaupt nicht mehr entscheiden, ob der Erzähler im auktorialen Duktus reflektiert oder ob es sich um die unmittelbaren Gedanken von Jaakob nach Art eines inneren Monologs handelt (»Was hätte es geholfen […] was Gott wusste«).[22] Das bedeutet: Beide Stimmen, sowohl die des Erzählers als auch die der Figur, werden bei einer narrativen Erscheinung gleichzeitig gleichberechtigt wahrnehmbar. An der Oberfläche der Textstruktur wird die Auktorialität des Erzählers in keiner Weise eingeschränkt. Doch hinterfragt man diesen Eindruck, wird erkennbar, dass der Erzähler durch seine spezifische Art und Weise des Erzählens die Auflösung der Grenzen zwischen sich und den Figuren vorantreibt. Der Erzähler zieht sich somit als Distanz schaffende Instanz zurück und forciert Unmittelbarkeit bei der Eröffnung der Innerlichkeit.

Daneben lässt sich noch eine weitere Erzählstrategie herausdestillieren, für die die Auktorialität des Erzählers die *conditio sine qua non* bildet. In manchen Textpassagen expandiert der Erzähler seine auktoriale Erzählweise so stark, dass es sogar für diesen Erzähler frappant ist. Durch diese extreme Ex-

[20] Alleine in »Die Gatten« (drittes Buch) wird der innere Monolog angewendet.

[21] Eckhard Heftrich bemerkt in seiner Monografie *Geträumte Taten* (Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 1993, S. 157) als Randnotiz, dass der Erzähler bei der Beschreibung der ägyptischen Feste Josephs Perspektive wiedergibt (vgl. IV, 751) – dass er also den Figurentext übernimmt (vgl. Wolf Schmid: Elemente der Narratologie, Berlin/New York: de Gruyter 2008, S. 219).

[22] IV, 524. Die Aussagesätze sind für den Erzähler auffallend einfach konstruiert und orientieren sich an der gesprochenen Sprache. Aufgrund des Reflexivpronomens ›sich‹ kann man außerdem nicht entscheiden, wem der vorangestellte direkte Fragesatz zugeordnet werden kann.

pansion der Auktorialität erreicht der Erzähler drei verschiedene narrative Ziele, die alle auf denselben Fluchtpunkt zulaufen: die Ablehnung einer mittelbaren Darstellung der inneren Wahrnehmungsräume und damit die Hervorhebung des modernen Prinzips der Innerlichkeit. Indem der Erzähler seine Reflexionen und Erörterungen bis zum Allgemein-Menschlichen ausdehnt, wenn es eigentlich um die Innenräume der Figuren geht, entzieht er sich einer für ihn eigentlich zwingenden mittelbaren Darstellung der Gefühle und Gedanken. Somit verweist er auf die Unmöglichkeit, objektiv darstellen zu können; er kann lediglich eine abstrakte Idee der Wahrnehmungen geben (vgl. z. B. V, 1020 f. und V, 1132). Des Weiteren sind an anderen Stellen die Reflexionen so offen formuliert, dass von ihnen potenziell jeder Leser angesprochen wird und seine eigenen Erfahrungen in ihnen spiegeln kann (vgl. z. B. IV, 797 und V, 1114). Sobald die mit den Erfahrungen unmittelbar verknüpften Empfindungen angesprochen werden, zieht sich der Erzähler als Vermittler zwischen Figur und Leser zurück (ursprünglich triadische Struktur) und eröffnet eine direkte Verbindung zwischen Figur und Leser (dyadische Struktur). Somit überträgt der Erzähler die Voraussetzung der Subjektivität der Innenräume von den Figuren auf den Leser, wodurch sie regelrecht in Szene gesetzt wird. Darüber hinaus expandiert der Erzähler seine Auktorialität stellenweise so, dass sein Erzählen Performativität entwickelt und damit das Erzählte im Akt des Erzählens zeigt – beispielsweise, um das Gefühl der ereignislos vorbeiziehenden Zeit und das sprichwörtliche Absitzen dieser narrativ umzusetzen (vgl. z. B. V, 1638). Dabei wird das Empfinden so eröffnet, dass man eine Bewegung vom narrativen zum dramatischen Modus beobachten kann.

Erzählerfigur

Den Erzähler eines Erzähltextes kann man als Seismographen für die narrative Grundausrichtung des Textes bezeichnen. Denn da der Erzähler die in jedem Erzähltext anwesende Instanz ist,[23] kann die Grundausrichtung des Textes zu einem gewissen Grade an ihm abgelesen werden. Zwar haben die bisherigen Ergebnisse zur Wirklichkeitskonstitution durch den Erzähler sowie zur Eröffnung der Innenräume gezeigt, dass das im Romantext von *Joseph und seine Brüder* offenbar fest verankerte auktoriale Erzählen für andere, gegenteilige Strategien ausgenutzt wird, wodurch die Fassade des Erzählers als stabile Machtinstanz etwas zu zerfasern beginnt. Doch um den Erzähler des *Joseph*-Romans genau bewerten zu können, darf er nicht nur nach seiner spe-

[23] Er ist immer »ein Text-Aspekt« (Christoph Bode: Der Roman, Tübingen / Basel: A. Francke 2005, S. 171).

zifischen Art und Weise seines Erzählens beurteilt werden: Man muss erfassen, wie der Erzähler tatsächlich als Figur im Roman konzeptioniert ist.

Es fällt auf, dass der Erzähler von *Joseph und seine Brüder* im Verlauf des Romans immer wieder von »wir« spricht, wodurch er anscheinend seine Konstitution als besonders eigenständige Figur vorantreibt. Denn in Verbindung mit seinem ausgeprägten Selbstbewusstsein und seiner Präsenz wirkt die Zuordnung zu einer Gruppe (»wir«) wie ein bewusstseinsmäßiger Akt des Ichs, aber nicht wie ein Sich-Auflösen im Kollektiv. Doch untersucht man im Detail, wem sich der Erzähler selbst zuordnet, werfen diese Ergebnisse ein vollkommen anderes Licht auf den Erzähler als Figur:[24] Er ordnet sich Gruppen zu, die auch gerade im Kontext des Romaninhalts absolut nicht miteinander vereinbar sind. Beispielsweise spricht er zunächst immer wieder als Mensch (vgl. z. B. IV, 185), später als Mitglied der Gemeinschaft der (die Menschen verachtenden) Engel (vgl. V, 1280), danach wieder als Mensch (vgl. V, 1580) und zwischendurch als Instanz, die sich weder zu den Menschen noch zu den Engeln zählt und die Engel spöttisch kritisiert (vgl. V, 1292). An anderen Stellen spielt er seine Variabilität noch extremer aus: Einmal berichtet der Erzähler aus der Perspektive Gottes (vgl. V, 1552) und dies pointiert er sogar, als er innerhalb eines Satzes sowohl als heterodiegetischer Erzähler als auch als (homodiegetisches) Mitglied des Stammes Israel erzählt (vgl. V, 1734).

Somit löst sich der Erzähler im Fortlauf des Romans durch die geschickte Anwendung des Personalpronomens »wir« immer stärker als geschlossene Figur auf. Denn während er an der Textoberfläche dadurch seine Konstitution als starke Erzählerpersönlichkeit forciert, unterläuft und negiert er in Wirklichkeit die Möglichkeit einer eindeutigen Bestimmung. Man kann den Erzähler nicht endgültig auf eine Identität festlegen, weil er von einer Identität zur nächsten, je nach Bedarf der jeweiligen Situation, wechselt. Gerade weil er sich verschiedenen Gruppen zuordnet, die logisch nicht miteinander vereinbar sind, inszeniert er sich geradezu als Erzähler eines Mediums, dessen substanzielles Merkmal nicht nur auf Fiktionalität, sondern auch auf Offenheit[25] gründet. Der Erzähler ist ein künstliches, ein künstlerisches Konstrukt. Mit dieser offenen Konstitution vollzieht der Erzähler das moderne Wirklichkeitsbild – die

[24] Alan Swensen untersucht bereits 1994 in seiner Studie *Gods, Angels and Narrators* (New York u. a.: Peter Lang) das ›Wir‹ des Erzählers. Doch da Swensen nach dem impliziten Autor forscht (vgl. S. 10), wenig differenziert analysiert und im Zuge dessen dem Erzähler unterstellt, er würde lügen (vgl. S. 51), kann auf den Ergebnissen dieser Studien nicht aufgebaut werden.

[25] Der Roman als Gattung negiert feste Kriterien und Regeln, weshalb man ihn nicht wie ein Sonett normativ bestimmen kann. Aufgrund seiner Offenheit nennt Michail Bachtin den Roman die »polyphone Gattung« (Michail Bachtin: Das Wort im Roman, in: Die Ästhetik des Wortes, hrsg. von Rainer Grübel, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1979, S. 156).

Suspendierung von festen Ordnungsmodellen: Jede vom Erzähler angenommene Identität ist möglich, aber nicht endgültig.

Bezieht man in diese Perspektive darüber hinaus die Ergebnisse mit ein, die bisher zur funktionalen Ausrichtung seines Erzählens dargelegt wurden, wird eine weitere Dimension der Erzählerfigur offenbar: Der Erzähler vollzieht als Figur das, was er im Akt des Erzählens in *Joseph und seine Brüder* eröffnet, nämlich die moderne Vorstellung von der Uneindeutigkeit der Welt. Das heißt: Der Erzähler erzählt als Figur – genau wie Joseph.

Poetologie

Aufgrund der in der Moderne herrschenden unübersichtlichen Strukturen steigt besonders im Bereich der erzählenden Literatur das Bedürfnis, ein eigenes Begründungsmoment zu schaffen. Das führt zur ausgeprägten Selbstreflexion des Romans der literarischen Moderne – zum Entwerfen von Poetologien. Dieses Streben, Werk und Theorie eine Einheit zu geben,[26] hat sich zu einem zentralen Signum des modernen Romans entwickelt.

In *Joseph und seine Brüder* geben sich einige Aussagen sehr deutlich als poetologische Aussagen, also als Erzählen des Erzählens über sich selbst, aus. Da generell dem Autor keine hermeneutische Vorrangstellung eingeräumt werden sollte und darüber hinaus Thomas Mann gerne die Rezeption seiner Werke geleitet hat, stellt sich die Frage nach der Gültigkeit dieser Aussagen und davon ausgehend außerdem die Frage nach einer tiefer in der Romanstruktur verankerten Poetologie.

In das Vorspiel des *Joseph*-Romans, in die »Höllenfahrt« (IV, 9), ist der »Roman der Seele« (IV, 42) eingewoben, in dem der Ursprung der »Doppelnatur des Menschen« (IV, 40) erklärt wird. Abstrahiert man vom konkreten Verlauf der erzählten Geschichte, wird schnell deutlich, dass auf hohem Abstraktionsniveau die Strukturen und Prinzipien, die einen Erzähltext als Roman kennzeichnen, durchgespielt und aufgezeigt werden; dass der *Joseph*-Roman hier also über sich selbst als Gattung reflektiert: »[D]as Urmenschliche« (IV, 40), die Seele, sprich: das den Menschen konstituierende Prinzip, steht im Zentrum dieses Textabschnitts – ein grundlegendes Merkmal des Romans als Gattung.[27] Zudem entspinnen sich zwischen allen Beteiligten des »Romans der Seele« Konflikte, die man als Urkonflikte der Menschheit bezeichnen kann (Liebe,

[26] Vgl. Schramke (zit. Anm. 5), S. 163.

[27] Schon Friedrich von Blanckenburg hält in seiner Romantheorie *Über den Roman* (1774) fest, dass im Fokus des Romans »die nackte Menschheit« steht (Friedrich von Blanckenburg: Versuch über den Roman, Faksimiledruck nach der Originalausgabe von 1774, Stuttgart: J.B. Metzler 1965, S. XV).

Lust, Enttäuschung und Verrat) und auf denen daher jeder Roman, z. B. im Gegensatz zum Epos, grundsätzlich aufbaut. Dass die Wahl der Protagonisten auf die Seele und den Geist fällt, hebt den besonderen Stellenwert der Innerlichkeit im »Roman der Seele« hervor: Seele und Geist sind der innere Ausdruck des Subjekts – seit der Neuzeit ist dies das zentrale Merkmal des Romans als Gattung.[28]

Geht man über die »Höllenfahrt« hinaus und untersucht man die eigentliche Geschichte von *Joseph und seinen Brüdern* auf das Erzählen des Erzählens, stößt man auf einen gigantischen Komplex poetologischer Implikationen. Das Erzählen erzählt von seiner Konzeption und von den Triebfedern seiner Konzeption. Zu seiner Konzeption gehört z. B. eine Erzählerfigur, die durch ihre Konstitution die Struktur des Erzählens wiedergibt (vgl. IV, 821), oder ein Erzählverfahren, das »auf das Ja gestellt [ist], und in einem damit aufs Nein« (V, 1429); damit beschreibt der junge Pharao mit der dekadenten Verfeinerung der Nerven exakt die Erzählstrategie, die bei der narrativen Wirklichkeitskonstitution durch den Erzähler umgesetzt wird. Zu den Triebfedern der Konzeption gehört neben der modernen Ideologie (vgl. z. B. V, 1387; V, 1452; V, 1539) ein sich über den gesamten Roman hinweg entwickelndes, in sich abgeschlossenes, komplexes erzählerisches Modell, das Thomas Manns Vorstellungen von den Bedingungen, der Funktionsweise und der funktionalen Ausrichtung des *Joseph*-Romans wiedergibt –[29] aber nicht nur des *Joseph*-Romans im speziellen, sondern sogar des Romans als Gattung.

Während an der Oberfläche des Romans das Erzählen scheinbar alleine der Darstellung der fiktiven Welt dient, erreicht bei der Poetologie die Emanzipation des Erzählens ihren absoluten Höhepunkt, indem die traditionelle Geschichte dazu genutzt wird, in bzw. unter sie das komplexe, feingliedrige poetologische System einzulegen.

[28] Man braucht sich nur daran zu erinnern, dass Goethes *Werther* aufgrund der Fokussierung auf das Innenleben Werthers als der erste moderne Roman gilt (›Moderne‹ hier im Sinne der Makroepoche, die ungefähr mit der Aufklärung begonnen hat und in die die literarische Moderne als Mikroepoche eingebettet ist).

[29] Weil sich seine Entwicklung über den ganzen Roman erstreckt, kann das Modell in der Kürze dieser Abhandlung nicht genauer vorgestellt werden. Es seien hier nur seine wichtigsten Entwicklungsstationen anhand von Textstellen gegeben: IV, 40; IV, 430; IV, 439; IV, 821; V, 1005; V, 1282 f.; V, 1290; V, 1769; V, 1707. Das Modell wird im Detail dargestellt in Lintz (zit. Anm. 1), S. 162–169.

Abzuleitende Befunde

Abstrahiert man von den Ergebnissen zu den fünf Untersuchungsfeldern und wertet man die dadurch gewonnenen Erkenntnisse aus, leiten sich daraus zwei ganz zentrale Befunde ab.

1. Thomas Manns Romantetralogie *Joseph und seine Brüder* ist ein moderner Roman. Denn in ihm wird das Verhältnis von Erzählen und Erzähltem zugunsten des Erzählens gewendet. Das Erzählen steht nicht mehr vorrangig im Dienste des Erzählten, so dass sich der Prozess des Erzählens gegenüber der erzählten Geschichte emanzipiert. Damit weist der *Joseph*-Roman das Kennzeichen des Romans der literarischen Moderne auf. Vergegenwärtigt man sich, um welche Untersuchungsfelder es sich handelt, auf denen in Thomas Manns Roman die Loslösung des Erzählens vorangetrieben wird, gewinnt seine Modernität seine vollständige Kontur: Der *Joseph*-Roman weist nicht nur partiell Modernität auf, sondern er hat das moderne narrative Prinzip quasi internalisiert und es in all seinen Bereichen umgesetzt. Er forciert die Emanzipation des Erzählens nicht nur in den Bereichen, die für den modernen Roman besonders typisch sind, wie bei der Wirklichkeitskonstitution, der Eröffnung der inneren Wahrnehmungsräume und der Poetologie, sondern darüber hinaus sogar auch bei der Erzählerfigur und beim Mythos. Dass Thomas Mann, der den Aufstieg der modernen literarischen Innovationen ganz unmittelbar erlebt, deren Entwicklungen stets sensibel registriert und aufmerksam verfolgt,[30] gelangt damit zum Ausdruck: Er beobachtet und begreift das moderne Prinzip des Erzählens und das verdichtet sich bei ihm zu einer reflektierten Moderne.

2. Im *Joseph*-Roman wird auf eine andere Weise modern erzählt als bisher bekannt bzw. anerkannt. In *Joseph und seine Brüder* wird subversiv erzählt. Man muss sogar vielmehr festhalten: Subversivität stellt das Prinzip modernen Erzählens in *Joseph und seine Brüder* dar. Denn an der Oberfläche des Romans werden zwar die alten, bekannten Erzählformen beibehalten, weshalb besonders dieser Roman den Eindruck erweckt, es handle sich um eine Erzählung, die im Dienste der realistischen Traditionslinie steht – der Grund, wieso ihm oft Modernität abgesprochen wird.[31] Doch der Blick in die Tiefenstruktur des *Joseph*-Romans zeigt, dass die vorhandenen traditionellen Erzählformen permanent so ausgereizt und teilweise sogar auch so umfunktionalisiert werden, dass sie sich selbst unterlaufen. Dadurch wird dem Erzählen Raum gegeben, sich vom Erzählten loszulösen, also modern zu erzählen. Die alten Formen

[30] Z. B.: »Das epische Phänomen, das Marcel Proust heißt, ein Riesenwerk, gebaut aus dem Kleinsten und Feinsten, ließ mich staunen.« (XI, 437)

[31] Vgl. Sabine Kyora: Eine Poetik der Moderne. Zu den Strukturen modernen Erzählens, Würzburg: Königshausen & Neumann 2007, S. 268.

werden so intelligent eingesetzt, dass neue, moderne Formen entstehen. Darin liegt der Grund, wieso Oberflächen- und Tiefenstruktur hinsichtlich des Erzählens – und somit der Modernität – im *Joseph*-Roman so stark divergieren. Dadurch, dass der Roman traditionelle Formen und genuine Modernität verbindet, erweist sich subversives Erzählen als ein Erzählverfahren, das in einem Spannungsverhältnis stehende Strukturen verknüpft und diese Spannungen produktiv nutzbar macht; damit verweist der *Joseph*-Roman auf große Literatur im emphatischen Sinne.

›Subversiv‹ impliziert immer Dynamik, da dieses Wort auf etwas Vorgegebenes oder Vorausgesetztes referenziert, das in einem prozessualen Akt unterlaufen wird. Das Moment der Prozessualität sowie Entwicklung ist daher für das in *Joseph und seine Brüder* entworfene Erzählverfahren in hohem Grade bedeutsam. In diesem Punkt konvergieren das Erzählen und das Erzählte des *Joseph*-Romans, weshalb man festhalten kann: Das Prinzip der Entwicklung prägt diesen Roman Thomas Manns von Grund auf. Denn ebenso wie sich das Erzählen allmählich zu modernem Erzählen entwickelt, sind Gott, der Erzähler und Joseph keine statischen Figuren, sondern sie entwickeln sich im Verlauf des Romans, zum Teil sogar in Abhängigkeit voneinander, weiter.[32] Das Erzählen und das Erzählte bespiegeln sich in diesem Punkt also sogar gegenseitig.

Die stille Moderne des »Joseph«-Romans – Konsequenzen für den Moderne-Begriff

Der Befund, dass in *Joseph und seine Brüder* auf eine andere Weise modern erzählt wird als bisher erkannt, macht deutlich, dass der ziemlich hermetische Moderne-Begriff aufgebrochen werden muss. Denn die Vorstellung von Modernität im Sinne der literarischen Moderne wird bis jetzt von Romanen wie dem *Ulysses* geprägt, der die Loslösung des Erzählens vor allen Dingen durch narrative Formexperimente vorantreibt. Die Moderne-Diskussion wird also bislang ausschließlich über ein Erzählen geführt, das an der Textoberfläche auch sofort als modern erkennbar ist, weil es die traditionellen Formen oft nicht nur offenkundig durchbricht, sondern teilweise sogar zerstört: Der Bruch von Konventionen sowie die Generierung von ganz neuen erzählerischen Mitteln, durch die u. a. Brüche im Paradigma symbolisiert werden, stehen für die Moderne.

[32] Gott z. B., als er den Menschen erschafft (vgl. V, 1282 f.) oder als er mit Jaakob an der Furt des Jabbok ringt (vgl. IV, 95); Joseph v. a. durch seinen Sturz in den Brunnen (IV, 554) und ins Gefängnis (V, 1273); der Erzähler, indem er sich mit Joseph durch die Möglichkeit zu erörtern narrativ auseinandersetzt (vgl. IV, 821 und V, 1005).

Blickt man in Beiträge zur Moderne-Diskussion, stößt man schnell auf Formulierungen, die exemplarisch für die eindimensionale Ausrichtung der gegenwärtigen Moderne-Diskussion sind. Viktor Žmegač beispielsweise resümiert in einem Artikel zur »Moderne / Modernität«, dass modernes Erzählen »eine ungewohnte, in dieser Art noch nicht dagewesene Kombination von Erfahrungs- und Gestaltungselementen«[33] sei. Insbesondere das Adjektiv »ungewohnt« hebt auf die sofortige Ablesbarkeit von Modernität an der Textoberfläche ab. Auf ebendies verweist auch Jürgen Petersen in seinen Darstellungen zum modernen Roman mit dem Stichwort »ausdrücklich«[34]. Christoph Bode äußert sich ähnlich: »Das radikal verwirklichte Realismus-Programm kippt um ins unleugbar radikal selbstbezügliche Sprachkunstwerk.«[35] »Unleugbar radikal« betont sehr deutlich die Vorstellung vom expliziten Charakter des modernen Erzählens. Aber auch außerhalb der Literaturwissenschaft, von den modernen Romanciers selbst, wird dieses enge Bild von der Moderne fortgesetzt. Virginia Woolf beschreibt die Erzählstrategie von James Joyces *Ulysses* im Kern als Drang »[to] break windows«[36]. Da dieser Roman stellvertretend für den Roman der literarischen Moderne steht, ist modernes Erzählen demnach ausdrücklich und deshalb unüberhörbar.

Diese Beschreibungen treffen natürlich auf einen großen, wenn nicht sogar den größten Teil der epischen Literatur der Moderne zu. Doch man muss sich bewusst machen, dass damit trotzdem nicht ihr gesamtes Spektrum erfasst ist. Thomas Manns Roman *Joseph und seine Brüder* beweist, dass durchaus auch still modern erzählt werden kann. Denn durch das subversive Verfahren entwickelt sich die Modernität leise in den tieferen Strukturen des Romans, weshalb sie nicht auf den ersten Blick wahrgenommen werden kann. Um zu einem Moderne-Begriff zu gelangen, der die tatsächliche Vielschichtigkeit modernen Erzählens erfasst, müssen sich die Moderne-Diskussion und ihr Verständnis von modernem Erzählen daher öffnen.

Das Potenzial der Doppelperspektive

Friedhelm Marx zieht in seinem Aufsatz *Über die Verständlichkeit der modernen Literatur* für das sprachexperimentelle, sich selbst ständig überholende Erzählen – also das Erzählen, das bislang den Moderne-Begriff prägt – die sehr treffende Metapher des Mülls heran. Er stellt fest, dass »die unausge-

[33] Žmegač (zit Anm. 9), S. 254.
[34] Jürgen Petersen: Der deutsche Roman der Moderne, Stuttgart: J.B. Metzler 1991, S. 41.
[35] Bode (zit. Anm. 23), S. 69.
[36] Virginia Woolf: Mr. Bennett und Mrs. Brown, in: Collected Essays, Bd. 1, hrsg. von Leonard Woolf, London: Hogarth Press 1966, S. 334.

setzte Formzertrümmerung einen anwachsenden Müllberg verbrauchter Formen [hinterlässt], dem sich zunehmend weniger künstlerische Energien abgewinnen lassen.«[37] Diese Metaphorik des Mülls kann man sehr gut auch auf das Erzählen von *Joseph und seine Brüder* übertragen, wodurch sich die genuine Struktur dieses besonderen Erzählens veranschaulichen lässt: Während das sprachexperimentelle Erzählen die narrativen Mittel ununterbrochen durch Auflösungs- und Überbietungsprozesse verbraucht, dadurch Müllberge produziert und sich selbst in eine »Sackgasse«[38] führt, recycelt das subversive Erzählen die bereits bekannten, traditionellen Formen und bereitet sie zu modernem Erzählen auf. Denn das subversive Erzählverfahren weist gerade eine spezifische Doppelperspektive auf: Es ist sowohl nach vorne, auf Modernität, als auch zugleich nach hinten, auf die traditionellen Formen hin ausgerichtet. Durch diesen zweidimensionalen Charakter des Erzählens oszilliert es permanent zwischen Auflösung und Bewahrung der bekannten Mittel.

Das bedeutet: Während sich die anderen Romane aus dem zeitlichen Umfeld der Tetralogie Thomas Manns – allen voran der *Ulysses* – gerne als »Schwanengesang« inszenieren, der als »letzte[ ] und grandioseste[ ] Dichtung ein für allemal das Dichterische ad absurdum und zu Grabe«[39] führen will, trägt der *Joseph*-Roman nicht den Anspruch nach außen, die Romanform aufzulösen, also »[to be] a novel to end all novels«. Aus diesem Grund verstellt sich der *Joseph*-Roman nicht die weiteren literarischen Möglichkeiten, die sonst mit dem Anspruch erlöschen, den Roman als Gattung aufzulösen. Denn was kann nach einem Roman noch kommen, der die Romanform beendet? – Nichts. Die modernen Romanciers versperren sich also mit dieser Selbstdeutungsfigur, einen Schwanengesang geschaffen zu haben, selbst den Weg für ihr zukünftiges literarisches Schaffen.[40]

Ergänzend sei an dieser Stelle hinzugefügt: Ob Romane durch narrative Experimente, mit deren Hilfe sie Formen auflösen sowie die Möglichkeiten und Grenzen der Sprache ausloten, tatsächlich in der Lage sind, sich selbst als Gattung auszuhebeln, ist äußerst zweifelhaft. Die These, dass die Gattung

[37] Friedhelm Marx: Über die Verständlichkeit der modernen Literatur: Thomas Mann und James Joyce, in: Erzeugen und Nachvollziehen von Sinn. Rationale, performative und mimetische Verstehensbegriffe in den Kulturwissenschaften, hrsg. von Martin Zenck und Markus Jüngling, München: Wilhelm Fink 2011, S. 74.

[38] So bezeichnet Hermann Broch die narrativen Formexperimente der modernen Romanciers gerade wegen des Drucks, sich selbst sowie andere ständig überbieten zu müssen. Hermann Broch an Elisabeth Langgässer, 3. 12. 1948, in: Hermann Broch. Briefe von 1929 bis 1951, in: ders.: Gesammelte Werke, Bd. 8, hrsg. von Robert Pick, Zürich: Rhein-Verlag 1957, S. 317.

[39] Hermann Broch: James Joyce und die Gegenwart, in: Kommentierte Werkausgabe, Bd. 9/1, hrsg. von Paul Michael Lützeler, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1975 (= Broch: Schriften zur Literatur 1, Kritik), S. 68.

[40] Vgl. Marx (zit. Anm. 37), S. 81 f.

Roman zu einem endgültigen Ende getrieben werden kann, entkräftet Christoph Bode in seiner Studie über den Roman, indem er auf die insbesondere seit der Romantik als ausgesprochen positiv hervorgehobene, charakteristische Eigenschaft des Romans verweist, nämlich auf seine Offenheit und seinen damit verzahnten fragmentarischen Charakter. Aufgrund dieser Eigenschaft, deretwegen August Schlegel den Roman als die literarische Gattung ansieht, die seine philosophische Idee der endlosen Progression – kurz: des Fragments – umzusetzen vermag,[41] kann die Entwicklung des Romans niemals abgeschlossen sein; folglich kann die Romanform nicht beendet werden.[42] Die (meisten) modernen Romanciers versuchen oder streben aber zumindest danach, »alle Romane [zu] erledigen«[43], weshalb sie ihre Werke als Endwerke in Szene setzen – wie eben auch Thomas Mann, der in Bezug auf seinen *Doktor Faustus* das für ihn offenbar signifikante Wort »Ende« durchspielt und -dekliniert: »Der Faustus ist ein End-Buch in jeder Beziehung, ein Buch des Endes und, mag sein, ein endendes Buch.«[44]

Die Vor- und Nachteile des subversiven Erzählverfahrens werden somit offenbar: Unter negativem Vorzeichen betrachtet, muss man festhalten, dass damit nicht so offensive und laute Formauflösungen und -zertümmerungen möglich sind, wie sie paradigmatisch im *Ulysses* wirken. Denn auch wenn beim subversiven Erzählen die traditionellen Formen unterlaufen werden, bleiben sie immer präsent, weil sie seine Basis bilden, auf der es substanziell aufbaut. Doch gerade darin liegt zugleich sein entscheidender, in Bezug auf den *Joseph*-Roman bereits dargelegter Vorteil: Da das subversive Erzählverfahren aufgrund seiner Doppelperspektive von der narrativen Struktur her nicht den Anspruch nach außen trägt und nicht einmal anstrebt, »a novel to end all novels« zu sein, zerstört es nicht den Weg in die literarische Zukunft. Darin liegt das große Potenzial der Doppelperspektive.

Dieser Befund bedeutet gleichzeitig aber auch einen Widerspruch zu Thomas Manns eigener Aussage, der seine Tetralogie ja genau als einen solchen Roman – als einen Roman, der alle Romane erledigt – beschrieben hat (19.1, 475). Doch hinsichtlich der Modernität des *Joseph*-Romans löst dieser Befund keine Deutungsproblematik aus. Es bleibt also offen, wieso Thomas Mann *Joseph und seine Brüder* so charakterisiert: Ob Thomas Mann selbst dem Irr-

[41] Vgl. Friedrich Schlegel: Athenäums-Fragment 22 und Athenäums-Fragment 116, in: Charakteristiken und Kritiken I, hrsg. von Ernst Behler, Paderborn: Schöningh 1967 (= Schlegel: Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, Bd. 2, Abt. 1), S. 168 bzw. S. 182 f.

[42] Vgl. Bode (zit. Anm. 23), S. 318.

[43] Marx (zit. Anm. 37), S. 82.

[44] Thomas Mann an André von Gronicka, 20. 11. 1948, in: ders.: Selbstkommentare. Doktor Faustus. Die Entstehung des Doktor Faustus, hrsg. von Hans Wysling, Frankfurt/Main: S. Fischer 1992, S. 242.

tum aufgesessen ist und internalisiert hat, dass nur ein Weg zu modernem Erzählen führt – das in seinen Augen mit Ansehen und Anerkennung verbunden war – und ob er deshalb auch für seinen *Joseph*-Roman im Nachhinein den Status als Endwerk beansprucht; oder ob Thomas Mann nicht vielmehr diesen Anspruch des Endwerks nach außen trägt, weil er sich bewusst ist, dass dort alleine der einseitige Moderne-Begriff Geltung hat, wieso er dort nur durch diese Inszenierung reüssieren kann.

Heinrich Detering

Das Akut-Männliche

Thomas Manns *Gedanken im Kriege* und ihre Vorgeschichte[1]

Im Spätsommer 1914 war Thomas Mann endlich frei. Das jedenfalls behauptete er, wenige Wochen nach Kriegsausbruch, mit aller rhetorischen Leidenschaft. »Krieg! Es war Reinigung, Befreiung, was wir empfanden, und eine ungeheure Hoffnung.« Und: »Wie die Herzen der Dichter sogleich in Flammen standen«,[2] in allen Ländern und von links bis rechts (und alle diejenigen, deren Herzen nicht kriegerisch brannten, im Umkehrschluss als Dichter desavouiert erschienen, von Romain Rolland bis zu Heinrich Mann), so schrieb nun auch er selbst in rascher Folge Pamphlete, die als Fanale der Befreiung Freund und Feind heimleuchten sollten.

Was die *Gedanken im Kriege* der keineswegs nur respektvoll erschütterten Welt verkündeten, erwies sich als Anbruch einer langen Finsternis, in deren Verlauf Thomas Mann den Dunkelmännern der nationalistischen Rechten bald als einer der ihren galt – und danach dann, als er sich von dieser Phase lossagte, folgerichtig als republikanischer Renegat. Noch im selben Jahr folgten *Gute Feldpost* und der umfangreiche Essay über *Friedrich und die große Koalition*; 1915 begannen die Arbeiten an jenem Versuch, der sich bis 1918 zu einem Monsterbuch unter dem Titel *Betrachtungen eines Unpolitischen* auswachsen sollte. Als »Reinigung« und »Befreiung« begrüßte er den Krieg (15.1, 32). Aber wovon war er denn frei, worin bestand die Bedrückung, von der er sich so schlagartig befreit fühlte? Darauf will ich eine Antwort suchen. Sie erfordert zunächst einen genaueren Blick auf Thomas Manns Kriegsschriften selbst.

Von Beginn an ist der Ton der Kriegsschriften von einer Hitzigkeit, einem Begeisterungswillen und einer Bereitschaft zum Hass, die im bisherigen Werk ohne Beispiel sind. Auf eine Rundfrage der Stockholmer Zeitung *Svenska Dagbladet* antwortet Thomas Mann im Frühjahr 1915 mit dem widerwärtigsten dieser Texte. Indem er mit hektischer Röte auf den Wangen versichert, er sei

[1] Bei dem hier wiedergegebenen Vortrag handelt es sich um eine überarbeitete Fassung des Schlusskapitels meines Buches: Juden, Frauen und Litteraten. Zu einer Denkfigur beim jungen Thomas Mann, Frankfurt/Main: S. Fischer 2005. Einzelne Überlegungen gehen auch zurück auf das Thomas-Mann-Kapitel meiner Studie: Das offene Geheimnis. Zur literarischen Produktivität eines Tabus von Winckelmann bis zu Thomas Mann, überarbeitete Studienausgabe, Göttingen: Wallstein 2002 und 2013.

[2] *Gedanken im Kriege*: 15.1, 27–46, 32 und 30.

die Ruhe selbst (»mit ganz ruhiger Stimme«) beteuert er, »daß wir Deutschen uns von der Verpflichtung, der Solidarität des Menschengeschlechtes schwärmerisch eingedenk zu sein, für den Augenblick wohl einigermaßen entbunden fühlen dürfen.« (15.1, 123) Denn aus was für Leuten bestehe schließlich die Welt von Gegnern, die Deutschland nun gegen sich habe? Ein einziges »Bildchen« soll genügen, um alle Kriegsbegeisterung als Notwehr zu legitimieren. Man stelle sich vor: »Ein Senegalneger, der deutsche Gefangene bewacht, ein Tier mit Lippen so dick wie Kissen, führt seine graue Pfote die Kehle entlang und gurgelt: ›Man sollte sie hinmachen. *Es sind Barbaren*.‹« (Ebd.)

Was in diesem Krieg gegen die Untermenschen zu verteidigen ist, das ist nun in der Tat all das, was jenen als Barbarei erscheinen muss. Ausdrücklich: »Daß wir uns gegen den Vorwurf, ›Barbaren‹ zu sein, auch nur verteidigen sollten, finde ich absurd. Seitdem nun auch Herr Gorki und ein Senegalese ihn sich zu eigen gemacht haben, wird man sich in Europa wohl allmählich genieren, ihn zu erheben.« (15.1, 51) Noch 1905 hatte Thomas Mann in der *Allgemeinen Buchhändlerzeitung* unter den Beispielen lesenswerter »Volksromane« auch »Einiges von Gorki« empfohlen (14.1, 85); im Rausch der völkischen Barbarei ist auch das untergegangen. Es sind lauter Schemata der konservativen Revolution, die von nun an aufgegriffen und fortgedacht werden, im Rückgriff auf ganz andere Autoritäten: Dostojewski, Wagner, die politische Romantik (oder was der Schreiber, der sich hier überwiegend aus zweiter Hand informiert, dafür hält) – die denkbar simplen und in genauer Symmetrie konstruierten Antithesen von ›Zivilisation‹ und ›Kultur‹, ›Geist‹ und ›Leben‹, ›Literatur‹ und ›Kunst‹, Frankreich und Deutschland, flacher Aufklärung und romantischer Mythentiefe, synthetisch-organischem und analytisch-zergliederndem Denken, ›Politik‹ und ›Schicksal‹.[3]

Aufgeboten wird dieser Begriffsaufwand gegen einen nicht ohne Mühe konstruierten monumentalen Gegner, dem die Schreckensmaske des tierhaften Untermenschen nur aufgesetzt wird; darunter scheint er, wie das Untier in der Danielsvision, zusammengesetzt aus denkbar heterogenen Materialien: amerikanischer Republik und englischem Kapitalismus, Frankreich als dem Inbegriff der Aufklärung, dem frankophilen Bruder Heinrich und in und über alldem immer wieder der Demokratie und ›der Politik‹. Die Politik: Das ist das Hasswort, der zentrale Begriff, in dem sich aller Abscheu bündelt. Was Thomas Mann in den *Betrachtungen* an Richard Wagner beobachtet, das ist in ganz eigener Sache geschrieben: »Warum aber haßte er die ›Demokratie‹? Weil er *die Politik selbst* haßte, und weil er *die Identität von Politik und Demokratismus* erkannte.« (13.1, 133)

[3] Dazu Hermann Kurzke: Auf der Suche nach der verlorenen Irrationalität. Thomas Mann und der Konservatismus, Würzburg: Königshausen & Neumann 1980.

Das gewaltige, über vier Jahre literarisch produktive Ressentiment gegen »die Zivilisation« und den »Zivilisationsliteraten«, gegen Demokratie und Republik – es will sich selbst rechtfertigen als Widerstand des Humanen gegen die Funktionalisierung des Menschen. Als ein konservativer Anarch protestiert der Unpolitische gegen hegelianische Staatsvergötzungen; die Politik, gegen die er (freilich selbst fortwährend politisierend) protestiert, meint vor allem die Vorstellung, »daß die Bestimmung des Menschen im Staatlich-Gesellschaftlichen aufgehe« (ebd., 164). Dennoch bleibt immer zweideutig, ob damit eigentlich *politics* gemeint ist oder *policy*, also die Sphäre taktischer Kungelei oder die res publica. Thomas Mann genügt die so vage wie energische Feststellung: »Politik ist unmenschlich«; gegen sie hat der wahre Künstler – gegen den Zivilisationsliteraten – »das Menschliche« zu behaupten, mitsamt seinen irrationalen, dämonischen, auch gewaltsamen und grausamen Zügen; die Legitimierung von Krieg und Kriegsrausch gehört demonstrativ dazu. (Ebd.)

Damit aber haben die Selbstwidersprüche des menschenfreundlichen Unpolitischen schon begonnen. Vorgeblich um der Behauptung der Irrationalität willen lässt er sich zu Gedankengängen hinreißen, die trotz aller rhetorischen Vorkehrungen auch ihm selber bald nicht mehr geheuer sind; manche davon wird er später zurücknehmen. Berühmt geworden ist seine Schilderung einer Begegnung mit einem Einarmigen und einem Blinden, zwei Kriegsinvaliden auf der Straße (ebd., 513–519). »Krüppel-Kollegen« nennt der unpolitische Betrachter sie jovial-scherzhaft; und ihr Anblick lässt den auch hier sich einstellenden Gedanken an das »Grauen« des Krieges, an »Wahnsinn«, »Verbrechen« und »Schande« (ebd., 513) rasch verfliegen. Denn siehe da: Die beiden sind ganz lustige Gesellen und bis auf Arm und Auge fehlt ihnen eigentlich nichts. Längst vorbei die Schmerzen, die Sonne genießen sie wie alle anderen und gerade die Verkrüppelungen haben auch ihr Gutes. Zwar vermag der Blinde die Passanten nicht zu sehen, »aber er wußte ja, wie sie meistens aussahen, und sehr viel hatte er nicht daran verloren« (ebd., 514) – na eben, beinahe hört man Neid heraus. Und wahrhaftig: Angewiesen aufs Hören, erfreut sich der Erblindete an »einer Repetieruhr mit wohlklingendem Glockenspiel, um die ich ihn immer beneidet habe.« (Ebd., 516) Wen der Krieg blindgeschossen hat, der hat am Ende mehr vom Leben; immerhin ist dem unpolitischen Betrachter auch zu Ohren gekommen, »daß die Blindgeschossenen in den Lazaretten unter allen Patienten die muntersten sind. Sie balgen sich […]«, aus lauter Lebenslust nämlich; und im Übermut, auch dies schreibt Thomas Mann mit ernstem Überzeugungswillen hin, bewerfen sie »einander mit ihren Glasaugen« (ebd., 517). Gerichtet ist dies alles gegen die »Philanthropen« mit ihrem Pazifismus und Mitleidsgetue: »[G]efallt euch nicht«, so lautet der resümierende Appell, »in einem politisch-humanitären Oppositionslamento gegen den Krieg!« (Ebd., 519)

Aber welcher Kriegsverteidiger redet hier eigentlich? Die Peinlichkeit dieser

Texte ergibt sich nicht nur aus ihrem angestrengten Zynismus, sondern auch aus der Inkonsistenz ihres Arguments. Denn zunächst hatte Thomas Mann ja auf den *Stahlgewitter*-Gedanken gezielt, dass gerade die Grausamkeit des Krieges einen Beweis darstelle für seine dionysisch-ekstatische Natur und dass diese als schauriges und lustvolles »Erlebnis der Freiheit« (ebd., 500) gefeiert werden könnte, als Entgrenzung und Rausch. Dass er im Fortgang des Arguments aber den Krieg zum letztlich doch harmlosen Kumpan verkleinert, dessen Opfer lustig ihr Glasaugenspiel treiben, dass er ihn, statt Opfer und Blut zu preisen, als freundlichen Wohltäter ausstaffiert – nichts verrät deutlicher das schlechte Gewissen einer Philanthropie, die den Krieg verklären will, weil sie insgeheim solche Angst vor ihm hat.

Zu dem Skandal, den diese Schriften machten, gehörte die schiere Überraschung. Was aus ihnen sprach, war ein antidemokratischer, antiwestlicher Konversionseifer, mit dem eigentlich niemand gerechnet hatte, auch Thomas Mann selbst nicht. Zwar gehörte zum öffentlichen Image wie zum Selbstbild des Berühmten schon das Klischee vom vornehmen Künstleraristokraten. Als konservativ-nationalistischen Agitator aber, als Feind der »Zivilisation« und Wortführer eines antidemokratischen Ressentiments kannte man diesen Autor nicht. Im Gegenteil.

Derselbe Thomas Mann, der hier gegen das »Ungeziefer des Geistes« und von den »Zersetzungsstoffen der Zivilisation« (15.1, 32) schwadroniert – derselbe Thomas Mann war seit anderthalb Jahrzehnten, wo immer seine Meinung gefragt war, als ein entschieden liberaler Kritiker hervorgetreten, im Geist eines weltneugierigen Ästhetizismus. Der Autor, der 1905 in einer Stellungnahme zum Verhältnis von Künstlertum und Kritik »Partei für den Geist« genommen und erklärt hatte: »Ich bin, um es ganz schlicht zu sagen, für *Freiheit*. Das Wort, der Geist sei frei« (14.1, 87) – dieser Autor hatte 1907 die vollständige »Abschaffung der Theaterzensur als einer staatlichen Anmaßung« (14.1, 186) gefordert, hatte dann für denselben Verleger, bei dem diese Erklärung erschien, ein *Gutachten über Pornographie und Erotik* verfasst, das die Freiheit aller, auch womöglich obszöner und anstößiger Kunst, verteidigte gegen die »Banausen und Zeloten« (14.1, 295) und sich 1910 öffentlich über die kaiserliche Verdächtigung Liliencrons wegen dessen »Liebäugelns mit der Sozialdemokratie« (14.1, 229) mokiert. Im selben Jahr hatte er seine Novelle *Schwere Stunde* zu einem sozialdemokratischen Sammelband beigesteuert, dessen Ziel die Hilfe für die »Opfer der zaristischen Verfolgung« (vgl. 14.2, 595) in Russland war; und noch 1913, ein Jahr nur vor den *Gedanken im Kriege*, hatte er einen großen Essay über Chamissos exemplarische Außenseitergestalt *Peter Schlemihl* dem *Vorwärts* zum Nachdruck überlassen. In derselben Zeit hatte er sich beteiligt an Unterschriftenaktionen für den Anarchisten Erich Mühsam wie gegen Aufführungsverbote für Wedekinds Dramen. Und derselbe Thomas

Mann, der in den *Betrachtungen* so heftig gegen den *Aktions*-Autor Kurt Hiller polemisiert, hatte 1911 selbst in eben dieser Expressionisten-Zeitschrift einen Beitrag veröffentlicht, und er hatte noch im Frühjahr 1914 einen Protest gegen ihre Konfiszierung unterzeichnet, eine Solidaritätserklärung für dieses, wie es im Protestschreiben hieß, »kleine[], tapfere[] und gescheite[] Organ der literarischen Linken«[4].

Gerade dort, wo die Kriegsschriften Begriffe dieser Vorkriegsessays wieder aufnehmen und – buchstäblich – ins Feld führen, lässt sich der Umbruch mit Händen greifen. Die *Gute Feldpost* behauptet 1914 für »[m]ein bißchen Werk« rückblickend: »wenn in seinen Gleichnissen etwas von dem lebendig ist, was heute mit einem Welt-Gassenwort ›der deutsche Militarismus‹ heißt, so hat es Ehre und Wirklichkeit« (15.1, 50). Da hat er freilich in diesem Werk lange suchen müssen. Zwar war der Begriff tatsächlich 1910 an auffallender Stelle aufgetaucht, in dem großen Porträt *Der alte Fontane*. Dort aber erschien er noch mit den zustimmend zitierten Worten, dasjenige, »womit am ehesten (weil unerträglich geworden) gebrochen werden muß, ist der Militarismus.« (14.1, 273) Damals, auf dem vorläufigen Höhepunkt seiner demokratischen Sympathien, galt sein ganzes Interesse Fontane als einem »Literaten«. Dazu gehören auch die Züge jener »›sozialdemokratische[n] Modernität‹« (14.1, 267), die Thomas Manns Porträt weitaus schärfer konturiert, als seine Vorlagen das eigentlich hergeben. Was es Fontane als »tapfere Modernität« (14.1, 265) nachrühmt, das ergibt sich aus dem Fehlen gerade derjenigen Züge, die in den *Betrachtungen* dann dominant werden: »… was vollkommen fehlt«, schreibt Thomas Mann bewundernd über Fontane, das sind »die trübe Tiefe […], der reaktionäre Zug, der Haß gegen ›diese Zeit‹.« (Ebd.)

Schlaglichtartig wird am weiteren Schicksal dieses Essays, immerhin eines der auch nach seiner eigenen lebenslangen Meinung gelungensten seiner Dichterporträts, nun die grundlegende Umwertung der Werte erkennbar, die mit dem Kriegsbeginn einsetzte, ihre radikale *Diskontinuität*. In der (stillschweigenden) Überarbeitung, die *Der alte Fontane* 1919 über sich ergehen lassen musste, wandeln sich Darstellung und Bewertung des politischen Schriftstellers so eingreifend, dass die Neufassung der Nachkriegszeit der Erstfassung der Vorkriegszeit streckenweise diametral entgegengesetzt ist – ohne dass der Text das mit einer Silbe zu erkennen gäbe. Nun wird Fontanes zuvor noch voller Einverständnis zitierte Kritik an Militarismus und Kolonialismus gestrichen und sein zustimmender (und zustimmend referierter) Ausblick auf eine kommende soziale Revolution relativiert. Nicht mehr ein Sympathisant der englischen Arbeiterklasse ist der alte Fontane dieser Neufassung, auch

[4] Zitiert nach Georg Potempa: Thomas Mann. Beteiligung an politischen Aufrufen und anderen kollektiven Publikationen, Morsum/Sylt: Cicero Presse 1988, S. 23 (A 7).

kein Vordenker eines kommenden Kommunismus, sondern »konservativ als Schützer des Mythos« (14.2, 385) und als Bewunderer Bismarcks; kein kosmopolitischer Geist, sondern ein gänzlich unironischer »Verherrlicher[ ] kriegerischen Preußenadels« und Repräsentant »großen Deutschtums« (ebd.). Solche Korrekturen zeigen, wie rasch und vollständig sich im neuen Magnetfeld die alten Eisenfeilspäne zu neuen Figuren ordnen.

Wird in den Kriegsschriften und den *Betrachtungen* das deutsche als das unpolitische Wesen in eins gesetzt mit dem Geist der Romantik als dem Inbegriff mythentrunkener Irrationalität, so hatten nicht lange zuvor die Entwürfe zu dem großen, Fragment gebliebenen Essay *Geist und Kunst* darauf beharrt, dass gerade in der Romantik »der *Geist*, die Ironie die Hauptsache« sei, also »Litteratur«[5]. Nichts hatte Thomas Mann über Jahre hinweg so höhnisch angegriffen wie die falsche Tiefe der Neuromantiker, die hysterischen Naivisierungstendenzen der Heimatkunstbewegung, die Albernheiten völkischer Literaturkritik und die Anstrengungen kunstreligiöser Esoterik; und nichts hatte er sich da so demonstrativ zu eigen gemacht wie jenen »jüdische[n] Geist, den Gott erhalte« (14.1, 226): »Intellektualismus« eben, »Helligkeit, Witz« (ebd., 226 u. 228). Judentum und die ironische Intellektualität des Literaten geraten in diesen Vorkriegstexten so sehr zum Pleonasmus, dass ihr Verfasser sich selbst in dieses Rollenmuster hineininszeniert und folglich von den antisemitischen Spürnasen der völkischen Reaktion hartnäckig für einen Juden gehalten wird.

Derselben Konversionsbewegung unterliegen auch die ideologischen Kern- und Kampfvokabeln der Kriegsschriften; nur lässt sich hier schon früh beobachten, wie die Dämme errichtet und behauptet werden, die mit dem Kriegsausbruch schlagartig brechen. Keineswegs an entlegener Stelle, sondern in der Weihnachtsausgabe der Berliner Zeitung *Der Tag* hatte Thomas Mann schon 1909 unter der programmatischen Überschrift *Geist und Kunst* vorgeschlagen, »sich über die Begriffe der Kultur und der Zivilisation zu verständigen. Niemand«, so hatte er da fortgesetzt,

> … wird leugnen, daß etwa Mexiko zur Zeit seiner Entdeckung Kultur besaß, aber niemand wird behaupten, daß es damals zivilisiert war. Kultur ist offenbar *nicht* der Gegensatz von Barbarei; […] Kultur ist Geschlossenheit, Stil, Form, Haltung, Geschmack, ist irgendeine gewisse geistige Organisation der Welt, und sei das alles auch noch so abenteuerlich, skurril, wild, blutig und furchtbar. Kultur kann Orakel, Magie, Päderastie, Vitzliputzli, Menschenopfer, orgiastische Kultformen, Sankt-Veitstanz, Inquisition, Hexenprozesse, Blüte des Giftmordes und die buntesten Greuel umfassen. Zivilisation aber ist Vernunft, Aufklärung, Sänftigung, Sittigung, Skeptisierung, Auflösung, – *Geist*. (14.1, 213 f.)

[5] Zitiert nach Paul Scherrer/Hans Wysling: Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns, 2., unveränd. Aufl., Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2008 (= TMS I), S. 172.

Nachdem er so die Begriffe mit aller Schärfe getrennt hat, stellt der Nietzscheaner sich, nach einem Augenblick unsicheren Schwankens, entschlossen auf die Seite dieses »bürgerlich[en]« Geistes, dieses »geschworene[n] Feind[es] der Triebe, der Leidenschaft, der Natur«; den Verlockungen von Orgie und Kult widersteht er, »er ist antidämonisch, antiheroisch, er ist selbst antigenial.« (14.1, 214) Und wie als Illustration folgt ein emphatisches Porträt des eben in seiner raffinierten Intellektualität so mustergültig modernen Max Reinhardt.

Lesern der *Gedanken im Kriege* konnte der Gedankengang also bekannt vorkommen, der nun, viereinhalb Jahre später, den Kampf gegen die Zivilisation eröffnet. (Vgl. 15.1, 27) Es *ist* wörtlich derselbe Text, vom mexikanischen Vitzliputzli bis zum antidämonischen Geist, nur jetzt mit genau entgegengesetzter Bewertung. (Allein die »Autodafés« sind bezeichnenderweise hinzugekommen.) Die Kunst, die vor dem Krieg noch zivilisatorisch, intellektuell, skeptisch war – auf welche Seite gehört sie nun? »Wir zögern nicht mit der Antwort. Die Kunst ist fern davon, […] an der Zivilisierung der Menschheit interessiert zu sein. Ihre Humanität ist durchaus unpolitischen Wesens […]« (15.1, 29) – womit schon jetzt, im ersten Kriegs-Artikel, die ›unpolitische‹ Kontrastierung von Humanität und Zivilisation etabliert ist. Eben noch hatte der angenommene Ursprung der Kunst in dionysisch dunklen, vorrationalen Tiefen überwunden werden sollen; nun wird aus derselben Voraussetzung ihre Verpflichtung zur Rückkehr in diesen Mutterschoß abgeleitet. Nun sind es »völlig gleichnishafte Beziehungen, welche Kunst und Krieg miteinander verbinden« (ebd.). Und ausgerechnet Gustav von Aschenbach, den sein Autor doch nicht zuletzt an dieser trügerischen Gleichsetzung so erbärmlich und lehrreich hatte zugrunde gehen lassen, wird nun, im dionysischen und wahrhaft besinnungslosen Wortrausch von »Hingebung bis aufs Äußerste, *Blutzeugenschaft*, vollem Einsatz aller Grundkräfte« (ebd., 30), zum Kronzeugen für die wiederentdeckte Irrationalität. Nicht mehr den Geist gegen die Barbarei verkündet der Begeisterte jetzt, sondern die Bejahung der Barbarei als Pflicht des Geistes; und in der herrlichen Regression kann es ihm für den Augenblick gar nicht abenteuerlich, skurril, wild, blutig und furchtbar genug zugehen. So dass nun und für einige Zeit dann auch weder an Veitstänzen noch an Menschenopfern ein Mangel besteht.

Zur Konversion kommt der Selbsthass. Nicht nur der Bruder Heinrich wird als ungenanntes Vorbild des trivialen »Zivilisationsliteraten« herangezogen, sondern, expressis verbis, auch Thomas Mann selbst. Keine seiner früheren Arbeiten wird dabei einer derart ätzenden Kritik unterzogen wie sein nicht lange vor Kriegsausbruch publiziertes Manifest dessen, was er nunmehr »Zivilisationsliteratur« nennt. *Der Literat* war dieser Text 1913 überschrieben; ein beinahe schon überanstrengter Versuch, das moralische, humanistisch-philanthropische Potential moderner Literatur auch gegen die eigenen diony-

sischen Sehnsüchte noch einmal zu behaupten. Eben deshalb trifft ihn nun, am Ende des Kapitels »Einkehr«, der Bannstrahl:

> In einer Zeitschrift (es war der ›März‹, – ein Name, politischen Frühlingsahnens voll) erschien ein Aufsatz, eine Studie, dem »Literaten« gewidmet, eine Aufklärung für Deutsche über Wesen und Herkunft dieses im höchsten Grade *aktuellen* geistigen Typus, – und Schmeichelhafteres, als ihm in diesem März-Artikel gesagt wurde, war dem Literaten in Deutschland überhaupt seiner Lebtage noch nicht gesagt worden. (13.1, 108)

Dann wird maliziös der Gedankengang des eigenen Essays paraphrasiert; die Passage endet mit den Worten:

> Alle Sittigung des Menschengeschlechtes – das sei festzustellen – entstamme dem Geiste der Literatur, und schon den Volkspädagogen der Alten habe das schöne Wort als der Erzeuger der guten Tat gegolten. – Welch ein Sermon! Es ist Woodrow Wilson, den man zu hören glaubt, dieser hochgestellte Gönner des Menschengeschlechtes […]. (Ebd., 109)

Die politische Konsequenz, die im Essay von 1913 nur implizit angedeutet war, wird nun rückblickend so polemisch wie zutreffend expliziert: »… die politische Konsequenz von ›Philanthropie und Schreibkunst‹, das ist die radikale Republik […]« (ebd., 110). Eben weil er die nicht will, gilt der Kampf nun auch der eigenen Vergangenheit.

Der Selbsthass, der ihn antreibt und in Gang hält, nicht selten als nach außen gewandte, von außen vermeintlich legitimierte und darum so berauschend maßlose Aggressionsbereitschaft, dieser Hass hat neben anderen auch eine sehr intime Quelle. Tonio Krögers alte Frage, ob der Künstler überhaupt ein Mann sei, diese Frage hatte Thomas Mann schon früh und verblüffend beim Wort genommen. Weiblichkeit als Bedingung und Ausdruck wahrer Kunst: Unter dieser Flagge hatte der junge Thomas Mann seine eigene Ästhetik verkündet. Es trägt nun wesentlich zum Konversionscharakter der Kriegsschriften bei, dass sie ganz und gar *mannhaft* sein sollen. Eine als zutiefst verabscheuungswürdige Weiblichkeit gehört nun zum Grundbestand der antifranzösischen, antipazifistischen, antiaufklärerischen Polemik. Das Abstoßendste an Frankreich ist für die *Gedanken im Kriege* eigentlich weder der Rationalismus noch die Republik, sondern eine Weiblichkeit, die sich (und erst das macht sie so widerwärtig) als effeminierte Männlichkeit verrät: »[D]iese Nation«, höhnt Thomas Mann, »nimmt Damenrechte in Anspruch«, sie ist »weiblich in dem Grade, daß einem die Arme sinken«; sie übt »französische Damennaivität« und »kreischt […] mit Fistelstimme: ›Die Zivilisation!‹« (15.1, 42–45) Folgerichtig gerät ausgerechnet jener preußische Friedrich, von dem ein vor dem Krieg aufgegebener Roman als einem sensiblen, männerliebenden und heroisch-einsamen Künstler hatte erzählen sollen, nun in dem umfangreichen *Friedrich*-Essay

zum Inbild eines maskulinen Militarismus: als rebellierender »Zögling französischer Frauen«, der sich als Soldat »ans Männliche« gewöhnt und darum »das Weib am Ende ›nicht mehr riechen‹ konnte, – und dies in dem französischen Jahrhundert, einem rechten Weibsjahrhundert, welches von dem ›Parfüm des Ewig-Weiblichen‹ ganz erfüllt und durchtränkt war.« (15.1, 72)

Das Ewig-Weibliche – ein Jahrzehnt zuvor hatte Goethes Formel diesem Autor als Äquivalenzbegriff wahren Künstlertums gedient. In seinem so überschriebenen Essay über Toni Schwabe, diese von ihm entdeckte und geförderte lesbische Schriftstellerin, und in einigen weiteren Essays hatte er 1903 gegen die forcierte Männlichkeit seines Bruders die »Frau *als Künstlerin*« proklamiert und von »[u]ns armen Plebejern und Tschandalas« gesprochen, »die wir unter dem Hohnlächeln der Renaissance-Männer ein weibliches Kultur- und Kunstideal verehren, die wir als Künstler an den Schmerz, das Erlebnis, die Tiefe, die leidende Liebe glauben […]« (14.1, 59). Nicht um das ewige Weib war es ihm da gegangen, sondern um das Ewige selbst als das Weibliche. Was er wenig später im Essay über *Gabriele Reuter* verallgemeinernd als »die künstlerische Frau« bezeichnete und als die »Sendung des weiblichen Genies in der Literatur« (14.1, 67 f.), das sollte als Synonym modernen Künstlertums schlechthin verstanden werden, eines Künstlertums, wie es auch Oscar Wilde oder Herman Bang repräsentierten – oder Tonio Kröger (mitsamt seinen Beziehungen zu *Dorian Gray*). Das Ideal des Ewig-Weiblichen – es hatte damals ausdrücklich und programmatisch auch ihn selbst eingeschlossen. Er, der den »Zivilisationsliteraten« nun für dessen kreischende Fistelstimme verspottet, hatte im *Reuter*-Essay noch bemerkt: »Ist man eine Frau, so sollte man sich heute kein männliches Pseudonym mehr beilegen und aus Büchern mit einer Baßstimme reden.« (14.1, 67) Wie er in seinen Entwürfen zum *Maja*-Roman mit oszillierenden männlichen und weiblichen Geschlechterrollen so konsequent spielte, dass er die Pronomen »Ich« und »Sie« ineinander übergehen ließ,[6] so hatte er sich in seinen gleichzeitigen Essays dieser frühen Jahre provozierend selbstbewusst gegen alle »Renaissance-Männer« geradezu als eine deutsche Schriftstellerin präsentiert: »[W]ir, die wir […] ein weibliches Kunst- und Kulturideal vertreten […]« (14.1, 59).

Jetzt, ein Jahrzehnt später in den Kriegsschriften, verwandelt sich, verwandelt *er* das Ewig-Weibliche mit aller Kraft ins *Akut-Männliche*. Und es saugt dabei alles Quälende in sich auf, was zuvor irgendwie von dem weitläufigen Begriff miterfasst gewesen war. Denn dies vor allem bedeutet ihm der Krieg: »Eine sittliche Reaktion, ein moralisches Wiederfestwerden […]; ein neuer Wille, das Verworfene zu verwerfen, dem Abgrund die Sympathie zu kündigen« (15.1, 32). Weil der Krieg den Verehrer eines weiblichen Kulturideals we-

[6] Vgl. Hans Wysling: Zu Thomas Manns »Maja«-Projekt, in: TMS I (zit. Anm. 5), S. 23–47.

nigstens am Schreibtisch zum Manne geschmiedet hat, diesen Intellektualisten und Einzelgänger, diesen sensiblen Bewunderer Frankreichs, Friedrichs, Heinrich Manns, deshalb muss dieser Krieg verteidigt werden, gegen den Bruder, gegen die Welt, gegen das eigene Ich.

Diese ja immerhin vom Autor selbst angedeuteten Zusammenhänge dürfen allerdings nicht überstrapaziert werden. Wie wenig trennscharf manchmal zu unterscheiden ist zwischen intimen Bedrängnissen und weitläufigen Bewegungen des Zeitgeistes, das zeigt schlaglichtartig eine Rundfrageantwort, die Thomas Mann ein Jahr vor Kriegsausbruch formuliert hatte, mitten im liberalen Frieden. Ausgerechnet anlässlich einer Umfrage zu Karl Kraus hat er da den Gegensatz von »Zivilisation und Kultur«, zum ersten Mal und ganz nebenbei, mit einer polemischen Abwertung der Zivilisation verbunden. Im selben Atemzug zählt er, als verstehe sich das doch von selbst, zu den »großen Grundtatsachen des Lebens« außer Geschlecht und Kunst nun auch den »Krieg« (14.1, 383). Allein diese beiläufige Selbstverständlichkeit zeigt, wie auch für ihn eine Sehnsucht in der Luft liegt, von der er noch gar nicht recht weiß.

Deutlicher noch als durch die Ansichten, die sie vertreten, sind die Kriegs- von den Vorkriegsschriften durch die Weise geschieden, in der sie das tun. Nicht einfach Position und Gegenposition trennen sie, sondern mehr noch die Spannung von Geschlossenheit und Offenheit, Eindeutigkeit und Ambivalenz. Der Vorkriegsautor Thomas Mann umkreist und erörtert seine Meinungen, wechselt die Töne und Perspektiven und hält sich auf den spielerischen Umgang mit ihnen einiges zugute. Die martialischen Essays der Jahreswende 1914/15 machen auch damit energisch Schluss. Hier werden die Fronten begradigt, hier wird proklamiert und angeklagt; vorbei die Ironie. Umso erstaunlicher ist das Schauspiel, das die weitere Entwicklung der schließlich auf sechshundert Seiten angeschwollenen *Betrachtungen* bietet. Im vierjährigen Laufe ihrer Niederschrift wird die ersehnte Sicherheit des eigenen Standorts, der klaren Linien und des erlösenden Aufgehens in der Massenbewegung eines »Volkskriegs« zunehmend derart erschüttert, dass die Ambivalenz der Vorkriegsschriften sich subkutan wieder auszubreiten beginnt. Schon im fünften Kapitel erfährt der erstaunte Leser, dieses Buch betreibe nur »Selbsterklärung und Selbstaufklärung, – keine Polemik; obgleich die Erklärung meinerselbst notwendig zuweilen polemische Formen annimmt.« (13.1, 152) Im Fortgang dieser Selbstaufklärung wächst sich die gewundene Differenzierung aus zum gewaltigen performativen Widerspruch. Noch während der Schreiber seine Leser und sich selbst mit der Anstrengung philosophisch-begrifflicher Systematik zu überzeugen versucht, während er seitenweise nach Kräften doktrinär und rechthaberisch räsoniert, versichert er, er sei »kein Systematiker, kein Doktrinär«, er »fröne nicht dem schändlichen Irrwahn des Rechthabens, und nie

werde ich mich mit einer Wahrheit, die ich für *die* Wahrheit erachte, zur Ruhe setzen, um für den Rest meines Lebens davon zu zehren.« (13.1, 190)

Ein einziges Mal nur geschieht es, dass der Rekurs auf eine seiner eigenen Vorkriegsarbeiten dem Unpolitischen, wie aus Versehen, ein Bekenntnis zur »Zivilisationsliteratur« entlockt. Das Romanexperiment *Königliche Hoheit*, dessen spielerischer Form man die Strapazen seiner annähernd siebenjährigen Entstehungsgeschichte nicht mehr ansah, war im selben Jahr erschienen wie jener Aphorismus, der die »Zivilisation« gegen den lockenden Vitzliputzli verteidigte. Schon in der Vorkriegszeit hatte Thomas Mann gerade für diesen monarchischen Roman par excellence eine demokratische Ausrichtung geltend macht, hatte ihm schon 1910 einen »Voltaire'schen Zug« zuschreiben wollen und 1912 die Überzeugung geäußert, über ihn lasse sich »auf Französisch am besten und vielleicht nur auf Französisch reden«, in seinen Grundzügen sei er überhaupt »französisch, nicht deutsch« (4.2, 206). Und Kritiker wie Hermann Bahr hatten diese Selbstkommentare noch überboten durch steile Thesen wie die, *Königliche Hoheit* sei »ein marxistisches Märchen«[7]. Dies alles greifen die *Betrachtungen* des Konvertiten nun wieder auf. Diesmal aber misslingt das Bemühen, es höhnisch ins Gegenteil zu wenden.

Dieses Misslingen könnte in den innersten, produktiven Kern dessen führen, was jenseits von Zeitgeist und Rollenkonflikten Thomas Manns antidemokratisches Ressentiment ausmacht und zugleich die Bedingung seiner Selbstüberwindung bildet. Dass er sich in der Republikrede auf Novalis' *Glaube und Liebe* beruft (15.1, 537–540), ist oft belächelt worden. Im Licht des Prinzenromans und seiner Reflexion in den *Betrachtungen* aber liest sich Thomas Manns Postulat nicht ganz so abwegig. Die »Idee einer Verbindung von Freiheit und Gleichheit«, wie sie »noble Republiken stets« ausgezeichnet habe, das ist für ihn nichts anderes als ebenjene »Demokratie von Königen« (ebd., 539), die Novalis proklamiert habe. Royalistisches Jakobinertum, eine Demokratie von Königen, eine Republik ohne Plebs – was sich 1922 anhören konnte wie ein zwischen den Systemen noch verlegen-unentschiedenes Aperçu, das umschrieb doch eine Synthese, die der Titel *Königliche Hoheit* schon längst auf den Begriff gebracht hatte.

Sein Roman habe den Titelhelden umgeben mit einer ganzen Phalanx »aristokratischer Monstren« (13.1, 107), bemerkt Thomas Mann in den *Betrachtungen*; und es bleibt in der Schwebe, ob dies für oder gegen die seinem Roman unterstellte Demokratisierungstendenz spricht. Tatsächlich entwirft *Königliche Hoheit* am märchenhaften Ende ja nichts anderes als eine Gesellschaft aus stolzen Adligen – Adligen eines allerdings sehr neuen Typs. Denn ver-

[7] Hermann Bahr: Königliche Hoheit, in: Die Neue Rundschau, Jg. 20, H. 12, Berlin 1909, S. 1803–1808.

eint unter dem Signum der Hoheit finden sich hier denkbar unterschiedliche »Malheurs von Geburt« (ebd., 512): der Titelheld, stigmatisiert als einsamer Prinz und um seiner körperlichen Verkrüppelung willen, und seine bürgerliche Märchenprinzessin Imma (die anfangs als Jüdin konzipiert war und im Roman dann als »Farbige«, als »Rassenmischung« und obendrein als emanzipierte Frau erscheint), der Hauslehrer des Prinzen (von unehelicher Abkunft und körperlicher Missgestalt) und Immas sexuell traumatisierte Hausdame, die misshandelten oder missgebildeten Proletarierkinder im Spital (die die physischen »Abzeichen einer niederen und harten Geburt« [4.1, 236] am Leibe tragen) und, als das letzte Glied in der Kette der Stigmatisierten, der irrsinnige Haushund, eine der absonderlichsten Nebenfiguren, die Thomas Mann je erfunden hat. Sie alle sind Außenseiter von Geburt an; sie alle stellen, je auf ihre Weise, »Ausnahmen und Sonderformen« (4.1, 34) dar, die »in einem erhabenen oder anrüchigen Sinne von der gemeinen Norm ausgezeichnet« sind und deshalb »gegen die korrekte und darum bequeme Mehrzahl« (14.1, 174 f.) stehen. Und der jüdische Arzt, dem Thomas Mann hier diese Erörterung in den Mund legt und der sich seinerseits als »Malheur von Geburt« stigmatisiert und ausgezeichnet fühlt, dieser Jude spricht als ihr Repräsentant. (Vgl. 4.2, 55–57).

Aristokraten sind sie auf ihre Weise alle, diese »Monstren«, und ihr Adel ergibt sich jedes Mal allein aus der Verbindung des Stigmas mit seiner tapferen Verteidigung. Nicht von den Hoheiten ist mehr die Rede, sondern von dieser Hoheit. Dass aus stolzen und leidenden Einzelgängern – eine »wahre Orgie des Individualismus« (13.1, 107) hat Thomas Mann den Roman in den *Betrachtungen* genannt – eine liebevolle Gemeinschaft der Ungleichen erwächst, das ist die utopische Quintessenz des Märchens. Der unpolitische Betrachter resümiert nun nicht nur diese Grundzüge des Romans, sondern auch Bahrs Besprechung mitsamt der Pointe, der Roman sei »ein Fanal der neuen Demokratie« (ebd.). Die folgenden Sätze wirken in den *Betrachtungen* wie ein Fremdkörper und sie enthüllen eben deshalb für einen Moment ein Fundament dieses Buches. »Mit Unrecht?« fragt Thomas Mann nach der Lektüre Bahrs und fährt fort:

> Wurde in ›Königliche Hoheit‹ nicht ein kleiner einsamer Ästhet zum Volkswirt und zu ›tatkräftiger Menschlichkeit‹, wie man heute sagen würde, erzogen? Und wodurch? Durch die Liebe! Aber das ist im höchsten Grade zivilisationsliterarisch. Und ich würde auf einen so hohen Grad von Fortgeschrittenheit noch stolzer sein, als ich es ernstlich bin, wenn unterdessen ›die Liebe‹ nicht zur intellektuellen Moderichtung, zum literarisch-politischen Oppositionsprogramm geworden wäre, – und wenn ich das nicht überaus schamlos fände. (Ebd.)

Wäre es also nicht schamlos, wie die Mode die Wörter trivialisiert hat, so wäre dieser Feind des Zivilisationsliteraten mit Stolz selber einer. (Wie er es in der Pragmatik solcher Sätze ja schon längst ist.)

Das Ressentiment gegen »die Demokratie« – in seinem Kern ist es weder so nationalistisch noch so »militaristisch«, wie es sich mühsam ausgibt. In seinem Kern ist es ein aristokratisches Bewusstsein, das sich im Laufe dieser Selbstaufklärung als das Beharren auf dem unveräußerlichen Adel des Einzelnen wiederentdeckt, als das es einmal begonnen hatte. Ob der verkrüppelte Märchenprinz wirklich so ›populär‹ ist, wie der Roman das behauptet und wie es im Laufe der Handlung zunehmend als eigentliche, ja einzige Legitimation seiner Herrschaft erscheint, das entscheidet hier allein der *populus*, der sich, in einer bezeichnenden Mischung politisch-repräsentativer und ästhetischer Kategorien, von ihm »dargestellt« findet. Ein moderner Demokratiebegriff freilich ergibt sich auch daraus nicht, selbst wenn Thomas Mann sich redlich bemüht hat (und das später stets lobend hervorhebt), seinem Fürsten rasch auch noch die Grundbegriffe von Ökonomie und Sozialfürsorge beizubringen. Es bleibt beim Novalis nachgeträumten Traum: von einer Adelsgesellschaft aus lauter stigmatisierter Hoheit.

Nach dem Ende des langen Rausches und des noch längeren Katers, in der Republikrede 1922 (und dann im *Zauberberg*) wird Thomas Mann das alles mühsam neu buchstabieren lernen. Immerhin aber schon mitten in den *Betrachtungen* gibt es so überraschende Bemerkungen wie die Begründung des Satzes »Ich will die Monarchie« mit den Worten: »weil nur sie die Gewähr politischer Freiheit, im Geistigen wie im Ökonomischen, bietet.« (13.1, 285) Eigenartig gleiten da demokratische und romantische Freiheitsbegriffe ineinander, eine Fortsetzung des Gefühlsliberalismus aus *Königliche Hoheit* und ein Anknüpfungspunkt für die Verteidigung einer *Deutschen Republik*. Als der zum Republikaner Bekehrte seinen Zuhörern, noch unter dem Schock der Ermordung Rathenaus, 1922 versicherte, er wisse »von keiner Sinnesänderung«, er habe »vielleicht meine Gedanken geändert, – nicht meinen Sinn« (15.1, 583), da hielten das viele für eine rhetorische *captatio benevolentiae*. Es war aber die schlichte Wahrheit. Wenn die Politik sich ›unpolitisch‹ bejahen ließ, dann geschah das hier, in dieser Mischung aus Novalis und Walt Whitman.[8] Ihr Kern aber war noch immer (oder von Neuem) die Synthese, die im Prinzenroman schon entworfen worden war.

Zu ihr musste er, über sich selbst aufgeklärt, zurückkehren, auf dem langen Umweg durch die Kriegsschriften hindurch, von der um sich schlagenden Aggression im Spätsommer 1914 über deren quälende Reflexion bis zur Aufgabe, die sich als Selbstüberwindung romantischer »Sympathie mit dem Tode« inszenierte.

[8] Dieser Spur gehe ich ausführlicher nach in: Thomas Manns amerikanische Religion. Theologie, Politik und Literatur im kalifornischen Exil, Frankfurt/Main: S. Fischer 2012.

Kurz vor der Republikrede, im Dezember 1921, hat Thomas Mann im Tagebuch notiert, er habe die »Korrekturen vom Neudruck der ›Betrachtungen‹ bekommen; ich lese sie ohne Qual, oft mit Beifall.« (Tb, 1. 12. 1921) So ähnlich könnte man heute, im Blick auf ihre lange und widerspruchsvolle Vorgeschichte und ihre kommende Ablösung, die Kriegsschriften wiederzulesen versuchen – wenn nicht mit Beifall, so doch wenigstens endlich ohne Qual.

Georg Kreis

Die politischen Gemeinplätze in den *Betrachtungen eines Unpolitischen*

Zu Thomas Manns Rechtfertigen des Kriegs von 1914–1918[1]

Wir kennen die Bilder der im Sommer 1914 herrschenden Kriegsbegeisterung, die vor allem im Deutschen Reich, aber auch in anderen Ländern ausgebrochen ist. Sie hat in Deutschland selbst Geistesgrößen motiviert, den Krieg in höchsten Tönen als angeblich notwendigen Verteidigungsakt zu verherrlichen, was er aus heutiger Sicht nicht war.[2]

Der endlich ausgebrochene Krieg wurde als willkommener Akt der innergesellschaftlichen Reinigung, der Erneuerung, ja der *Neugeburt* verstanden – eine Vorstellung, die Thomas Mann geteilt hat.[3] Im November 1914 brachte er in seinen *Gedanken im Kriege* zu Papier und unter die Leser: »Wie hätte der Künstler, der Soldat im Künstler nicht Gott loben sollen für den Zusammenbruch einer Friedenswelt, die er so satt, so überaus satt hatte!« (15.1, 32) Ansätze zu dieser Haltung, wie sie sich in den ersten Kriegsmonaten – als Reaktion gerechtfertigt – manifestierte, bestanden aber schon vorher. Bei Thomas Mann findet man sie etwa in einem Brief an Jakob Wassermann vom März 1913, in dem er – allerdings bezogen auf den Krieg von 1870/71 – sagt, dass er als »moralische Reinigungskrisis« »streng und groß« (21, 317) fühlbar sei.

Thomas Mann würdigte noch 1918 in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen* die nationalistische Euphorie der ersten Kriegstage: »Glich nicht Deutschland einem Manne, der, gezwungen, aus allen Leibeskräften eine Übermacht von Feinden abzuwehren, die ihm nach dem Leben trachten, gleichzeitig

[1] Ich danke Jürgen von Ungern-Sternberg (siehe auch Anm. 29) für gute und klärende Gespräche zu diesem Thema.

[2] Vgl. Thomas Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen*: 13.1, 194. – Zugegeben: ›Geistesgrößen‹ ist ein etwas schwammiger Begriff, häufiger ist von Intellektuellen die Rede (vgl. etwa Kurt Flasch, Anm. 7, oder Steffen Bruendel, Anm. 45), wobei auch dieser Begriff weiterer Klärung bedarf. Für das Thema dieser Ausführungen vgl. Gangolf Hübinger: Die Intellektuellen im wilhelminischen Deutschland. Zum Forschungsstand, in: Intellektuelle im deutschen Kaiserreich, hrsg. von Gangolf Hübinger und Wolfgang J. Mommsen, Frankfurt/Main: S. Fischer 1993, S. 198–210; Christophe Prochasson / Anne Rasmussen: Au nom de la patrie. Les intellectuels et la première guerre mondiale (1910–1919), Paris: La Découverte 1996.

[3] Die Reinigungsvorstellung war allgemein verbreitet. Vgl. hierzu Michael Jeismann: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918, Stuttgart: Klett-Cotta 1992, S. 317.

alle seine Geisteskräfte in sich kehrt […].« (13.1, 194) Er war überzeugt, dass der gleiche, viele Länder überziehende Krieg Deutschland besser, die Kriegsgegner (England und Frankreich) jedoch schlechter mache: »Deutschlands ganze Tugend und Schönheit – wir sahen es jetzt – entfaltet sich erst im Kriege.«[4] Mit ›Bessermachen‹ war keine militärische und wirtschaftliche Stärkung gemeint, ihm ging es um die Stärkung des auf bestimmte Weise verstandenen Deutschtums.[5]

Damit meinte er eine tiefe kulturelle Eigenschaft, er meinte aber auch eine Bekräftigung des traditionellen Gesellschaftsverständnisses. Thomas Mann erklärte in Briefen zwar, einen Krieg in Europa für unmöglich gehalten zu haben, andererseits bekannte er im Herbst 1914 auch, man habe als »sittliches Wesen« die Kriegskatastrophe ersehnt und »im tiefsten Herzen gefühlt, daß es so mit der Welt, mit unserer Welt nicht mehr weitergehe.«[6]

Zur Haltung, die Thomas Mann im Sturm des nationalen Enthusiasmus eingenommen hat, ist bereits viel gesagt und geschrieben worden – auch von Thomas Mann selbst. Unter dem bisher Gesagten finden sich Kritik wie Rechtfertigung. Gegen eine zu schnelle Verurteilung der Manifestationen von 1914 (nicht nur derjenigen Thomas Manns) hat sich beispielsweise der Literatur-Philosoph Kurt Flasch, Autor des Buchs *Die geistige Mobilmachung*[7], ausgesprochen, obwohl ihm, wie er sagte, jene Verlautbarungen niemals einleuchteten. Duldsam wertete er sie aber einfach als »Zeichen historischer Andersheit«[8]. Rechtfertiger verstehen, wenn sie gewisse Äußerungen als problematisch einstufen, diese einfach als Produkte der Zeit. Dass Zeitumstände aber nicht alle Zeitgenossen in gleicher Weise programmieren, zeigen exemplarisch die völlig gegensätzlichen Haltungen gerade der Brüder Mann. Bekanntlich führten die beiden in den Fragen der Kriegsverantwortung und des Kriegsverhaltens einen geistigen Bruderkrieg – eine sehr persönliche Problematik, die an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden soll.[9]

In der rückblickenden Sekundärliteratur dominiert angesichts der Größe des Schriftstellers selbst bei dem in der Sozialdemokratie engagierten Polito-

[4] 15.1, 39. Das Präteritum ›sahen‹ ergab sich aus dem Rückblick auf die vorangegangenen zwei Monate.

[5] Vgl. 13.1, 37 und 128.

[6] 15.1, 31. Zur allgemeinen Problematik vgl. Wolfgang J. Mommsen: Der Topos vom unvermeidlichen Krieg. Außenpolitik und öffentliche Meinung im Deutschen Reich im letzten Jahrzehnt vor 1914, in: Bereit zum Krieg. Kriegsmentalität im wilhelminischen Deutschland 1890–1914, hrsg. von Jost Dülfer und Karl Holl, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1986, S. 194–224.

[7] Kurt Flasch: Die geistige Mobilmachung. Die deutschen Intellektuellen und der Erste Weltkrieg. Ein Versuch, Berlin: Alexander Fest 2000.

[8] Ebd., S. 8.

[9] Vgl. Kurt Sontheimer: Thomas Mann und die Deutschen, überarbeitete Neuaufl., München: Langen Müller 2002, S. 32ff.

logen Kurt Sontheimer das nachsichtige Bedauern über einzelne ›Entgleisungen‹. Diese werden vor allem als hitzige Reaktionen auf den Bruder Heinrich verstanden und nicht in den ideologischen Kontext zurückgeführt.[10] Der Historiker Manfred Görtemaker ist da schonungsloser. Er sagt (und ich schließe mich da an), dass Thomas Mann sich geschwätzige und absurde Behauptungen geleistet habe, die besser unterblieben wären. »Gänzlich unerträglich«[11] findet Görtemaker im Weiteren Thomas Manns Idealisierung von Kriegskrüppeln und die Verharmlosung des Massenschlachtens. »… es gibt Bett-Tode, so grässlich, wie nur irgend ein Feldtod« (13.1, 499), schrieb Mann noch nach vier Kriegsjahren und nach dem, was uns heute mit dem Namen ›Verdun‹ schrecklich vor Augen ist.

Neben den literarischen Qualitäten der 1914–1918 entstandenen Texte sollten uns auch die damit verbundenen politischen Aussagen interessieren. Diese bewegten sich im Rahmen von Gemeinplätzen und hoben diese damit indirekt ebenfalls auf die Ebene der gehobenen Literatur. Dass die *Betrachtungen eines Unpolitischen* durchaus politisch waren, ist schon mehrfach festgehalten und von Thomas Mann selbst eingeräumt worden. Damit wird nichts Neues gesagt. Hingegen ist bisher kaum ausgeführt worden, inwiefern sie politisch waren. In allgemeiner Weise waren sie politisch, weil sie Haltungen betrafen, welche zu gesellschaftlichen (und nicht rein privaten) Verhältnissen Stellung nahmen.[12]

Hermann Kurzke, Herausgeber und Kommentator der *Betrachtungen* in der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe, will nicht die politischen Gemeinplätze thematisieren, die sich in den *Betrachtungen* finden; er stellt diese als unwichtig hin, sucht stattdessen die speziellen Überlegungen Thomas Manns und die Motive dahinter und findet sie natürlich auch. Man könne Thomas Manns »theoretisches Hauptwerk«, so Kurzke, »wenn man die Scheuklappen der politischen Korrektheit ablegt, auch heute noch mit Gewinn lesen, weil man viele neue Gedanken findet […].« (13.2, 13)

Historiker interessieren sich weniger für die persönlichen Konstellationen und ideengeschichtlichen Dimensionen als für die gesamtgesellschaftlichen Verhältnisse. Es geht darum, die sich zumeist in Abstraktionen ergehenden

[10] So schreibt Sontheimer, Thomas Mann habe sich »von den Argumenten seines geistigen Widersachers [Heinrich Mann] so aufwühlen, verletzen und peinigen lassen, dass ihm nur noch die Einseitigkeit des radikalen Gegenbeweises zu Gebote stand.« (Ebd., S. 55) Abwiegelnd auch die frühere Feststellung, Thomas Mann sei schließlich keineswegs der einzige gewesen, »der auf so dezidierte Weise sein Deutschtum gegen den Ansturm der westlichen Ideen verteidigte« (S. 36).

[11] Manfred Görtemaker: Thomas Mann und die Politik, Frankfurt/Main: S. Fischer 2005, S. 40. Görtemaker kritisiert auch Thomas Manns Billigung der Versenkung der zivilen, aber Waffen transportierenden *Lusitania* im Mai 1915, die rund 1200 Menschen das Leben kostete; es habe ein »welterfüllende[s] Zetermordio« gegeben ob der »Vernichtung jenes frechen Symbols der englischen Seeherrschaft und einer immer noch komfortablen Zivilisation […]« (13.1, 369).

[12] Als ›68er‹ neige ich allerdings dazu, auch das meiste Private als politisch zu verstehen.

Auseinandersetzungen über das Verhältnis von Zivilisation und Kultur, Geist und Leben, Vernunft und Moral und anderes mehr als Stellungnahmen zu begreifen, die direkt oder indirekt aus der politischen Konstellation jener Zeit hervorgingen und sich wiederum auf diese bezogen und auf sie zurückwirkten. Die Auseinandersetzung damit soll sich nicht darauf beschränken, Geschehenes zu rekonstruieren und damals vorherrschendes Verständnis zu reproduzieren, sondern darf die Differenz zwischen heutigen und früheren Haltungen sichtbar machen, freilich ohne persönliche Besserwisserei, obwohl wir als Nachgeborene zwar einiges tatsächlich besser wissen, zugleich aber doch nicht wissen, wie wir uns zu jener Zeit und an jener Stelle selbst verhalten hätten.

Thomas Mann hat seine Haltung zum Krieg bekanntlich in den folgenden Schriften zum Ausdruck gebracht: *Gedanken im Kriege* (1914), *Friedrich und die große Koalition* (1915/16), *Betrachtungen eines Unpolitischen* (1918). Es kennzeichnet Thomas Manns Haltung, dass er nicht direkt ins Kriegsgeschrei vom August 1914 eingestimmt, dieses aber mit leichter Retardierung grundsätzlich als sehr angebracht eingestuft hat. Selber jubilierend bemerkte der Dichter im Herbst 1914: »Wie die Herzen der Dichter sogleich in Flammen standen, als jetzt Krieg wurde!« (15.1, 30) Oder noch 1918: Das deutsche Volk habe sich im August 1914 »überaus schön« ausgenommen – »so schön wie kein anderes« (13.1, 123). 1918 rückte er sogar näher an die vaterländische Begeisterung heran, als er sie in der Zeit selbst gutgeheißen hatte und er bedauerte, dass sie nur gerade sechs Wochen gedauert habe.[13] Und im Disput mit Romain Rolland bezeichnete er sich selbst als ein ungerecht ›Herausgepflückter‹, da sein Text vom November 1914 ja nur einer »unter fünfhundert ähnlichen Äußerungen« (13.1, 184) gewesen sei. Seine retardierte Stellungnahme rechtfertigte er damit, dass das Geschrei der französischen und britischen Gegenseite nicht unbeantwortet bleiben konnte.

Manns gemeinplätzige Stellungnahmen kreisen um drei Themenschwerpunkte: 1. Die Stellung Deutschlands in der Welt, 2. Das deutsch-französische Verhältnis und 3. Die innerdeutschen Verhältnisse.

[13] Vgl. 13.1, 225. In den *Betrachtungen* von 1918 führte er weiter aus, er habe niemanden beneidet, der sich damals »unberührt zu halten vermochte von einer Erschütterung, die überall hinreichte, deren Wellen den abseits und einzeln auf dem Lande, den weit über See Lebenden im Nu erreichten und ergriffen, in jeder Brust das Stillste, Älteste, Einfachste und Stärkste weckten.« (13.1, 173).

I. Deutschlands Stellung in der Welt

Das 1871 gegründete Deutsche Reich (ein zeitliches Mittelding zwischen dem Ersten und dem Dritten Reich[14]) entfaltete in den Jahrzehnten vor 1914 insbesondere im wirtschaftlichen Bereich eine eindrückliche Stärke und strebte auch im Militärischen und in den politischen Außenbeziehungen eine Position an, die ihm so genannte *Weltgeltung* verschaffte. Was war mit diesem zeitgenössischen Begriff gemeint? Mit ›Welt‹ war weniger die globale Dimension als große Bedeutung an sich und Erhabenheit gemeint. Der Wortgebrauch variierte von ›Weltmachtposition‹ (Max Weber 1895) über ›Weltreich‹, ›Weltpolitik‹, ›Weltvölker‹ bis – schon vor 1914 – zu ›Weltkrieg‹.[15] Eine präzise inhaltliche Definition war aber kaum erhältlich. Die stetig wichtiger werdende Parole hatte keinen klaren Inhalt, kein Konzept, was ihre Inanspruchnahme beliebig machte. So nutzte etwa der Publizist Paul Rohrbach sie 1903 für seine anheizende Feststellung, das jetzige Deutschland sei das Gegenteil von saturiert und müsse nach Bismarcks Europapolitik heute »Erdkreispolitik« und »Weltpoli-

[14] Der Begriff des ›Dritten Reichs‹ findet sich schon in dem Brief an das *Svenska Dagbladet* vom April 1915, und zwar als Synthese von Macht und Geist. Vgl. 15.1, 129 sowie Anm. 39.

[15] Als weiteren zeitgenössischen Beleg vgl. Ernst Christian Einar Ludwig Detlev zu Reventlow: Weltfrieden oder Weltkrieg! Wohin geht Deutschlands Weg? Pol.-mil. Betrachtungen vor der Haager Friedenskonferenz, Berlin: Curtius 1907; sowie Michael Fröhlich: Imperialismus. Deutsche Kolonial- und Weltpolitik 1880–1914, München: dtv 1994. – Fröhlich zitiert Graf von Waldersee, Oberkommandierender der Interventionstruppe im Boxeraufstand und von anderen als ›Weltmarschall‹ ironisiert, der 1900 in sein Tagebuch schrieb: »Wir sollen Weltpolitik betreiben. Wenn ich nur wüßte, was das sein soll; zunächst doch nur ein Schlagwort.« (S. 76) – Hier sei auch auf das folgende aufsehenerregende Buch von Fritz Fischer hingewiesen: Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914–1918, Düsseldorf: Droste 1961. Wie Fischer feststellte, sollten im Westen (vom Osten gar nicht zu reden) die Grenzen jenseits der Vogesen errichtet, Belgien zum Satelliten degradiert, das französische Erzbecken von Longwy-Brie in das Deutsche Reich aufgenommen werden; Antwerpen sollte Haupthafen für den süddeutschen Export und die Kanalküste zum Sicherungsgürtel des europäischen Herrschaftsbereichs werden. – Vgl. auch Heinz Gollwitzer: Geschichte des weltpolitischen Denkens, 2 Bde., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1972/82. Im ersten Band von 1972 sagt Gollwitzer, inzwischen sei das Weltbewusstsein das eigentlich politische Bewusstsein unserer Zeit geworden (S. 12). Im zweiten Band findet sich ein Kapitel über »Weltfeinde und Weltängste« zur Zeit des Imperialismus (S. 71 ff.). – Vgl. auch Jürgen Osterhammel: Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München: C.H. Beck 2009. Osterhammel geht dem Wortgebrauch nicht nach, bemerkt aber z.B., dass um 1910 ein Diskurs darüber festzustellen sei, was »Weltsprachen« seien (S. 1108). In diesem ›Welt‹-Denken prognostizierte der liberale Imperialist Friedrich Naumann schon 1900, wenn etwas in der ›Welt‹-Geschichte sicher sei, dann der »zukünftige Weltkrieg« (zitiert nach Gollwitzer, Bd. 2, S. 236). Populär wurde das Wort vom Weltkrieg erst im Laufe des Kriegs, zuvor war häufig vom ›europäischen‹ und vom ›großen Krieg‹ die Rede. Gemäß Naumann würde dieser Krieg aber nicht primär gegen Frankreich geführt werden, es werde ein Krieg derer sein, »die sich vor England retten wollen« (ebd.).

tik«[16] betreiben. Und der bekannte Militärpublizist Friedrich von Bernhardi erklärte 1912, man stehe vor der großen Entscheidung, »ob wir uns auch zu einer *Weltmacht* entwickeln, als solche behaupten und deutschem Geist und deutscher Lebensauffassung die ihnen gebührende Beachtung auf der weiten Erde verschaffen, die ihnen heute noch versagt sind.«[17]

Das von der Politik produzierte Schlagwort wurde von vielen sogenannten Kulturschaffenden unkritisch übernommen. In Thomas Manns *Betrachtungen* lesen wir, Deutschlands Wille zur Macht und Erdengröße sei vor allem Schicksal und eine »Weltnotwendigkeit« (13.1, 34). Es gehe darum, »unter den Weltvölkern«, im neuen »Weltsystem« »Weltaufgaben« wahrzunehmen und so die Stellung einzunehmen, die Friedrich der Große im alten europäischen System eingenommen hatte. In der Schrift von 1918 findet sich die kleine Präzisierung, die eigentlich keine ist, wonach das deutsche Volk »große Herrschaftsrechte, gültigen Anspruch auf die Teilhaberschaft an der Verwaltung der Erde, kurz, auf politische Macht besitze und die Anerkennung dieser natürlichen Rechte erkämpfen dürfe, ja müsse.« (13.1, 224) Es fragt sich, ob dem abgehobenen Schriftsteller bewusst war, wie sehr er sich hier an einer ziemlich vulgären Weltvorstellung beteiligte.[18] Thomas Mann blieb noch in diesem Vokabular, als er im Rückblick auf die Entstehungszeit der *Betrachtungen* in deren Vorrede erklärte, vom »Donnern einer Weltwende« (13.1, 17) begleitet worden zu sein, oder kurz vor der deutschen Kapitulation in seinem Tagebuch von Deutschlands »Weltniederlage« sprach (Tb, 5. 10. 1918).

Zusätzlich aufgeladen wurde die Vorstellung vom globalen Wettbewerb durch die von Darwins Evolutionstheorie entliehene Vorstellung vom Überlebenskampf *of the fittest*.[19] Das, wie das zitierte Schlagwort zeigt, keines-

[16] Paul Rohrbach: Deutschland unter den Weltvölkern. Materialien zur auswärtigen Politik, Berlin: Buchverlag der Hilfe 1903, S. 3.

[17] Friedrich von Bernhardi: Deutschland und der nächste Krieg, 1. Aufl., Stuttgart/Berlin: J. G. Cotta 1912, S. 112. In der Umgebung dieser Äußerung kann man im Weiteren lesen: Bei eingehender Prüfung der »Weltlage« sei der expansionistische Kampf unvermeidlich (S. 111). Und: »Auf die eine oder die andere Weise muß mit Frankreich abgerechnet werden, wenn wir Armfreiheit für unsere Weltpolitik gewinnen wollen.« (S. 114) Gleichsam als Pendant der Gegenseite hat der französische Generalstabsoberst unter dem Titel *Vaincre* drei Bände veröffentlicht: Jean Baptiste Montaigne: Vaincre, Bd. 1: Préparation à l'étude de la guerre, Bd. 2: La guerre, Bd. 3: L'étude de la guerre, Paris: Berger-Levrault 1913. Es genügt freilich nicht, solche Schriften zu identifizieren, man müsste auch deren Stellenwert eruieren.

[18] Wegbereitend oder zumindest sehr früh war Charles Pearsons Buch *National Life and Character* (London: Macmillan 1893) mit seiner Klage über den Charakterzerfall, die einiges der Thomas Mann'schen Klage vorwegnahm.

[19] Vgl. Thomas Lindemann: Les doctrines darwiniennes et la guerre de 1914, Paris: Economica 2001. Gemäß Jean-Jacques Becker, der das Vorwort verfasst hat, könnte die stark verbreitete »völkische« Mentalität die Ursache des Kriegs gewesen sein; man müsse nicht mehr wie bisher die Chefs der Völker, sondern die Völker der Chefs untersuchen. (Lindemann, S. 6.)

wegs auf Deutschland beschränkte imperiale Wettlaufdenken bewegte sich in Kategorien von Rangordnungen und orientierte sich zugleich an Aufstiegs- und Niedergangsbildern. Dazu gibt es eine längere Tradition. Hier sei, um nicht noch weiter zurückzugehen, nur auf Edward Gibbons *The History of the Decline and Fall of the Roman Empire*[20] (sechs Bände 1776–1789) verwiesen, in dem die Ansicht vertreten wurde, (West-)Rom sei nicht durch äußere Einwirkungen, sondern primär wegen innerer Schwäche untergegangen. Eine Variante ist das von Oswald Spengler in den Vorkriegsjahren erarbeitete und wie die *Betrachtungen* 1918 erschienene Werk *Der Untergang des Abendlandes*[21], eine Kombination von kulturalistischen und biologistischen Blüte- und Verfallsvorstellungen.

Das Wettbewerbsdenken erging sich einerseits in der deklarierten Ambition, an der Spitze zu stehen, andererseits aber auch in der scheinbar bescheideneren Variante, bloß nicht unterzugehen, existent zu bleiben und wie andere, einfach einen »Platz an der Sonne« zu erhalten, wie der deutsche Staatssekretär Bernhard von Bülow in einer Kolonialdebatte 1897 das Wort prägte und damit meinte, dass »unser Volk nach seiner Tüchtigkeit, seiner Kultur (im besten Sinne des Wortes) und seiner Vergangenheit«[22] diesen Platz beanspruchen könne. Es ist beinahe undenkbar, dass der Lübecker Schriftsteller dieses Wort nicht mitbekommen hat.[23] Es bleibt jedenfalls nicht ohne Auswirkung auch auf Thomas Manns Denken beziehungsweise auf dessen Vokabular. Mann mag seine *Betrachtungen* insgesamt höher angesiedelt haben, inhaltlich blieben manche Passagen auf dem Niveau bzw. in der Nähe von Dutzendpublizisten. Ein solcher (Georg Fuchs) hat schon 1904 – als anonymer Verfasser – in der Schrift *Papiere eines Unverantwortlichen* den Krieg als Kaufpreis für Kultur

[20] Edward Gibbons: The History of the Decline and Fall of the Roman Empire, 6 Bde., London: Strahan and T. Cadell 1776–1789.

[21] Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte, Wien: Braumüller 1918.

[22] Zit. nach Gregor Schöllgen: Der Wille zur Weltmacht. Die deutsche »Weltpolitik« und der Ausbruch des Ersten Weltkriegs, in: Stationen der deutschen Außenpolitik. Von Friedrich dem Großen bis zur Gegenwart, hrsg. von dems., München: C.H. Beck 1992, S. 54. – Eine Gegenposition zum »Platz an der Sonne« hatte der Publizist Albrecht Wirth schon Jahre zuvor eingenommen mit: »Noch aber leben wir, des Leuchtens der Sonne froh.« (Albrecht Wirth: Die gelbe und die slawische Gefahr, Berlin: Gose 1905, S. 3.)

[23] Tatsächlich nicht mitbekommen konnte Thomas Mann die Geheimrede des Großadmirals Alfred von Tirpitz vom Oktober 1913, in der dieser die Frage erörterte, ob sich Deutschland »auf die Stellung als europäische Kontinentalmacht 2. Ordnung« beschränken solle. Dem Admiral schien es »einer großen Nation würdiger, um das höchste Ziel zu kämpfen und vielleicht ehrenvoll unterzugehen als ruhmlos auf die Zukunft zu verzichten.« (Aufzeichnung von Korvettenkapitän Schultz vom 9. 10. 1913, BA-MA Nachlass Tirpitz N 253/423, zit. nach Michael Epkenhans: Europa am Abgrund? Großmächte zwischen Krisendiplomatie und Aufrüstung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, Jg. 63, H. 12, Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung 2013, S. 9–14, 13.)

bezeichnet und die Nationen gepriesen, »welche die Kultur der Zukunft in sich tragen« und sich mit Hochrüstung auf die »welterschütternden Kämpfe« vorbereiten.[24]

Auch Thomas Mann sah sein Land in einem legitimen Kampf um seine Existenz. In einem so verstandenen Kampf lasse sich nach der Formel »Not kennt kein Gebot«[25] auch an sich zweifelhaftes Vorgehen rechtfertigen. Thomas Mann rechtfertigte den von Friedrich dem Großen mit dem Einmarsch in Sachsen 1756 begangenen Friedens- und Völkerrechtsbruch.[26] In unverkennbarer Parallelisierung mit den aktuellen Verhältnissen (der Untertitel zu *Friedrich und die große Koalition* lautete: *Ein Abriß für den Tag und die Stunde*) erklärte er, der eingekreiste Angreifer Friedrich habe aus »bitterster Notwehr« (15.1, 101) gehandelt: »Ein Angriff kann ja aus Not geschehen und ist dann also kein Angriff mehr, sondern eine Verteidigung.« (15.1, 81) Der Gegenwartsbezug ist explizit: Deutschland würde mutmaßlich heute überhaupt nicht bestehen, »wenn Friedrich nicht in Sachsen eingerückt wäre«; wie es »heute vielleicht nicht mehr in der Lage wäre, sich seiner unsterblichen Seele zu erfreuen, wenn es August 1914 nicht ähnlich gehandelt hätte.« (13.1, 196) Und »die junge, die aufsteigende Macht ist psychologisch genommen immer im Angriff, und die anderen, die bestehenden Mächte sind es, die sich gegen sie zu verteidigen haben.«[27] Wie 1914 von Belgien gesagt wurde, heißt es in den *Betrachtungen* vom früheren Sachsen, seine Neutralität habe ja »bloß auf dem Papiere« bestanden.[28] Friedrich der Große habe kein Wahl gehabt, er habe als König unrecht tun müssen, »damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle« (15.1, 122), die weitere Entwicklung (es ist allerdings von »Fatum« [15.1, 110] die Rede) habe ihm, der Recht gebrochen habe, Recht gegeben – »man mußte Preußen, mußte Deutschland den Weg freigeben, – welcher sich auch hinfort als ein Weg erwies, so steil und schicksalsvoll, an mächtig erzieherischen Wendungen so reich, wie

[24] Georg Fuchs (als Anonymus): Der Kaiser, die Kultur und die Kunst. Betrachtungen über die Zukunft des deutschen Volkes aus den Papieren eines Unverantwortlichen, München / Leipzig: Georg Müller 1904. Vgl. Wolfgang Rothe: Schriftsteller und totalitäre Welt, Bern / München: Francke 1966, S. 20.

[25] Michael Koller: Not kennt kein Gebot: Entstehung – Verbreitung – Bedeutung eines Rechtssprichwortes, Wien u. a.: Lit 2009.

[26] Vgl. *Friedrich und die große Koalition* (15.1, 55–122). Erste Vorarbeiten dazu setzten bereits 1905 ein, mit der eigentlichen Niederschrift begann er im Sept./Dez. 1914. Bis Kriegsende erreichte die Schrift eine Auflage von 38.000.

[27] 15. 1, 115. Preußen wurde von Großbritannien unterstützt und hatte Österreich, Frankreich und Russland als Gegner.

[28] 15.1, 101. Das deckt sich mit der berühmten von Kanzler Theobald von Bethmann Hollweg am Abend des 4. August 1914 gewählten Formulierung, es sei unverständlich, dass Großbritannien für einen »Fetzen Papier« (die belgische Neutralitätserklärung) in den Krieg eintrete. (Theobald von Bethmann Hollweg: Betrachtungen zum Weltkriege, 2 Bde., Bd. 1: Vor dem Kriege, Berlin: Reimar Hobbing 1919, S. 180.)

keiner, den ein Volk je gegangen.« (15.1, 119) Thomas Mann relativierte das Recht, indem er es als wandelbar bezeichnete, er setzte darauf, »daß Recht altern und sterben und daß aus Not und Begeisterung neues Recht geboren werden kann« (22, 59).

Thomas Mann hielt auch einen Protest gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims explizit für unangebracht.[29] Zur Inbrandschießung der Bibliothek Löwen äußerte er sich nicht;[30]ebenso wenig zu den Massenerschießungen von belgischen Zivilisten wegen angeblicher *Franctireur*-Angriffe.[31] Zuvor war im Oktober 1914 der bekannte Aufruf *An die Kulturwelt* von 93 prominenten »Vertretern deutscher Wissenschaft und Kunst« ergangen, in dem diese gegen das protestierten, was sie als Verleumdung Deutschlands verstanden. Da wurde u. a. mit der für unseren Zusammenhang bedeutsamen Feststellung gesagt: »Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unseren sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt.«[32] Thomas Mann war an dieser Aktion nicht beteiligt,

[29] Die Empörung im säkularen Frankreich über die Beschießung der Kathedrale stufte Mann als heuchlerisch ein (vgl. 15.1, 41). Vgl. dazu den von 120 Künstlern, Wissenschaftlern und Intellektuellen unterzeichneten »Genfer Protest«, an dem sich auch Ferdinand Hodler mit entsprechenden Konsequenzen beteiligt hatte. Der Beschießung von Reims hat sich Jürgen von Ungern-Sternberg in seinem Vortrag »Retour en arrière. Reims à l'automne 1914 et les conséquences« gewidmet, den er am 15. 3. 2014 im Rahmen des Internationalen Kolloquiums »Les ›fabriques de la norme‹ sous la République romaine et le Haut-Empire« in Reims gehalten hat. Der Vortrag wird in dem Tagungsband veröffentlicht. Zur historischen Bedeutung der Kathedrale vgl. Jacques Le Goff: Reims, ville du Sacre, in: Les lieux de mémoire. La Nation, Bd. 1, hrsg. von Pierre Nora, Paris: Gallimard 1986, S. 89–184.

[30] Die Bibliothek wurde in der Nacht vom 25./26. August 1914 ein Raub der Flammen, als deutsche Truppen die Stadt als Repressalie wegen des angeblichen Auftretens von Franctireurs niederbrannten. Etwa ein Dutzend Handschriften, 800 Inkunabeln und 300.000 Bücher fielen den Flammen zum Opfer. Dieses Ereignis spielte in der Folge eine große Rolle in der Kriegspropaganda. Deutschland wurde bezichtigt, nicht einmal unwiederbringliches Kulturgut unversehrt zu lassen: »Ici finit la culture allemande« (zitiert nach: *Der Spiegel*, 21. 3. 1988, Jg. 42, H.12, S. 260). Vgl. auch Wolfgang Schivelbusch: Die Bibliothek von Löwen. Eine Episode aus der Zeit der Weltkriege, München / Wien: Hanser 1988.

[31] John N. Horne / Alan Kramer: Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit. Aus dem Engl. von Udo Rennert, Hamburg: Hamburger Edition 2004. Zuvor: Lothar Wieland: Belgien 1914. Die Frage des belgischen »Franktireurkrieges« und die deutsche öffentliche Meinung von 1914 bis 1936, Frankfurt/Main: Lang 1984 (= *Studien zum Kontinuitätsproblem der deutschen Geschichte* 2). Neueste Kommentierung bei Benjamin Ziemann: Gewalt im Ersten Weltkrieg. Töten, Überleben, Verweigern, Essen: Klartext 2013, S. 12 und S. 56.

[32] Zitiert nach: Jürgen von Ungern-Sternberg / Wolfgang von Ungern-Sternberg: Der Aufruf »An die Kulturwelt!«, Stuttgart: Steiner 1996 (= Historische Mitteilungen, Beiheft 18); 2. erw. Aufl. mit einem Beitrag von Trude Maurer, Frankfurt/Main: Lang 2013 (= Menschen und Strukturen, Bd. 21). Heute noch nachklingende Namen an dem Aufruf Beteiligter sind beispielsweise der Schriftsteller Ludwig Fulda, der Historiker Karl Lamprecht, der Theologen-Politiker Friedrich Naumann und der Physiker Max Planck. – Sekundär: Ulf Gerrit Meyer-Rewerts / Hagen

aber er teilte diese Meinung. Aus dem Herbst 1914 ist ein Brief erhalten, in dem Mann erläutert, warum er sich nicht an einem Protest gegen den Protest der Entente-Seite beteiligte. Den Vorwurf der Barbarei hielt er für derart »absurd«, dass er nicht dagegen protestieren mochte. Frankreich habe den Verstand verloren: »… das Hirn dieses Volkes erträgt den Krieg nicht mehr.«[33] Zudem war ein Mitwirken bei einem Massenprotest wohl Thomas Manns Sache nicht.

Stark verbreitet und von Thomas Mann mitgetragen war die Endzeitvorstellung, wonach mit dem Kampf der Vorrang Deutschlands ein für alle Mal etabliert würde. Vom laufenden Krieg sagte der Schriftsteller im Herbst 1914, dass man diesen Kampf »zu Ende« (15.1, 33) führen müsse, selbst wenn er, wie im Falle des friderizianischen Kampfes, sieben Jahre dauern sollte. Daran schloss ein Vorsehungsglaube an, den man auch aus späteren Phasen der deutschen Geschichte kennt. Deutschlands Sieg sei unbezweifelbar, weil die Geschichte nicht dazu da sei, »Unwissenheit und Irrtum mit dem Siege zu krönen.«[34] In einem privaten Schreiben vom Sommer 1915 gab Mann seiner Überzeugung Ausdruck, »daß alles historische Recht, alle wirkliche Modernität, Zukunft, Siegbestimmtheit bei Deutschland ist«; die Westmächte dagegen seien »alt« und »sinkende[] Welten« (22, 87 f.). Womit wir wieder bei Gibbons, Darwin und Spengler sind. Auch 1916 glaubte Thomas Mann noch an den Endsieg.[35] 1918 schrieb er über 1914 verständnisvoll, das deutsche Volk habe »*das* Weltvolk« (13.1, 368) werden wollen und dies »vermittelst gewaltsamen Durchbruchs« (ebd., 369), um dann erneut ganz im Stil der Aufstiegs- und Niedergangsbilder

Stockmann: Das »Manifest der 93«. Ausdruck oder Negation der Zivilgesellschaft?, in: Manifeste. Geschichte und Gegenwart des politischen Appells, hrsg. von Johanna Klatt und Robert Lorenz, Bielefeld: transcript 2011, S. 113–134.

[33] 15.1, 51: *Gegen den »Aufruf zur Würde«*, Brief vom 24. 10. 14 an unbekannten Adressaten. Der »Aufruf zur Würde« erschien im Dezember 1914 in der *Kritischen Rundschau* und wurde von 93 Schriftstellern (u. a. Max Brod, Ricarda Huch, Franz Werfel) unterschrieben. Dieser Aufruf bezog sich mit den folgenden Formulierungen auf den Protest der Gegenseite: »Insonderheit wurde das Strafgericht gegen Löwen und die Beschießung des Doms zu Reims, die sich als bittere Notwendigkeiten des Krieges ergeben haben, von fremden Schriftstellern, Gelehrten und Künstlern zum Anlaß genommen, die Deutschen und ihr Heer als eine Horde von Barbaren und Hunnen zu beschimpfen.« (15.2, 24) Ich danke Angelina Immoos für den Hinweis.

[34] 15.1, 45. In einer weiteren Stellungnahme unter dem gleichen Titel vom Juli 1915 betonte Mann, dass der Sieg unausbleiblich sei, weil der »Geist der Geschichte« und das Recht auf seiner Seite seien und weil »bitterste Notwendigkeit« bestehe (ebd., 138).

[35] So schrieb er in dem im Frühjahr 1916 entstandenen Kapitel »Der Zivilisationsliterat« (vgl. 13.2, 47 f.), man werde »froh sein müssen, wenn Deutschland nicht allzu auffällig siegt […]« (13.1, 68). Thomas Mann konnte aber stets sagen, dass er damit nicht den militärischen, sondern den kulturellen Sieg meinte. Als ob der Kriegsausgang zugunsten Deutschlands schon feststünde, bemerkte er, dass er vom Anfang des Kriegs »buchstäblich nicht weiter hätte leben mögen, wenn Deutschland vom Westen geschlagen, gedemütigt, im Glauben an sich selbst gebrochen worden wäre […]« (13.1, 73).

verständnisvoll beizufügen: »Hatten nicht Spanien, Frankreich, England ihre Welt- und Ehrenstunde gehabt?« (13.1, 368 f.)

II. Das deutsch-französische Verhältnis

Michael Jeismann ist zu dem Schluss gekommen, es habe im Großen Krieg zwar einen Feind (bzw. Feinde) gegeben, aber keinen entwickelten Feindbegriff, und Frankreich sei in der Rangordnung der Feinde erst an dritter Stelle gekommen, hinter Russland und England. Von Erbfeindschaft sei kaum die Rede gewesen.[36] Umso bemerkenswerter ist, dass Thomas Mann derart gegen Frankreich polemisierte. Das war auch darum leicht möglich, weil er weniger das reale Frankreich meinte, sondern eine gewisse Idee des Französischen, die teilweise auch im Deutschen steckte.

Frankreich wird als schwächliches und darum weibliches, als weibliches und darum schwächliches Wesen bezeichnet. Es kämpfe wie die »Suffragetten« (15.1, 42) einerseits rücksichtslos, andererseits weinerlich, nehme »Damenrechte« (ebd.) für sich in Anspruch – wörtlich: »Zart und liebreizend wie es ist, darf das unbedingt entzückendste der Völker alles wagen. Rührt man es aber an, so gibt es Tränen aus schönen Augen, und ganz Europa erbebt in zornigem Rittergefühl.«[37] Die fehlende Männlichkeit könne man darin ersehen, dass es das virile Deutschland nicht aus eigener Kraft zu schlagen versucht, sondern Russland zu Hilfe nimmt. (Vgl. 15.1, 41) Die frauenabqualifizierenden Bemerkungen sind in der Forschung schon mit Manns homophilen Neigungen in Verbindung gebracht worden,[38] die Gegenüberstellung von weiblichem Frankreich und männlichem Deutschland war indessen weit verbreitet. Gleichwohl macht es die Sache für Thomas Mann aber nicht besser, wenn man feststellt, dass er sich dieser gängigen Bilder bediente.[39] Mann bezichtigte Frankreich der Dünkelhaftigkeit, der Überholtheit und Dekadenz, es dresche noch immer das

[36] Michael Jeismann: Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792–1918, Stuttgart: Klett-Cotta 1992, S. 334–336.

[37] 15.1, 42. Später ist auch von »französischer Damennaivität« (ebd., 44) die Rede.

[38] Vgl. auch den Hinweis von Hermann Kurzke auf Heinrich Detering im Kommentarband der GKFA (15.2, 10).

[39] Ebenfalls gängig ist Thomas Manns Empörung über den Einsatz von Kolonialsoldaten gegen deutsche Soldaten. Vgl. etwa die rassistische Bemerkung zum Bild eines senegalischen Soldaten, der deutsche Gefangene bewacht und angeblich meint, man müsse diese »Barbaren« alle »hinmachen«: Er sei »ein Tier mit Lippen so dick wie Kissen […]« (15.1, 123; Brief an das *Svenska Dagbladet* vom April/Mai 1915); und zuvor in den *Gedanken im Kriege*, wonach sich die Gegenseite das beleidigende Recht herausnehme, »Kirgisen, Japaner, Gurkhas und Hottentotten« auf Deutschland »loszulassen« (15.1, 45).

»Stroh von 1789« (15.1, 37) und sei in den Händen der Geheimgesellschaften der Illuminaten und Freimaurer. (Vgl. 13.1, 32)

Thomas Mann übertrug das Bild vom weltweiten Überlebensgerangel auf das deutsch-französische Verhältnis. Dabei ging es ihm allerdings nicht um die Frage der militärischen und materiellen Überlegenheit, sondern um erfolgreiche Abwehr von Zersetzung durch das, was er ›französische Mentalität‹ bezeichnete. Sein Schreiben bediente bestehende Feindseligkeit und verschärfte den Gegensatz, ja er verabsolutierte ihn, indem er die Welt- und fundamentale Existenzproblematik ganz in dieses bilaterale Verhältnis hineinprojizierte. Er begrüßte – wie andere – den Krieg als willkommene Prüfung, welche die besten Kräfte Deutschlands freisetze und so Deutschland gleichsam wieder zu sich selbst führe. (Vgl. 15.1, 32 ff.) Das war aber ein allgemeiner Gedanke, den man andernorts, etwa in Frankreich, ebenfalls finden konnte.

Auch auf französischer Seite sah man sich im Gegenüber zu Deutschland bis zu einem gewissen Grad in einem Überlebenskampf. In Frankreich dominierte der sehr berechtigte Eindruck, dass man schwach war und mit der Zeit noch schwächer werde, zumal man in den Geburtenraten und anderen Produktionsziffern speziell gegenüber Deutschland zurückfiel.[40] Im Grunde war bereits der französisch-preußische Krieg von 1870/71 von französischer Seite vom Zaun gebrochen worden, um Frankreichs schwächer gewordene Kontinentalhegemonie gegen Preußens Aufstieg und die sich abzeichnende Reichsgründung zu erhalten. Während Frankreich 1914 aus einem Bewusstsein der Schwäche den Krieg akzeptierte, bejahte Deutschland den Krieg aus dem Willen, seine Stärke endlich und definitiv anerkannt zu erhalten – und durch diese Anerkennung noch stärker zu werden. Auf deutscher Seite war der Wille zum Krieg wohl stärker und er führte aus militärischen Überlegungen, die einen Zweifrontenkrieg vermeiden wollten, zur Bejahung des Präventivkriegs gegen Westen, um nach schneller erfolgreicher Erledigung für den längeren Krieg gegen Osten bereit zu sein.

III. Die innerdeutschen Verhältnisse

Aufgrund der bisherigen Ausführungen könnte man den Eindruck gewinnen, dass Thomas Manns Stellungnahmen vor allem gegen Frankreich gerichtet gewesen seien. Mann führte jedoch seinen Kampf primär gegen eine innerdeutsche Entwicklung. Was ihm an innerdeutschen Haltungen nicht passte, erklärte er zu französischen Positionen und machte den inneren Gegner so-

[40] Georg Kreis: Frankreichs republikanische Großmachtpolitik. 1870–1914. Innenansicht einer Außenpolitik, Mainz: Zabern 2007, S. 560 ff.

zusagen zu einem Trojanischen Pferd oder – anachronistisch ausgedrückt – zu einer geistigen ›Fünften Kolonne‹.[41] Und was teilweise als Aufforderung zur Selbstreinigung gemeint war, kam weitgehend als Abwehrparole gegen vermeintlich von außen drohende Zersetzung daher. Das Unerwünschte wurde als ausländisch und fremd diffamiert – auch und gerade von Thomas Mann. Er projizierte das im Inneren Bekämpfte in das Ausland, das heißt in die französische Nachbarschaft. Was zu einem wesentlichen Teil Kritik an der eigenen Gesellschaft und den eigenen sogenannten »Zivilisationsliteraten« war, wurde zur Kritik an einem externen Gegenlager.

Thomas Mann hatte in der ersten Zeit des Kriegs (1914/15) seine Meinung gebildet und dabei auch auf frühere Überlegungen zurückgegriffen.[42] Der Schriftsteller betrieb, was der Historiker Wolfram Pyta in einem Nebensatz und gemünzt auf die Intellektuellen auch anderer Länder als »kulturelle Aneignung« des Kriegs bezeichnete. Dabei ging es um eine Positionierung, die sich von der Konkurrenz der trivialen Kriegsliteraten absetzte und den Status der Intellektuellen als die traditionellen Hüter der Gelehrsamkeit verteidigen wollte. Das traditionelle Selbstverständnis der bildungsbürgerlich geprägten Intellektuellen als »Aristokratie des Geistes« sei durch die kulturellen Auswirkungen des Ersten Weltkriegs erschüttert worden und habe zu einer Privilegierung des Politischen geführt.[43]

Thomas Manns Meinung hat sich im weiteren Verlauf des Kriegs nicht groß verändert. Es mag erstaunen, dass er seine umfangreiche Kriegsschrift erst veröffentlichte, als der Krieg nach vier leidvollen Jahren beinahe zu Ende war. Das erklärt sich nicht nur aus dem Umstand, dass die durch den Kriegsausbruch intensivierte Beschäftigung mit dieser Abhandlung großen Aufwand erforderte und entsprechend viel Zeit ins Land ging.[44] Die enorm breit angelegten und zum Teil auch langfädigen *Betrachtungen eines Unpolitischen* hatten

[41] 13.1, 41 f.; vgl. auch 13.1, 42 ff.: »Es hat Bewunderer, Freunde, Verbündete innerhalb der Mauern, Verräter aus Edelmut, die ihm die Tore öffnen. […] Ich sagte, Deutschland habe Feinde in seinen eigenen Mauern, d. h. Verbündete und Förderer der Weltdemokratie.«

[42] In einem Brief an Paul Amann erklärte er im September 1915, es sei Sinn der Stunde geworden, »was längst von mir gefühlt, gedacht, und wenigstens mündlich auch ausgesprochen worden war« (22, 95).

[43] Wolfram Pyta: Der Erste Weltkrieg und seine Folgen in Deutschland und Frankreich. Kulturelle Deutungen und politische Ordnungsvorstellungen 1914–1933, in: Burgfrieden und Union sacrée. Literarische Deutungen und politische Ordnungsvorstellungen in Deutschland und Frankreich 1914–1933, hrsg. von dems. und Carsten Kretschmann, München: Oldenbourg 2011 (= Beiheft Nr. 54 der Historischen Zeitschrift), S. 1–31, 5 u. 26. Mit Berufung auf Karl Mannheim: Ideologie und Utopie, Bonn: Friedrich Cohen 1929.

[44] Vorstudien entstanden schon vor 1914. Vgl. Eckart Koester: »Kultur« versus »Zivilisation«. Thomas Manns Kriegspublizistik als weltanschaulich-ästhetische Standortsuche, in: Kultur und Krieg. Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, hrsg. von Wolfgang J. Mommsen, München: Oldenbourg 1996, S. 249–258, 253.

drei Funktionen: 1. die Funktion der Rechtfertigung seiner frühen, 1914/15 veröffentlichten Stellungnahmen, 2. die Funktion der Selbstvergewisserung und der Auseinandersetzung mit dem als »Zivilisationsliteraten« in den Boden gestampften Bruder Heinrich und 3. die Funktion des oppositionellen (widerläufigen) Einspruchs gegen die 1917/18 sich verstärkende innerdeutsche Entwicklung. Der letzte Punkt ist bisher wenig beachtet geblieben, neuerdings aber – nicht erstaunlich – von der historischen Seite eingebracht worden: Wie der Historiker Steffen Bruendel aufgezeigt hat, etablierte sich in einer Weiterführung des »Geistes von 1914« zur »Idee von 1914« das Modell der lagerübergreifenden Volksgemeinschaft als kriegswirtschaftlich wie politisch operable Ordnung, die auf breite Integration bedacht war.[45] Auf dieser Linie lag, dass Kaiser Wilhelm II. im Frühjahr 1917 (in seiner ›Osterbotschaft‹) eine Wahlrechtsreform nach Kriegsende in Aussicht stellte: Das Dreiklassenwahlrecht sollte durch die Einführung direkter und geheimer Wahlen ersetzt werden. Die Deutsche Revolution von 1914 sollte als konstruktiver Zusammenschluss aller staatlichen Kräfte der Französischen Revolution von 1789 entgegengehalten werden, die als destruktive Befürworterin eines überbordenden Individualismus und Materialismus verstanden wurde.[46]

Dieses wenig verbindliche Versprechen musste dem damals monarchistisch und elitär eingestellten Lübecker Schriftsteller-Patrizier als Irrweg vorkommen, als unvermeidlicher Irrweg allerdings, denn Mann war sich bewusst, dass der gegenwärtige Krieg (der ein »Volkskrieg« war) »unweigerlich« und »unbedingt« (13.1, 370) die Demokratie als »Verfallsform des Staates« (ebd., 336) bringen werde.[47] Mit der Demokratisierung und Politisierung würde der deutsche Geist nivelliert und das deutsche »Weltvolk[ ]« würde auf das »Weltniveau der Zivilisation« (ebd., 298) gesenkt. Das innergesellschaftliche Spannungsfeld bestand einerseits aus der Position der dominanten Volksgemeinschaft-Ideologie, welche ein Gegenentwurf war sowohl zur intransigenten Klassengesellschaft des Kaiserreichs als auch zur Vision der klassenlosen Gesellschaft in einer Diktatur des Proletariats.[48] Thomas Mann, der noch immer dem konservativ-monarchistischen Aristokratenprivileg nachhing, dürfte im autoritären Ordnungsmodell wegen seiner leicht partizipatorischen Elemente wenig

[45] Steffen Bruendel: Solidaritätsformel oder politisches Ordnungsmodell? Vom Burgfrieden zur Volksgemeinschaft in Deutschland 1914–1918, in: Pyta/Kretschmann (2011), S. 33–50, 40.

[46] Vgl. ebd.

[47] Vgl. auch Thomas Manns Ausführungen zum Wahlrecht: 13.1, 276–308. Vgl. auch Joachim C. Fest: Betrachtungen über einen Unpolitischen. Thomas Mann und die Politik, in: Aufgehobene Vergangenheit. Portraits und Betrachtungen, hrsg. von dems., Stuttgart: DVA 1981, S. 38–69, 54.

[48] Bruendel (2011), S. 44.

Positives gesehen haben.[49] Seine ›Wendung zur Republik‹ trat erst 1922 ein, das egalitäre Demokratieverständnis war nicht seines und folgerichtig erwartete Thomas Mann in seinen *Betrachtungen* nichts Gutes von einem »demokratischen Völkerbund« (13.1, 227).

Mit seiner Berufung auf das »Unpolitische« beziehungsweise Künstlerische im Gegensatz zum Politischen und Demokratischen wollte er die durch die innergesellschaftliche Entwicklung in Frage gestellte Vorrangstellung der Elite verteidigen und dies mit dem Anspruch legitimieren, dass die Elite als partikuläre Kraft gesamtdeutsche Werte verteidige. Darum erschien es Thomas Mann, wenngleich er zögerte, noch im Oktober 1918 angezeigt, mit seiner inzwischen fertiggestellten ausführlichen Kriegsschrift an die Öffentlichkeit zu gelangen.

IV. Zum Schluss

Nach den Exkursen zum globalen Kontext, zum deutsch-französischen Verhältnis und zur innergesellschaftlichen Problematik sei noch ein kurzer Blick auf den Literaten Thomas Mann geworfen. Er wusste, dass er gleichsam auf verlorenem Posten stand, doch motivierte den Kapriziösen gerade die Aussichtslosigkeit zu einem sich aufbäumenden Bekenntnis für eine bereits verlorene Zeit, für eine *temps perdu* (Proust). Er bediente mit seinen *Betrachtungen* von 1918 nicht, wie man meinen könnte, nochmals den nationalistischen ›Mainstream‹ von 1914, sondern kultivierte damit die abseitige Lebens- und Berufsposition des Künstlers oder wenigstens eines bestimmten Künstlerverständnisses, wie es Thomas Mann unter Verwendung bestehender politischer Auffassungen seiner Zeit hatte.

Indem er sich als Abseitiger stilisierte, wollte er jedoch auch im literarischen Geschäft bleiben. Der Historiker Eckart Koester kommt in seiner erhellenden Untersuchung zu dem Schluss, dass es bei diesen Wortmeldungen nicht nur um Verteidigung nationaler, sondern auch um Verteidigung berufsständischer Interessen ging. Die diplomatische und militärische Vorgeschichte des Kriegs und die Kriegsziele der beteiligten Staaten, die Situation auf den Schlachtfeldern hätten die Literaten wenig interessiert. Ihnen seien die Überlegungen zu Kunst und Gesellschaft wichtiger gewesen. Die Schriftsteller hätten das ihnen vermehrt entgegengebrachte öffentliche Interesse genutzt, um »eigene Status- und Rollenansprüche zu formulieren«. Dabei hätten sie ihre Kulturanschau-

[49] Diskutiert werden muss, inwiefern Thomas Mann ebenfalls Korporatist war oder den Korporatismus ablehnte, weil er seiner Meinung nach nichtelitäre Kräfte zu sehr einbezog. Zum Demokratieverständnis Thomas Manns vgl. Frank Fechner: Thomas Mann und die Demokratie. Wandel und Kontinuität der demokratierelevanten Äußerungen des Schriftstellers, Berlin: Duncker u. Humblot 1990, S. 39–81.

ungen und Kunstideale mit »echtem Deutschtum« gleichgesetzt und sich zugleich gegenüber dem damals mächtig anschwellenden Schrifttum der patriotischen Trivialliteratur abgesetzt.[50] Die deutsche Tagespresse begnügte sich zumeist damit, Deutschland ein höheres Recht zur Verteidigung der Kultur zu attestieren als den Gegnerstaaten geringeren Ranges – Thomas Mann dagegen schrieb Deutschland die Kulturverteidigung als Exklusivaufgabe zu.[51] Er sah im deutsch-französischen Gegensatz, das heißt im deutschen Widerstand (»Protestantentum«) gegen den Weltherrschaftsanspruch der romanischen Zivilisation, die »geistigen Wurzeln« des Kriegs. (13.1, 52)

Zählte man die Häufigkeit der Personalpronomen in den Texten Thomas Manns, käme wohl wesentlich häufiger das ›Ich‹ als das ›Wir‹ zum Vorschein. Thomas Mann, der sich ansonsten fast von der ganzen Welt abheben wollte und sich vom »Wir Deutschen« (13.1, 38) – vor allem, wenn es demokratisch verstanden wurde – distanzierte, konnte nur wenige Zeilen später erklären, »wir« haben (wegen »unsere[r] gutmütige[n] unpolitische[n] Menschlichkeit«, 13.1, 40) in den Mitvölkern zu wenig die Feinde erblickt. Wenn Mann vom deutschen Volk sprach, meinte er nicht das gerade gegebene »zeitliche Volk«, sondern das »ewige[ ] Volk[ ]« (13.1, 171 f.) und ging davon aus, dass das »zeitliche« stets ein beschränktes, das »ewige« dagegen ein ideal vollkommenes sei. Es ist (für mich) erstaunlich, dass Thomas Mann in seiner Auseinandersetzung mit Romain Rolland für sich beanspruchen konnte, nie »in einem Augenblick bramarbasierender Unbesonnenheit« (13.1, 168) zum Wir-Plural gegriffen zu haben, wenn es um Deutschland ging.

Zuweilen tat es auch ein Possessivpronomen, wenn er sagte, er habe »seinem« kämpfenden Volk nicht den »pazifistisch-humanitären Knüttel« (13.1, 224) zwischen die Beine werfen wollen. Hier scheinen sich Ansätze zu theoretischer Selbstkritik zu finden, in der Praxis sah das jedoch anders aus. Thomas Mann stellte einerseits nüchtern fest, dass der gegenwärtige Krieg wieder lehre, »daß in stürmisch-aufgewühlten Zeiten jeder das Seine« (13.1, 135) finde, und es keine Weltanschauung gebe, die sich nicht durch den Krieg gerechtfertigt fände. Thomas Mann führte sich als Volkssprecher auf und führte – bedingt – doch auch das ›Wir‹ im Mund, sprach von »unsere[n] schönsten Träume[n]« (15.1, 33) und meinte damit, dass der Sieg hoffentlich ernsthafte Anstrengungen erfordern und nicht so leicht fallen würde, wie es auf dem schnellen Weg zur Marne zunächst aussah. Er sprach auch von »unsere[m] Niveau[ ]« (15.1, 37) im Vergleich zum Niveau Frankreichs, von »unsere[m] soziale[n] Kaisertum«

[50] Koester (1996), S. 251. – Vgl. auch die Jahre zuvor publizierte Dissertation des gleichen Verfassers: Literatur und Weltkriegsideologie. Positionen und Begründungszusammenhänge des publizistischen Engagements deutscher Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, Kronberg: Scriptor 1977.

[51] Koester (1996), S. 252. – Philipp Gut: Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur, Frankfurt/Main: S. Fischer 2008.

(ebd.) im Vergleich zum französischen Parlamentarismus, und schrieb Sätze wie »Wir sind ja nicht der kaltherzige Lümmel von einem Volk […]« (15.1, 139). Das Individuum Thomas Mann war im Krieg, es lebte auf seine Weise den Dienst an den Zeitumständen aus und nannte es unverhohlen »Gedankendienst mit der Waffe« (13.1, 11), zu dem er, der doch Selbstmobilisierter war, von der Zeit eingezogen worden sei.[52]

[52] Thomas Mann stilisierte sich am gleichen Ort etwas wehleidig als »Kriegsbeschädigter« (13.1, 11), was im Vergleich zu den wirklich Beschädigten ziemlich unverhältnismäßig ist. Als Schreibtischsoldat sagt er von den geistigen Waffen, sie würden an »fortgeschrittener Grausamkeit denen nichts nachgeben, die an den Fronten wüten. Da stehe ich im Erdgeriesel, Eisenhagel, gelben Stickqualm einer Giftgasbombe und weiß nicht, ob ich noch lebe.« (13.1, 213)

Helmut Koopmann

Laudatio auf Thomas Sprecher

Ehre zu bezeigen, den Rang zu salutieren, Honneurs zu erweisen, gehört zu den schönsten Genugtuungen des Herzens. Ohne Heuchelei, es gewährt viel reineres Vergnügen, als Ehre zu empfangen. Das macht einen heißen Kopf, überlastet das Selbstgefühl, und man denkt nur: ›Kinder, Kinder –!‹
Vielleicht empfindet auch der Mann so, dem heute die [Thomas Mann-Gesellschaft] huldigt. Er muß uns erlauben, egoistisch zu sein. Er erntet, was er gesät hat, und hätte uns weniger wohltun dürfen, wenn er beabsichtigte, heute den Spröden zu spielen.
Die Eitelkeit ›dabei zu sein‹ ist äußerlich schwer zu unterscheiden von dem echteren Glücke, es dahin gebracht zu haben, daß man loben und ehren darf […].
Ja, ich bin glücklich, heute ›dabei zu sein‹, zum Danke zugelassen zu werden […].

Ja, wer spricht denn da? Sie werden vermutlich längst gemerkt haben, dass es nicht der Laudator dieses Tages ist, sondern kein anderer als der, in dessen Namen heute die Medaille verliehen wird: Es ist Thomas Mann, der hier gratuliert, und ich habe in seinem leicht gekürzten Text nur ein einziges Wort verändert.[1] Der von ihm so mit einem opulenten Glückwunsch Bedachte war George Bernhard Shaw, Thomas Mann schrieb diese Zeilen 1926 für das *Berliner Tageblatt*. Ich wiederhole sie allerdings nicht ohne einige Befangenheit: Darf man eine rhetorisch so feinziselierte Laudatio auf einen Anderen zitathafterweise nutzen, ohne ein kritisches Lächeln zu provozieren, zumal manches nicht passt? Es gab damals natürlich noch keine Thomas Mann-Gesellschaft, und Thomas Sprecher wird auch nicht den Spröden spielen und wird akzeptieren, was ihm endlich zugedacht ist. So möchte ich die nachgesprochenen Worte Thomas Manns denn auch ohne allen ironischen Beigeschmack verstanden wissen, und es ist nicht so sehr die laudatorische Kunst der Thomas Mann'schen Formulierung, die es mir angetan hat und die sie mir heute zitabel erscheinen lässt, sondern vielmehr – neben der Freude, als Laudator zugelassen zu sein – jenes (auf Thomas Sprecher zu beziehende) »Er erntet, was er gesät hat«. Die Thomas-Mann-Medaille ist ja nur so etwas wie ein dinghaft-symbolischer Gegenstand, hinter dem die achtungsvolle Anerkennung eines Werkes steht, das, ich übertreibe nicht, ganz außergewöhnlich ist. Forschung lässt sich nicht quantifizieren, aber allein die Fülle des von Thomas Sprecher zu Thomas Mann Gesagtem und Geschriebenem ist derart überwältigend,

[1] *George Bernhard Shaw zum siebzigsten Geburtstag*, 15.1, 1114. Im Originalzitat ist es die »geistige Welt«, die Shaw huldigt.

ja bei aller Vergleichbarkeit oder vielmehr auch Unvergleichbarkeit mit dem Œuvre anderer quasi hauptamtlicher Thomas-Mann-Forscher so gut wie einmalig: An Thomas Sprecher kommt so leicht niemand heran, auch nicht aus der Altherrenriege, die hauptberuflich *in signo* Thomas Mann tätig war und die ganze Lebensjahrzehnte mehr Zeit gehabt hatte. Vor die Aufgabe gestellt, dieses ebenso vielgestaltige wie weitausgebreitete Werkganze im einzelnen wenigstens schattenhaft-umrissweise zu charakterisieren, kann ich nur mit einiger Befangenheit ansetzen, um nicht zuletzt auch den spezifischen Fleiß zu bewundern, der seine Arbeiten erst möglich machte und auszeichnet. Aber mit Fleiß allein ist es natürlich nicht getan, obwohl dahinter das Ethos des Nichtloslassens, des zähen Durchhaltens, des Fertigmachens und Vollendens steht, das Thomas Mann ja auch nicht fremd war.

Meine Aufgabe ist aber auch noch aus einem anderen Grunde schwierig, allenfalls partikular zu lösen, denn ich habe es, auch das sei gesagt, hier und heute vor allem nur mit dem einen Thomas Sprecher zu tun, der wie eigentlich kein zweiter, der kleine Namens-Spaß sei mir verziehen, zum Sprecher Thomas Manns geworden ist, zum ebenso eloquenten wie scharfsinnigen und unbestechlichen Interpreten seines Werkes und zum sorgsamen Bewahrer dessen, was das Leben Thomas Manns ausmachte. Denn es gibt da ja noch zwei andere Personen gleichen Namens, zum einen den Advokaten und Rechtsgelehrten, der in auch da beneidenswerter Produktivität Monographien herausgebracht hat – ihrer sind zehn, einige davon, ein Zeichen gelungener und einverständlicher Kooperation, mit anderen Juristen verfasst. Die neueste befasst sich in mehreren Bänden mit der Sanierung und Insolvenz von Unternehmen, ein neuer Aufsatz mit der Anfechtung von Vereinsbeschlüssen. Sollte sich in der Thomas Mann-Gesellschaft in dieser oder jener Hinsicht je Handlungsbedarf einstellen, so gibt es in Thomas Sprecher jemanden, der weiterhilft. Dazu hat er Kommentare, Aufsätze, Artikel und Besprechungen zu Rechtsproblemen vorgelegt, die sich mit Stiftungsrecht, mit Schiedssprüchen zwischen Aufhebung und Vollstreckung, mit Konkurs- und Nachlassverfahren befassen; er hat sich mit Schuldbetreibungsrecht auseinandergesetzt und mit persönlichen Haftungsrisiken, immer wieder mit Insolvenzverfahren – *terra incognita* für den juristisch unbescholtenen Zeitgenossen, den es vor derartigen Begrifflichkeiten achtungsvoll schwindelt. Juristen, so weiß man, schreiben meistens ja doch nur knappe Urteilsanmerkungen, selten Umfangreicheres – Thomas Sprecher sticht auch darin so manchen Berufsgenossen aus.

Aber da ist auch noch ein dritter Thomas Sprecher: der Oberst der Schweizer Armee, höchster Rang für Zivilisten, die, wie man früher sagte, gedient haben. Höher hinauf geht es dieserorts nicht, zum General kann man nur hauptberuflich aufsteigen. Er folgt im Militärischen übrigens seinem akademischen Lehrer und Mentor Hans Wysling, der ebenfalls Oberst war und in dessen langer

Publikationsliste in eigentlich jedem Jahr etwas zu Thomas Mann erschienen ist, mit Ausnahme des Jahres 1977, in dem sich als einzige Veröffentlichung ein Artikel mit dem schönen Titel »Überdeckte Waffenstellungen und Schützenlöcher haben Vorteile …« findet, veröffentlicht in irgendeiner enigmatischen Divisionsinformation; aber wie berechtigt und sicherheitstechnisch angemessen ein Artikel mit einer solchen Überschrift ist, das leuchtet selbst einem Zivilisten zufriedenstellender Weise unmittelbar ein. Thomas Sprecher hat es ihm militärliterarisch auch darin nachgetan, hat er doch ein Buch mitherausgegeben mit dem Titel *Ostschweizer Korpsgeist: Ereignisse und Erlebnisse im Feldarmeekorps 4 1891–2003* – aus Anlass einer Armeereform, wenn ich recht unterrichtet bin. Für uns aber stellt sich zwangsläufig die Frage: Hat der Oberst, der Truppenkommandant, der im ganzen 1300 Militärdiensttage bravourös überstand, im Gegensatz zu Felix Krull, der sich rechtzeitig wortgewandt aus der militärischen Affäre gezogen hat und aus dem in dieser Hinsicht denn auch nichts wurde – also noch einmal: Hat der Oberst mit dem Germanisten, und hat der Germanist mit dem Advokaten gar nichts oder vielleicht doch etwas zu tun? Die Antwort lautet in seinem Fall: Ja und Nein, natürlich – aber wie dieses Ja zu verstehen ist, darüber später. Vorangeschickt sei nur, dass in jenen Lebensläufen, bei denen Zensuren vergeben wurden, jeweils die höchste erreicht wurde: im germanistischen Lizentiat von 1983 ein *summa cum laude*, ein *summa cum laude* auch 2003 in der juristischen Promotion, Bestnotenglanz also allerorten. Daneben gibt es noch das Diplom für das höhere Lehramt des Kantons Zürich (auch Hans Wysling hatte es) in den Fächern Deutsch und Philosophie sowie ein Diplom in Internationalem Wirtschaftsrecht der Universität Zürich. Von 1985 bis 1988 war Thomas Sprecher unter Hans Wysling Assistent am Deutschen Seminar der Universität Zürich, von 1989 bis 1992 ohne germanistischen Identitätsverlust Auditor bzw. Gerichtssekretär am Bezirksgericht Zürich. Seit 1992 ist er mit in diesem Jahr erworbenem Anwaltspatent Rechtsanwalt bei Niederer, Kraft und Frey, Zürich (die Residenz in der Zürcher Bahnhofstraße spricht unmissverständlich für die Bonität dieses juristischen Etablissements), und 1997 war er auch bei Allen & Overy in London engagiert – ja, und daneben war er von 1994 bis 2012 Leiter des Thomas Mann-Archivs der ETH Zürich. Zielstrebig zu arbeiten gelernt hat er übrigens beim Militär, wie ich aus gutunterrichteter Quelle weiß, nicht auf der Mittelschule (die unserem Gymnasium entspricht); dort habe er sich eher dem Minimalismus verpflichtet gesehen und sich fast ausschließlich für Fußball und Rock 'n' Roll interessiert. Juvenaler Leichtsinn, nur zu verständlich – aber welch ein Wandel ins Spätere! Wo sonst noch hat ein Germanist vom Militär profitiert? Aber vor allem: Wie geht das nur alles zusammen und trifft sich in dem einen Thomas Sprecher, der heute zu ehren ist? Mir ist es nach wie vor ein Rätsel.

Ich verabschiede mich damit vorerst vom Militär und auch vom Rechtsgelehrten Thomas Sprecher und wende mich dem Germanisten zu, um von vornherein festzuhalten, dass vor allem in diesem literaturwissenschaftlichen Lebenslauf *eines* jenseits und zugleich innerhalb aller thematischen Vielfalt seiner Arbeiten bewundernswert ist und ihn auszeichnet: seine bestechende Sprachfähigkeit. Die hat mit Thomas Mann noch nichts unmittelbar zu tun, es ist Sprechers persönliches Privileg, er hat dieses ja auch sonst unter immer wieder erneuerten Beweis gestellt. Aber es prädestiniert ihn eben in ganz besonderer Weise zum Interpreten Thomas Manns. Der ist nichts für verbale Minderleister oder Satzbauschwächlinge; wer sich mit ihm abgibt, muss vor dessen Sprachgewalt bestehen können – und Thomas Sprecher kann da mühelos mithalten. Man lese nur, was immer er geschrieben hat: Langeweile kommt nie auf, gewundene Satzperioden mit progressiv mangelnder Übersichtlichkeit sind ihm fremd. Es gibt vielleicht nur einen, der es ihm an literarischer Gewandtheit, Facettenvielfalt, Ausdrucksvermögen und Überzeugungskraft, an Eleganz der Sprache und an Einfallsreichtum, an eloquenter Virtuosität und nie fehlender oder mangelnder geistiger Präsenz gleichtun kann – aber das ist eine literarische Figur, ein Geschöpf Thomas Manns, dem Thomas Sprechers erste und vorerst auch letzte große Arbeit galt: Felix Krull. Um über dessen Roman schreiben zu können, muss man befähigt sein, quasi auf Augenhöhe rhetorisch gleichzuziehen. Das fällt Thomas Sprecher nicht schwer. Aber da ist auch Abstand zu halten: Jener Krull hat, wie wir wissen, seine dunklen, ja höchst fragwürdigen Seiten, obwohl er eigentlich niemandem je schadet; aber wie glaubwürdig ist er? Er kann nach dem Prinzip *mundus vult decipi* täuschen und die Wirklichkeit als Schein nehmen, den Schein als Wirklichkeit ausgeben. Ein Schweizer Oberst, das muss mit höchstem Nachdruck festgehalten und braucht dennoch kaum gesagt zu werden, ist davon selbstverständlich frei. Wir glauben Thomas Sprecher aufs Wort.

Dahinter steht eine lebenslange Affäre. Denn mit *Felix Krull* begann alles: Die Dissertation mit dem Titel *Felix Krull und Goethe. Thomas Manns »Bekenntnisse« als Parodie auf »Dichtung und Wahrheit«* ist 1985 erschienen, und mehr als dreißig Jahre hat Sprechers Interesse für diese einzigartige Gestalt Thomas Manns vorgehalten; ja, man darf sagen: Es hat sich intensiviert, und das bezeugt die Edition dieses Romans in der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe, 2012 erschienen. Edition ist langweilig, hat seinerzeit einmal ein germanistischer Kollege gesagt. Das kann schon sein, wo Kommas gezählt und Fremdworte erklärt werden, über die man sich mit Hilfe eines x-beliebigen Taschenlexikons belehren kann. Aber die Edition des *Felix Krull* durch Thomas Sprecher (und Monica Bussmann) vermag jeden kleingläubigen Kritiker eines Besseren zu belehren: Das ist ein Meisterwerk – nicht nur, weil der Kommentarband fast 900 Seiten umfasst.

Darüber zunächst noch einiges *en détail*. *Felix Krull* als Editionsleistung ersten Ranges: Dabei waren die Voraussetzungen, wie man es sehen mag, denkbar ungünstig oder auch: denkbar günstig. »Wer immer über Felix Krull schreibt, steht in Wyslings Schuld«, lesen wir in Sprechers Kommentar. Und weiter: »Ihm verdanken wir Erkenntnisse zu diesem Roman weit über die im einzelnen angegebenen Belege hinaus.« Ja, so ist es. Hans Wysling hatte 1982 mit seinem Buch *Narzissmus und illusionäre Existenzform. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull*, als fünfter Band der *Thomas-Mann-Studien* erschienen, eine Arbeit vorgelegt, die höchsten philologischen Anforderungen standhält. Sie gibt nicht nur über den literarischen Umkreis der Frühphase des *Krull* Auskunft, sondern auch über die Einflüsse in der Spätzeit. Da sind schon die Fundamente des letzten Romans Thomas Manns sichtbar gemacht, und mehr als das: Es ist auch eine Monographie zum Autor Thomas Mann selbst, der hinter den Kapiteln dieses gewaltigen Buches immer wieder sichtbar wird, sei es, wo von Narziss, sei es, wo von Schauspielertum und Nachahmung, von der Einheits- und Vermischungssehnsucht oder auch vom Künstler als Magier und Zauberer die Rede ist. Es ist wohl das beste Buch, das das vergangene saeculum zu Thomas Mann hervorgebracht hat. Kurzum: Da schien eigentlich alles schon gesagt über Thomas Manns letztes Meisterwerk, mit dem der nahezu ein halbes Jahrhundert lang umgegangen ist. Aber Thomas Sprecher hat das damals Geleistete mühelos überboten und dem Roman erneut seine literarische Dignität, seinen einzigartigen Rang im Œuvre Thomas Manns gesichert. Als die *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* erschienen, wurde der Roman übrigens nicht nur bejubelt; der eine oder andere sah darin seinerseits nur literarische Hochstapelei, »virtuoses Reisefeuilleton«, eine »erholsame Atempause« des Autors, einen rotierenden Leerlauf des Erzählens um ein »stoffliches Nichts«; und die Moralisten unter den Kritikern meinten, in der deutschen Nachkriegsgesellschaft wimmele es ohnehin von Hochstaplern und Krulls, da bedürfe es nicht noch dieses Romans. Im Übrigen fehle es Thomas Mann und seinem Roman an »Herzenswärme« – eine wohl spezifisch deutsche, hier vermisste Eigenschaft. Sprecher hat das alles in seiner klar strukturierten Rezeptionsgeschichte des Romans minutiös aufgezeichnet. Aber wer den *Krull*-Roman vielleicht auch heute noch für harmlose Unterhaltung und ein etwas leichtgeratenes und eher von Altersorientierungslosigkeit beherrschtes Buch zu halten geneigt ist, mit dem der Autor nicht recht fertig geworden sei, dem ist zu entgegnen, was Thomas Sprecher schon auf der ersten Seite seiner Entstehungsgeschichte geschrieben hat: »Das späte Fragment, lebensgeschichtlich die letzte Gelegenheit, das Bleibend-Wichtige noch einmal darzustellen, nimmt zentrale Themen und Motive auf. Es wurde zu einem epischen Gefäß, das Raum bot für alles […].« (12.2, 9) Und damit ist es vielleicht der anspruchsvollste Roman Thomas Manns, den es weniger editorisch als

vielmehr kommentatorisch und interpretatorisch zu bewältigen galt – immer vor dem Hintergrund dessen, dass da schon von Wysling erhebliche Vorarbeit geleistet worden war. Wie damit fertig werden?

Nun, es gelang, es gelang über alle Maßen gut. Thomas Sprecher ist in Spuren gegangen, aber das hat seinen Blick nicht verengt. Da gibt es auch vorsichtige und respektvolle Kritik an Wysling, etwa dort, wo es darum geht, wieweit Thomas Mann sich an die für den Roman zentralen Memoiren des Verbrechers und Hochstaplers Georges Manolescu gehalten habe. Die Argumentation gibt Sprecher recht. Sprecher hat in seiner mustergültig-konzisen und verantwortungsvoll akzentuierenden Forschungsgeschichte Wyslings Studie dennoch als das »*opus magnum* der Thomas-Mann-Forschung überhaupt« (12.2, 223 f.) in seiner Zeit bezeichnet. Nun, auch Sprechers Kommentar ist ein *opus magnum* der Thomas-Mann-Forschung, sein Buch nebenbei gesagt ein Musterbeispiel dafür, wie man mit seinem Lehrer umgeht, umzugehen hat. Das gilt auch für anderes: Thomas Sprecher hat als Hommage an seinen Vorgänger im Amt und *in litteris* (gemeinsam mit Cornelia Bernini) ausgewählte Aufsätze Wyslings ein Jahr nach dessen Tod, 1996, herausgegeben. Anerkennung des Anderen, Vorangegangenen – Kleingeistern fällt sie schwer, souveränen Köpfen ist sie selbstverständlich.

Ich verweile noch ein wenig bei dem letzten großen Werk Sprechers, der Edition des *Felix Krull*. Da sind die zahlreichen Materialien, die Thomas Mann genutzt hat oder nutzen wollte – beim Anspielungsreichtum des Thomas Mann'schen Textes ein nahezu unübersehbares Gelände. Thomas Sprecher hat es dennoch mustergültig kartiert. Die Qualitäten dieses Buches zeigen sich schon in dem einleitenden Abschnitt über die Quellen. Da geht es nicht quasi ohne Punkt und Komma durch Gestrüpp und Unterholz der vielschichtigen Einwirkungen, sondern hier ist streng gegliedert: nach Künstlertum und Kriminalität etwa, nach Hochstapelei in Leben und Literatur, nach Bekenntnissen, Genres und Vorbildern, nach dem Einfluss Manolescus, nach Autobiographie und Künstlerroman, nach Schopenhauer-Wagner-Nietzsche-Goethe-Beziehungen und nach dem Einfluss des Schelmenromans. Und da zeigt sich etwas, das mir für die Arbeiten Sprechers überhaupt charakteristisch zu sein scheint: die Fähigkeit, Transparenz zu bieten, thematisch zu bündeln, Übersicht zu schaffen, sinnvoll abzugrenzen. Sollte da nicht auch der Advokat, der klar argumentierende und ebenso klar ordnende Rechtsgelehrte Thomas Sprecher seine Hand mit im Spiel gehabt haben? Klares Denken und Gliedern ist im diffusen Gewerbe des Germanistentums eher etwas Seltenes. Aber in diesem geistreich-erklärenden Kommentar wird sichtbar, wie man vorgehen muss, wenn man sich nicht in tausendundeine Einzelheit verlieren will. Auf überzeugende Weise zu gewichten und sich auf Wesentliches zu konzentrieren, Substantielles vom Marginalen zu sondern, andere Meinungen gelten zu las-

sen, argumentieren statt reglementieren, den Leser nicht nach Oberlehrerart zu bevormunden – auch in dieser Hinsicht kann man von Thomas Sprecher einiges lernen.

Noch ein weniges zum *Felix Krull*. Den drei Büchern des Romans sind einleitende kurze Kapitel vorangestellt – ich greife nur die zum dritten Buch heraus: Sie sind überschrieben mit »Faust«, »Artistik«, »Erhöhung«, »Vertauschbarkeit«, »Kosmischer Schein«, »Naturwissenschaftliches«, »Olympische Höhen«, »Lob der Liebe« und »Vom Stierkampf«. Da ist auf ebenso einfache wie erhellende Formeln gebracht, was dann in der nötigen Ausführlichkeit bei aller gebotenen Kürze im Einzelnen nachzulesen ist. Wer die anderen Arbeiten von Thomas Sprecher kennt, und ihrer soll gleich noch ausführlicher gedacht werden, der weiß: Auch hier ist so geschrieben, dass man sich einfach festliest, gefesselt von der klaren Diktion, dem *mot propre*, dem treffenden Wort, dem luziden, nie (wie oft bei seinen germanistischen Artgenossen) ins Nebulose geratenden Stil. Man ist versucht, an jenen Satz Thomas Manns zu denken: »Ich bin überzeugt, daß die geheimste und stärkste Anziehungskraft einer Prosa in ihrem Rhythmus liegt […].« (19.1, 155) Das ist der Rhythmus des Darstellens, es ist der ordnende Blick des Rechtskundigen in einen Stil übersetzt, dem man – ich bin da nicht unbescheiden – Vorbildlichkeit zuschreiben möchte.

Wie soll ich fortfahren? Es könnte so aussehen, als sei der kurze, vieles bündelnde Text, also der Essay, die spezifische Darstellungsform Thomas Sprechers. Aber das täuscht. Denn da sind die großen Thomas Mann-Bücher: *Thomas Mann in Zürich*, fast 350 Seiten stark, *Davos im Zauberberg*, nicht weniger umfangreich. Es sind Werke, die überdauern werden. Das *Zürich*-Buch, 1992 erschienen: Lebensgeschichtliches in vorbildlicher Klarheit präsentiert, Bestandssicherung, wenn man so will; es geht von frühen Aufenthalten im *Baur au Lac* bis zur Alten Landstraße in Kilchberg und ja: bis zum Ende, auch über die amerikanischen Jahre, denn in ihnen ist die Schweiz spiritualiter immer wieder präsent. Dann die große *Zauberberg*-Studie: keine Schlüssellochphilologie, der Roman auch nicht als Exerzierplatz für den neuesten *turn* der Literaturwissenschaft oder für dekonstruktivistische Experimente genutzt. Sprecher ist ein kundiger Cicerone durch die Schluchten des Romanhintergrunds; da wird viel aufgehellt, was vorher im Dunklen lag, und auch hier gilt: Man mag mit dem Lesen nicht aufhören. Dabei ist Sprecher, was das *Davos*-Buch angeht, nicht frei von Selbstironie: Er nennt es nur eine »Zusammenstellung«, die sich »streng an den Text« halte, und meint, dass »drei Bildoasen über deren sandige Strecken hinwegzutragen helfen sollen« – nein, da gibt es keine sandigen Strecken, die Bilder sind nur recht hübsches illustratives Beiwerk, und die Komposition in kleinen Kapiteln (Thomas Mann hat seine *Buddenbrooks* übrigens genauso komponiert) geht nie auf Kosten der Übersichtlichkeit des Ganzen. Alles streng am Text: Da gibt es keine Ausflüge ins bloß Vermutete,

keine Tiefenbohrungen ins Unterbewusste des großen Mannes. Die Realität ist aufregend genug. Sprechers Bücher sind faktenorientiert; wie man das uns gewissermaßen archivalisch Überlieferte zum Reden, zur Anschauung bringen kann, das kann man an ihnen lernen, und man wünschte sich, dass die *Jungen Thomas Mann-Forscher* gerade bei ihm in die Schule gingen.

Aber da ist ja noch mehr. Im Jahre 2000 etwa der Band *Die Familie Mann in Kilchberg*, von Thomas Sprecher und Fritz Gutbrodt mentorisiert: eine umfängliche Dokumentation mit zahlreichen Aufsätzen von ausgesuchten Autoren zu Thomas Mann und den Seinen. Zusammen mit Hans Wißkirchen hat Thomas Sprecher auch einen Band über den *Doktor Faustus* herausgegeben, der die Titelfrage dieses Bandes beantwortet: *»Und was werden die Deutschen sagen?«* Dann ist da der schöne Band über *Thomas Mann und Heinrich Mann im Spiegel der Karikatur*, ebenfalls zusammen mit Hans Wißkirchen ediert: Ja, man darf sich auch lustig machen, andere haben es vorgemacht, und dem großen Mann tut das keinen Abbruch, es macht ihn zuweilen menschlicher. Daneben die zahlreichen Aufsätze und Vorträge, ihrer sind mehr als hundert. Ich würde sie gerne alle einzeln nennen, aber die mir zugestandene Zeit verbietet es. Nur ein paar Streiflichter: Sie handeln von Felix Krull und vom »Göttlichen Jüngling« – da ist allerdings nicht Krull gemeint, sondern Thomas Manns letzte Liebe; sie gehen über Thomas Mann im Visier des FBI ebenso wie über Davos, über Thomas Manns Beziehung zum malerischen Œuvre Ludwig von Hofmanns, über Rechtliches im *Zauberberg*, Thomas Mann und sein Recht sowie über Thomas Mann und das Recht im Exil – der Jurist meldet sich erneut; und neben vielem anderen einige »Unmaßgebliche Bemerkungen zur ›Thomas-Mann-Industrie‹« – ja, die gibt es ja auch.

Der Eindruck einer überwältigenden Fülle von Arbeiten Sprechers zu Thomas Mann ist richtig, und er täuscht doch zugleich über das hinweg, was sonst noch geleistet wurde: Da ist das große Buch über *Literatur und Verbrechen* mit dem Untertitel *Kunst und Kriminalität in der europäischen Erzählprosa um 1900*, als Habilitationsschrift an der Universität Fribourg vorgelegt. Thomas Manns letzter Roman ist mit Absicht ausgespart, so gut er hineingepasst hätte. Aber Sprecher gehört nicht zu jenen, die immer das Gleiche auf jeweils etwas andere Art sagen und ihre eigenen Arbeiten recyclen, wie das inzwischen weitverbreitete Mode ist. Fast zeitgleich zu *Literatur und Verbrechen* erschien eine gewaltige Bibliographie mit dem Titel *Literatur und Recht*, das Ergebnis langjähriger Sammeltätigkeit, hochgeschätzt auch von namhaften Juristen. Aber bei Thomas Sprecher kann man ebenfalls etwas über das *Unbewusste in Zürich* lesen – an jenem Ort also, der mit der Tiefenpsychologie immer schon besonders verbunden war. Dann gibt es etwas über das Prinzip sprachbürgerlicher Selbstverantwortung, aber auch einen Aufsatz mit dem Titel »Die Welt als Wille und Duft. Fünfundzwanzig Flüchtigkeiten zu Süskinds ›Parfüm‹«, etwas

über die »postmortalen Wanderjahre Goethes und Schillers« unter der Überschrift »Bruchstücke einer großen Mazeration« (auf einen solchen Titel muss man erst einmal kommen!), etwas zum *Lob der Vergänglichkeit*, ebenfalls Reflexionen zur Bach-Kantate BWV 54 »Widerstehe doch der Sünde«; dann ist da ein Beitrag zur europäischen Totentanzvereinigung, und, das erwartet man von einem Schweizer Germanisten ohnehin, mehrfach etwas über Gottfried Keller, aber ebenfalls etwas über das geistige Zürich um 1750, jene einzigartige Blütezeit der Stadt in der Epoche der Aufklärung. Und da sind ja auch noch die vielen Bücher, die Thomas Sprecher herausgegeben hat. Sammelbände stehen heute zu Recht in schlechtem Ruf, gelten als Blendwerk, Symposien enden als Buchbindersynthesen, denen es leider nur zu oft an Substanz und klarer Linie fehlt. Aber den neuen Forderungen, diesen Forschungsmüll und okkasionellen Kongressramsch einzudämmen und wieder Monographien zu schreiben, ist Thomas Sprecher schon immer vorzüglich gerecht geworden. Denn neben seinen Thomas-Mann-Büchern gibt es die umfangreiche Monographie über *Karl Schmid, ein Schweizer Citoyen*, 2013 in Zürich erschienen. Schmid ist in Deutschland weithin unbekannt, aber in diesem Buch von fast 500 Seiten werden die Signaturen seines Lebens und seines Werkes nun öffentlich auch hierzulande sichtbar. Schmid war lange Jahre Rektor der ETH Zürich und überreichte 1955 das Ehrendoktordiplom der ETH Zürich an Thomas Mann, der eigenen Worten zufolge nicht aufhörte, sich »daran zu ergötzen«. Zuvor war Schmid Stabschef des Dritten Armeekorps gewesen, er war aber auch Präsident des Schweizerischen Wissenschaftsrates und eben ein »exemplarischer Staatsbürger«, der die kulturelle und politische Öffentlichkeit der Schweiz maßgeblich mitgeprägt hat. Thomas Sprecher hat ihm mit seinem Buch ein würdiges Denkmal gesetzt, und mehr als das: Er hat (gemeinsam mit Judith Niederberger) Karl Schmids gesammelte Werke und Briefe herausgegeben – sechs Bände umfänglichen Ausmaßes. Das ist mehr, als mancher Germanist zu Lebzeiten überhaupt zuwege bringt. Sprechers überaus gründliche und sehr gut zu lesende Biographie ist geschrieben mit Takt und Diskretion – man schlage nur das kurze Kapitel über Schmids Krankheit und Krise des Jahres 1963 und den Tod der Mutter auf. Wie wohltuend ist das alles in einer Zeit, in der selbst Thomas Manns Schreibtisch neuerdings vor literarischer Zudringlichkeit nicht sicher ist und Günter Grass einmal zur neueren Thomas-Mann-Literatur gesagt hat: »An ihm wetzen schmal ausgestattete Talente gerne ihren Stichel. Kleingeister tun sich groß beim Abrechnen. Spießer von akademischem Rang bekritteln sein Familienleben, und Fliegenbeinzähler klopfen sein Werk nach homoerotischen Nahtstellen ab.« Da hat Günter Grass mit bösem Blick Richtiges gesehen. Aber Thomas Sprecher ist, militärtechnisch betrachtet, weit außerhalb der Reichweite der Grass'schen Artillerie. Was er vielfach zu bieten hat, ist das, was der große englische Germanist Leonard Forster einmal zu

einem Gedicht Schillers geboten hat: »a fresh look«. Ein solcher ist auch in den mehr als dreißig kürzeren Artikeln über dieses und jenes zu finden; dazu ebenso viele Besprechungen, und dass es gelegentlich auch da nicht ohne Ironie abgeht, dafür gibt es ein Beispiel aus der *Zürichsee-Zeitung* vom 10. März 1990 mit einem schönen Thomas-Mann-Satz als Überschrift: »Etwas Halsweh vom nachmittäglichen Tragen kurzer Unterhosen«, und es folgt der Anlass: »Thomas Manns Tagebücher aus den Jahren 1946–1948«. Und daneben ist da noch ein anderes Buch, die Geschichte der Zeitschrift *Schweizer Monat* 1921–2012, 270 Seiten stark: Es gibt wohl kein auskunftsträchtigeres Dokument zur Schweizer Geschichte, was Politik und Kultur angeht, als diese Monatshefte, die nichts geringeres sind als ein Spiegel der Schweizer Geschichte über nahezu hundert Jahre hinweg. Thomas Sprecher hat sie beschrieben, mit dem Blick des Schweizer Citoyens, der er selbst ist.

Nein, ich bin noch lange nicht am Ende. Da sind Lexikonbeiträge, da sind, um zu Thomas Mann zurückzukehren, Hörbücher zu Thomas Mann, und da ist etwas, was unbedingt zur eigentlichen Lebensleistung Thomas Sprechers gehört: die Arbeit im und für das Thomas-Mann-Archiv. Dieses Archiv ist heute mehr denn je zuvor eine weltweit respektierte Institution, hier überkreuzen und treffen sich, was die Thomas-Mann-Forschung angeht, Verbindungslinien aus aller Welt, und nirgendwo könnte sich das besser verdeutlichen als in der langen Reihe der *Thomas-Mann-Studien*, inzwischen auf knapp fünfzig Bände angewachsen. Von 1994 bis 2012 war Sprecher Herausgeber dieser Studienreihe, über dreißig Bände hat er kuratiert – Bücher, die es an wissenschaftlicher Präzision, Niveau und an Renommee mit Vergleichbarem ohne Mühe aufnehmen können, oder sagen wir besser: Es gibt eigentlich nichts Vergleichbares, jedenfalls nicht im Feld der Neueren deutschen Literaturwissenschaft. Das gilt auch für jene *Studien*-Bände, die die Davoser Literaturtage festhalten, diese einzigartige Symbiose von Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft mit dem Gespräch über die Disziplinen und Fakultäten hinweg, und das gilt besonders für das Gespräch zwischen Medizinern und Literaturinterpreten – da musste man zuhören können, einmal auch dem Nobelpreisträger Manfred Eigen, der über *Thomas Mann, Erwin Schrödinger und die moderne Biologie* sprach: Kongress-Stars und Germanisten mit Alleinvertretungs-Ansprüchen hatten in Davos nichts zu suchen. Insgesamt zehn Bände sind es, die für die Zeit von 1994 bis 2012 jene Symposien dokumentieren, an deren Zustandekommen und Organisation Thomas Sprecher mit seinem Archiv immer maßgeblich beteiligt war. Welch ungewöhnliche Arbeit in Zürich geleistet worden ist, dokumentiert aber vielleicht am besten der voluminöse Band *Im Geiste der Genauigkeit*, der über das Thomas-Mann-Archiv und dessen Arbeit über ein halbes Jahrhundert hin, von 1956 bis 2006, berichtet.

Fast zwanzig Jahre lang, seit 1994, hat Thomas Sprecher dem Institut vor-

gestanden, und im Archiv haben fast alle Thomas-Mann-Forscher gearbeitet – »Archivalisches Gewühle« hat Hans Wysling einmal einen seiner Aufsätze zum *Felix Krull*, im ersten Band der *Thomas-Mann-Studien* erschienen, genannt, und gewühlt haben viele im Archiv. Aber diese Wühlerei, sollte sie zum Erfolg führen, setzte Ordnung voraus. Thomas Manns Nachlass war von riesigem, fast nicht mehr überschaubarem Umfang, er wollte gesichtet und gesichert werden, doch da war noch anderes zu tun: Thomas Manns *Collegheft 1894–1895* war zu edieren, Briefwechsel wollten herausgegeben werden, so der mit Adorno, von Thomas Sprecher zusammen mit Christoph Gödde 2002 ediert, der mit Kurt Martens, zusammen mit Hans Wysling, mit ihm zusammen auch die neu aufgefundenen Briefe aus dem Briefwechsel mit Heinrich Mann aus den Jahren 1933 bis 1949. Selbstverständlich ist Thomas Sprecher auch Mitherausgeber des *Thomas Mann Jahrbuchs* und einer der Hauptherausgeber der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe, dort auch für die Briefe Thomas Manns zuständig – es gibt, wie wir wissen, ihrer etwa 30.000 bis 40.000, und weil Verlag und Herausgeber sich entschieden haben, nicht alle zu drucken, musste eine Auswahl getroffen werden, eine ungemein schwierige Aufgabe – ich hoffe, die Verantwortlichen werden nicht eines Tages bereuen, nur einen Teil der Briefe veröffentlicht zu haben. Mit Goethe und Schiller ist man anders verfahren.

Immer noch kein Ende, Sie brauchen Geduld. In der ersten Zeit des Thomas-Mann-Archivs kam die Welt nach Zürich – in Thomas Sprechers Zeit kam das Archiv in alle Welt. Thomas Sprecher hat Vorträge *urbi et orbi* gehalten, ich nenne in quasi verwilderter Reihenfolge: in Zürich und Bonn, in Lübeck und Weimar, in Köln und Davos, in München und in Sion, in Augsburg und in Berlin, in Genua und Ravenna, in Oxford und London, in Pavia und Bern, in Nidden und Rom, in Oldenburg und in Coimbra, in Gießen und in Shanghai, in Genf und in Johannesburg – Felix Krull ist ja auch viel gereist, aber Thomas Sprecher übertrifft ihn ins fast nicht mehr Nachvollziehbare. Doch wie passt auch das noch in *ein* Leben hinein? Oder besser in die drei Leben dessen, der heute ausgezeichnet wird? Vorträge ebenfalls in Portugal, Luxemburg, ihrer im Ganzen über hundert. Nirgendwo, nie irgendwie nur schnell Hingehauchtes, diffus-verschwommen Herbeigerauntes, wie das in der Zunft der Germanisten leider nur zu oft der Fall ist, nirgendwo Turnereien am Hochreck einer gerade modischen Theorie, sondern immer Präzision und Einfallsreichtum. Das geht nicht ohne Organisation und Planung, nicht ohne gründliche Geistesstrategie und eine dem jeweiligen Ort zugewandte Präsenz. Und da kommt vielleicht sogar etwas geradezu Soldatisches mit hinein, machen sich die Lehrjahre im Militär bezahlt.

In einer Schrift vom Jahre 1914, in Thomas Manns *Gedanken im Kriege*, die wir heute allerdings mit erheblichem Unbehagen lesen, steht etwas über

die Verbindung des Künstlers mit dem Soldatischen. Militärisch und zugleich künstlerisch, so lesen wir da, sei »Organisation«; denn Organisation sei ja nicht zufällig »das erste Prinzip, das Wesen der Kunst«. Und dann lesen wir weiter: »Das Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung; Systematik; das strategische Grundlagen Schaffen, weiter Bauen und vorwärts Dringen mit ›rückwärtigen Verbindungen‹; Solidität, Exaktheit, Umsicht; […] Standhaftigkeit […]; Schonungslosigkeit gegen sich selbst« – ließe sich das vergleichsweise nicht ohne jede Einschränkung auch auf Thomas Sprecher übertragen? Ich weiß, es ist gewagt, das eine mit dem anderen, in diesem Fall nicht das Künstlerische, sondern das Literaturwissenschaftliche und das Soldatische miteinander in Verbindung zu bringen, aber da ich nun einmal Musterung halte: Dieses, ich wiederhole es noch einmal nachdrücklich, dieses Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung, das strategische Grundlagen-Schaffen, das Weiterbauen und Vorwärtsdringen und vor allem Solidität, Exaktheit, Umsicht – es trifft ins Schwarze. Und da ich nun wieder beim Militärischen gelandet bin, ende ich auch damit – mit Worten, die Thomas Mann einmal zu Liliencron gesagt hat, nachzulesen in der großen Rubrik *Huldigungen und Kränze*. Vor genau 110 Jahren, 1904, wurde Liliencron gefeiert, und Thomas Mann marschierte »ganz hinten im Festzuge« mit, wie er schon eingangs sagte, und in dieser wunderbar kühn-ironischen und doch ernstgemeinten Huldigung und Würdigung heißt es am Ende mit Blick auf eigene Themen, mit denen Liliencron nichts zu tun hatte, also nur sich selbst bespöttelnd: »Mut! […] Was Ironie! Was Dualismus! Was Dekadenzeproblem!«

Ironie, jenes Salz der Literatur, ist auch Thomas Sprecher nicht fremd, »Dualismus« und »Dekadenzproblem« wollen wir diesmal anderen überlassen. Also: Mut! Aber des Mutes bedurfte es heute nicht, und ich ende mit den Worten, mit denen Thomas Mann seine kleine Laudatio schloss, mit einer leichten Veränderung auch diesmal, was den militärischen Rang angeht: »Ich schlage die Hacken zusammen und sage mit scharfer und froher Stimme: ›Gratuliere, Herr Oberst‹«.

Soviel, bei aller Ausführlichkeit, »in abgerissener Kürze«, zu Thomas Sprecher. Er wird auch künftig Thomas Mann im Blick haben, und das nicht nur an sich, sondern auch im eigentlichen, sozusagen wörtlichen Sinne, denn aus seinem neuen Haus in Küsnacht kann er direkt auf Thomas Manns gegenüberliegendes Kilchberger Haus sehen. Und von Thomas Manns Küsnachter Haus an der Schiedenhaldenstraße 33 ist er nur etwa einen Kilometer entfernt.

Wenn das nicht Nähe gibt, was dann?

Lübeck, 21. September 2014

Thomas Sprecher

Dank für die Verleihung der Thomas-Mann-Medaille

Es gibt vieles, was ich an Helmut Koopmann bewundere, am wärmsten aber seine Lobeskunst. Er kann, wie wir es von Thomas Mann kennen, aus nichts etwas machen und jemanden aus niemandem. Bekanntlich ist das Laudationswesen eine freundliche Unterform der Fälschungswissenschaften, eine festrednerische Licht- und Herrlichkeitsproduktion, eine alchemistische Existenzbeglänzung. Dabei kann man ja jede Lebensgeschichte auf sehr verschiedene Art erzählen, nicht nur als Lobgesang, sondern auch als Geschichte notorischen Versagens, als Bildungsroman wie als Schelmenstück. Es kommt nur auf die Beleuchtung an und das Arrangement. Nun, ich traue Ihrem Urteilsvermögen zu, die gehörten Worte in ein angemessenes Verhältnis zu dem Wenigen zu bringen, was die Lebenserfahrung als Tatsache anerkennen würde.

Ich durfte selbst schon dann und wann eine Laudatio halten, zuletzt vor drei Jahren im selben Rahmen. Als Danksager nach Ehrungen bin ich aber ein Neuling der Beweglichkeit. Sehen Sie mir also Aufregung und Anfängerfehler nach. Sie haben eine lange Tagung hinter sich und das Wochenende dauert nicht mehr ewig. Ich versuche, mich kurz zu fassen. Ausführlich auf meine Zeit am Thomas-Mann-Archiv einzugehen, wird sich eine andere Gelegenheit finden.

Etwas Rückblick aber sei erlaubt. Im Frühling 1980, in meinem zweiten Semester als Germanistik-Student, bot Hans Wysling ein Seminar an zu Thomas Manns eben erschienenen Tagebüchern 1918–1921. Ich wartete in einem kleinen Hörsaal der Universität Zürich auf die angesetzte Vorbesprechung, bis der Professor eintrat. Er sah nicht aus wie die anderen Dozenten in ihren verbeulten Manchester-Anzügen, verschossenen Hüten und ausgelatschten Schuhen, sondern trug Anzug und Krawatte. Bald erwähnte er, dass Thomas Mann 1918 an der Poschingerstraße 1 in München gewohnt habe. Diese an sich banale Mitteilung verblüffte mich auf mehrere Weise. Einmal machte sie den Dichter zum Menschen. Er dichtete nicht nur, er wohnte auch – und seine Wohnung ließ sich auf die Nummer genau feststellen. Zum zweiten beeindruckte mich Hans Wysling. Wenn dieser Forscher sogar noch die Hausnummer wusste, wusste er überhaupt alles. Ich schrieb bei ihm eine längliche Seminararbeit und kam dabei erstmals näher mit dem Kosmos Mann in Berührung. In der Folge galt meine Dissertation dem *Felix Krull*. Damals kannte ich den Roman so gut, dass ich mit Sicherheit sagen konnte, ob ein bestimmtes Wort in ihm vorkam und gegebenenfalls wo. Diese Fähigkeit ist später von Suchmaschinen überholt worden, aber ich war doch eine Zeitlang von mir selbst beeindruckt.

Nach meiner Assistentenzeit bei Hans Wysling wollte ich mich eigentlich ganz den Rechtswissenschaften zuwenden. Ich bekam dann aber 1988 oder 1989 einen Brief, abgesendet in Südafrika, in dem ich um einen Beitrag zu einem in Entstehung begriffenen *Thomas Mann Handbuch* gebeten wurde. Absender war Prof. Dr. Helmut Koopmann. Ich habe den Brief ziemlich ungläubig gelesen. Erstens schien es diesen Professor Koopmann, eine unerreichbare Koryphäe, die ich aus der Forschungsliteratur kannte, tatsächlich zu geben, und zweitens würdigte er mich auch noch eines eigenhändig niedergeschriebenen kollegialen Briefs. Er konnte seine Wirkung nicht verfehlen, ich sagte zu, eines ergab dann das andere und so kam es zu jenem »Je maintiendrai!«, wie es auf Thomas Manns Oranje-Nassau-Orden heißt, jenem Kommandeur-Kreuz, von dem er in seinem letzten Brief an Theodor W. Adorno stolz berichtet. Die Beschäftigung mit Thomas Mann hat mich in der Folge oft nach Lübeck geführt. Ich habe mehrere Bürgermeister kennenlernen dürfen und zahlreiche Meinungen von Lübecker Taxifahrern über sie. 1993 war ich erstmals hier, zur Eröffnung des Buddenbrookhauses, und seither bin ich immer wieder gekommen, oft mehr als einmal im Jahr, und längst haben sich heimatliche Gefühle entwickelt.

1982 verbrachte ich ein Semester an der Freien Universität im damals noch entzwei gemauerten Berlin. Im Reichstag gab es eine Ausstellung zur deutschen Geschichte zu sehen. Man zeigte Schwarz-Weiß-Bilder vom Holocaust, Fotos und Filme mit Leichenbergen. Ich sah das an und fühlte mich – wenig berührt. Eher noch war ich abgestoßen. Ferne Geschichte, schon tausendmal gesehen. Mein Argwohn ging dahin: Hier walteten volkspädagogische, moralische Intentionen, auch eine *political correctness avant la lettre*. Dergleichen kam damals schlecht an bei mir. Irgendwann, fand ich, sollten die Deutschen damit aufhören. Was hatte meine Generation damit zu tun? Die Schuldfrage stellte sich für sie doch nicht. Ich selbst, als Nicht-Deutscher, war ohnehin davon nicht betroffen.

Es ging dann allerdings nicht lange, bis diese Haltung einer tiefen Verunsicherung wich, und einen wesentlichen Beitrag dazu leistete die Beschäftigung mit Thomas Mann. Ich kann nicht sagen, ich kenne keinen besseren Deutschen als Thomas Mann, aber vermutlich doch, dass ich keinen Deutschen besser kenne. Wo ein Leben dermaßen verschriftlicht ist, lässt sich vieles erfahren.

Diese Verunsicherung, die mich noch Jahrzehnte nach Ende des Kriegs erfasste, war, wie ich später lernte, lange zuvor schon thematisiert worden. Es hatte Schweizer Germanisten gegeben, die nach der Katastrophe mehr oder weniger ungerührt weiterfuhren, als ob da nichts gewesen sei. Sie wurden in der deutschen Nachkriegsgermanistik gut aufgenommen.

Anderen gelang dies nicht. Die Ereignisse des Dritten Reichs, oder um es deutlicher zu formulieren: die deutschen Verbrechen schufen einen Graben,

den sie nicht mehr überwinden konnten. Es ging nicht in ihren Kopf, nicht in ihren Verstand, dass das Land Goethes auch das Land der Vernichtungslager hatte sein können. Bei manchen Schriftstellern gewann dieser Graben übrigens noch eine andere Beleuchtung. So soll sich Max Frisch mit perversem Neid darüber beklagt haben, dass hinter Günter Grass Auschwitz, hinter ihm selbst nur Käse und Schokolade stünden.

Als Schweizer konnte ich mich auf das Argument zurückziehen, die von Nationalsozialisten und Faschisten umzingelte Eidgenossenschaft habe wie kein anderes kontinentales Land Widerstand geleistet. Aber dieser Standpunkt bot nur beschränkte Hilfe. Es mag ja sein, dass der Schweiz als politischem Gebilde die sozialpsychologischen und historischen Voraussetzungen abgehen, die es braucht, um einem ›Führer‹ zu verfallen. Dem Einzelnen, der sich nicht durch Selbstgerechtigkeit immunisieren kann und will, hilft dies aber nicht weiter. Ein Angehöriger des deutschen Sprach- und Kulturraums ist auf heikle Weise kontaminiert und gehört auch hier dazu. Als Deutscher während der Kriegsjahre wäre ich vielleicht ebenfalls zum Mitläufer und Verbrecher geworden, genauso wie ich in dem Unrechtssystem der DDR, mit dem ich 1982 von West-Berlin aus noch in Berührung gekommen bin, vielleicht zum Mitläufer geworden wäre. Kein Mensch, glaube ich, ist so stark, dass er dies mit Sicherheit auszuschließen vermag.

Ich will mich damit keineswegs in der deutschen Schuld eingemeinden, groß werden durch große Schuld, durch Teilhabe an der Weltgeschichte, am ›Weltschicksal‹ und wie diese Schwindelkonstrukte alle genannt werden mögen. Dahinter steht vielmehr die durch Staatengrenzen nicht begrenzte Frage danach, wie es dazu kommen kann, dass massenhaft zum Massenmörder wird, wer einer Kultur angehört, die Kant, Goethe, Schiller, Thomas Mann hervorgebracht hat.

Eine der ergreifendsten Szenen im gesamten Werk Thomas Manns ist der Tod Rahels. Verzweifelt richtet ihr Gatte Jaakob die Frage nach oben: »Herr, was tust du?« Der Erzähler merkt hier an: »In solchen Fällen erfolgt keine Antwort.« Man kann dies für Ironie halten. Oder auch nicht. Es ist äußerste Lakonie, die unendlich viel Ungesagtes aufnimmt. Der einsame Mensch bleibt mit seiner Frage zurück. Die »silbrige Weltennacht«, in die hinauf Jaakob seine Schmerzensfrage richtet, spannt sich auch über uns.

Das Jahr, in dem wir stehen, mahnt unüberhörbar die Erinnerung an den Beginn des Ersten Weltkriegs an. Thomas Mann entkam der kollektiven Euphorie im August 1914 nicht. Er applaudierte dem Kriegsgeschrei und stimmte mit ungeheuer verharmlosender Metaphorik in dieses ein. Seine Schriften dieser Tage haben eine unerträgliche und unverzeihliche Idealisierung von Kriegskrüppeln zu verantworten, eine entsetzliche Idealisierung des Schlachtens, die zeigt, dass Thomas Mann nicht wusste, wovon er sprach. Wobei er wissen musste, dass

er es nicht wusste. Es war ein politischer und menschlicher Tiefpunkt auf der zeitlichen Höhe des Lebens. Thomas Mann stimmte überein mit seinem Volk, das war sein Fehler. Sein persönliches Versagen bestand darin, dass er das kollektive Versagen teilte.

1918 aber gab es die Grundlagen der bisherigen Existenz nicht mehr. Die »Weltniederlage«, die Thomas Mann apostrophierte, bedeutete auch den Untergang seiner eigenen Welt. Er dachte denn auch an »Selbstabschaffung«.

Was mich nun ewig frappiert und fasziniert, ist, dass ab 1918, in Spuren vielleicht schon vorher, ein Reifungsprozess erfolgte, der seinesgleichen sucht. Thomas Mann nutzte das Glück der zweiten Chance. Es gibt diese zweite Chance nicht ohne die verfehlte erste. Es gibt das Richtige beim zweiten Mal nicht ohne das Falsche beim ersten; ohne den Nachteil nicht den Vorteil, zu dem er wird. Das Versagen im Ersten Weltkrieg war der Schlüssel für das viel wichtigere Bestehen im Zweiten. In Thomas Manns Werk lässt sich für diesen Prozess eine Reihe von strukturell verwandten Bildern erkennen. Im *Felix Krull* geht es um den »bürgerlichen Tod«, den Konkurs und Suizid des Vaters, Katastrophen, von denen sein Sohn sich nicht beeindrucken lässt. Der *Zauberberg* berichtet von Krankheiten, die man gehabt haben, durch die man hindurchgegangen sein muss, um zur Reife zu gelangen. Das bekannteste Bild schließlich ist der Sturz Josephs in den Brunnen und die Befreiung daraus. Ohne den Fall wäre Joseph nicht Joseph geworden. Aber nicht der Fall ist das Entscheidende, sondern der Wiederaufstieg.

Thomas Manns Aufenthalt im Brunnen war lang. Der Erkenntnisprozess dauerte Jahre. Wenn er 1914 mit dem Volk paktiert hatte, so tat er es nach der Niederlage nicht mehr. Er ordnete seine Überzeugungen nach seinem Gewissen und fragte nicht danach, wo die stärksten Bataillone standen. Er überwand sein antidemokratisches Ressentiment. Im Kern fiel seine Entscheidung gegen Hitler schon nach 1918. Er tat dies allein. Er lebte aus der Kraft des Einzelnen. Er wusste keine Institution hinter sich, kein Amt, keine Akademie, keine Kirche oder Partei. Er verdankte seine Stellung allein seinem Kopf, seinem Herzen, seinem Urteil, seinem Wort und Werk. Noch am 16. Januar 1945 merkte er zu einer Äußerung des Reichspropaganda-Ministers Joseph Goebbels über Deutschland im Tagebuch an: »Ungefähr, wie ich vor 30 Jahren geschrieben habe.« Das Notat markiert die Differenz. Wenn es 1914 den Wunsch gegeben hatte, endlich ein richtiger Mann zu sein, endlich zum Volk zu gehören, dann gab es ihn nach 1918 nicht mehr. Thomas Mann antwortete mit einem existentiellen Nein zum Bösen. Seit Hanna Arendt wissen wir, dass nicht das Böse tief ist, sondern das Gute. Thomas Mann hat uns, aus dem Irrtum heraus, die Tiefe des Guten vorgelebt.

Vor wenigen Tagen kam ich wieder einmal in Nidden vorbei, Thomas Manns Dreisommervergnügen. Auch hier ist die Zeit nicht stehengeblieben. Man sieht

auch hier nicht mehr ganz, wie er gesehen hat, man muss es sich vorstellen und Bäume und Häuser wegdenken. Thomas Manns Wort »Alles ist weglos« gilt nur noch beschränkt, am Düneneingang sind nun Touristenwege geschaffen worden und ob man das für einen Gewinn halten soll, steht dahin. Geht man aber im Sand und steht man am Strand, so kann man sich ohne Mühe in das Jahr 1932 versetzen. Damals musste mit Krieg gerechnet werden. 2014 ist, unglaublich, in der nahen Ukraine bereits Krieg angezettelt worden und in Litauen und den anderen Baltischen Staaten herrscht Angst davor, selbst darin einbezogen zu werden.

Ein Grund meiner Reise war, dass ich in einer Stiftung mitwirke, die in Šeduva, einem ganz kleinen Ort auf dem Weg von Vilnius zur Kurischen Nehrung, eine Holocaust-Gedenkstätte finanziert. In Vilnius gibt es ein Museum der Opfer des Genozids. Es befindet sich just in dem Gebäude, das die Gestapo für Verhöre nutzte und nach ihr dann der sowjetische KGB. Schallisolierte Folterzellen fehlen nicht. Die Ausstellung zeigt eine Überfülle von Exponaten, in denen auch die deutsche Besatzungszeit Litauens zur Darstellung kommt. Das für mich erschütterndste Dokument war das Foto einer Auszeichnung. In einer Waldlichtung ehren in förmlicher Zeremonie Widerstandskämpfer andere Widerstandskämpfer; einer Frau in Uniform wird etwas ans Revers geheftet. Man muss annehmen, dass dies die letzte Auszeichnung war, welche die junge Frau empfangen durfte, und dass alle Beteiligten diesen aussichtslosen Kampf nicht überlebten. Weshalb erwähne ich das? Um zu sagen, dass ich, wenn ich für meine eigene Ehrung danke, mir der Relativität meiner Leistungen bewusst bin.

Ein naturwissenschaftlich ausgebildeter Bekannter stellt an alle wissenschaftlichen Arbeiten die Frage, inwiefern sie dazu beitrügen, die Welt zu verbessern. Ich muss gestehen, dass sie mich in ihrer einfachen Strenge regelmäßig überfordert. Meine Frau und alle unsere drei Kinder sind naturwissenschaftlich ausgerichtet. Unsere Tischgespräche bewegen sich oft in ähnlichen Bahnen, ich bin immer etwas in geistesgeschichtlicher Defensive, obwohl ich, wie früher im Fußball, eigentlich lieber Stürmer wäre. Manchmal versuche ich damit zu punkten, dass ich ein mathematisch-naturwissenschaftliches Gymnasium durchlaufen habe, aber das kann ich nicht jeden zweiten Tag wiederholen, dieses Pulver ist längst verschossen und es wäre ja auch keine sachliche Antwort darauf, ob und inwiefern die Beschäftigung mit Thomas Mann die Welt zu verbessern geeignet ist. Ein solider Narziss könnte darauf zur Antwort geben, es komme gar nicht darauf an, die ganze Welt zu verbessern, es reiche, wenn die eigene Welt verbessert wird, und vielleicht hinzufügen, damit werde dann ja auch die Welt verbessert. Nun ja, die Beschäftigung mit Thomas Mann hat meine eigene Welt verbessert, sie hat seit über drei Jahrzehnten nicht nachgelassen, mich zu bereichern. Dieses Tun kann die Welt immerhin dadurch ver-

bessern, dass sie eine Existenz in Erinnerung hält, die ein ›gutes Deutschland‹ repräsentiert. Nun umgekehrt gesagt: Es gab nicht nur Auschwitz, es gab auch Thomas Mann. Wer die Nazis und Neonazis aller Farben und Zonen hasst, der kann Thomas Mann nicht von Grund auf ablehnen.

Gestern standen wir im Museum Behnhaus Drägerhaus vor einem Gemälde, das einen Herrn zeigt, der Hans Castorps Großvater hätte sein können. Dass ich heute zu einer Medaille komme, stellt mich selbst in eine solche Nachfolge. Es handelt sich um ein in seiner Harmlosigkeit geradezu gespenstisches helvetisches Pendant zu der erwähnten litauischen Ehrung. Mein Großvater mütterlicherseits war ein begeisterter Schütze. An Schützenfesten erwarb er sich zahllose Medaillen. Sie wurden versammelt in Kästen, die an prominenter Lage aufgehängt und so mit all ihren martialischen Emblemen, mit Aufschriften und Kordeln der inner- und außerfamiliären Bewunderung zugänglich gemacht wurden. Als seine Augen nicht mehr die besten waren, gelang es dem Großvater, allein durch die Teilnahme, gute Beziehungen und vielleicht auch konziliante Kontributionen, zu Medaillen zu kommen, aber das sah man diesen dann natürlich nicht an, und als ich es nach seinem Tod von der Großmutter erfuhr, der gegenüber er rührenderweise seine Anstrengungen vor allem unternommen hatte, setzte es ihn in meinen Augen nicht herab. Sollte je eine weitere Medaille, aus welchem Lebensbereich auch immer, dazukommen, würde ich meinerseits an die Anschaffung eines solchen schönen Schreins denken dürfen.

Ich danke der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft und ihrem Vorstand ganz herzlich für diese Auszeichnung. Es ist eine Würdigung, die mich tief freut, wobei mir bewusst ist, dass der eine und die andere sie auch und eher verdient hätten. Natürlich hoffe ich, dass damit, wie bei meinem Großvater, ein allgemeiner Gravitätszuwachs verbunden ist.

Jedes nicht ganz stumpfe Gewissen und jeder Thomas-Mann-Leser weiß, dass es so etwas wie eine Lebensführungsschuld gibt. Man verschuldet sich mit allem, was man macht, und ständig will man sich davon lösen und reinigen und verschuldet sich doch bei aller Wiedergutmachung von Neuem. Das Leben gewährt uns das Glück der *restitutio in integrum* nur im Traum. Auf das Gefühl, sich mit ungenügenden Leistungen in die Schuld geritten zu haben, kann man antworten mit dem Entschluss, es gut sein zu lassen, oder aber – und mit ihr will ich es halten – mit der geistesschwachen Entschlossenheit, den immer neuen Versuch zu wagen, es doch endlich einmal gut zu machen. Die postfestalen Leistungen der bisherigen Preisträger lassen hoffen, dass diese Verleihung keine definitive Verabschiedung, keine liebevolle Mortalisierung ist. Und so überlasse ich mich der Hoffnung, dass das Beste erst noch kommt.

Es gibt, wie man in der Stadt der Buddenbrooks weiß, ein Wiedersehen, sei's im *Dierks*eits, sei's im *Jens*eits. Ich werde weiterhin um die Forschung herumschar*wenzel*n, meinen Hut in den *Detering* werfen, mich durch das

szientifische *Blödorn*engestrüpp schlagen, mich dabei aber nicht zu weit aus dem Fenster *lehnern* und immer die *Wißkirche* im Dorf lassen. Wie man ein Schul*heft rich*tig füllt, werde ich *Stachorskiz*zieren und vielleicht auch einmal einen kleinen *Reed*er verfassen, der hoffentlich ganz ungemein *pütz*t. Ich werde mich mit *Wyslin*gen und *Potempa*ten befassen, zwischendurch auch *marx*istisch oder sogar in *galvan*ischem Verfahren, selbst wenn ich dabei matt und *matter* werde. Wenn mir nichts er*spar*t bleibt, suche ich Rat bei Schimmelpreestern und *Klostermännern*. Und wenn das *Karthaus* meiner Produktion ganz zusammenstürzt, fahre ich nach Travemünde, stärke mich mit *Pils* oder *Heine*ken und warmen *Borchmeyer*speisen, sehe den *Fischer*n zu und baue *Sandberg*e. Gegen böse Kritik aber spanne ich einen *Schirn* oder sonst ein *Ding*, das schützt, und ich strafe die Rezensenten, diese *Blöcker*, *Frizen*, die einem an die *Vaget* gehen wollen, *kurzker*hand mit Nichtachtung. »If you can't stand the heat, get out of the kitchen«, sagte ein amerikanischer Präsident, oder auf Deutsch: Wem es in der *Jonas*-Mann-Forschung zu *heisserer* wird, soll nicht *wimmern*, sondern aufhören. Das, mit nochmaligem Dank, tue ich hiermit nun auch.

Armando Caracheo

Hans Castorp and the Mechanization of Nature

Introduction

During the past decades, scholars have emphasized how Thomas Mann, in his book *Der Zauberberg*, addressed concepts and ideas coming from the natural sciences. These works describe mainly how the author included in his prose scientific theories that by the beginning of the 20th century were in vogue in sciences such as biology, physiology, and medicine.

For instance, Dietrich von Engelhardt and Hans Wisskirchen have edited a book that offers a general view of Mann's approach to knowledge.[1] Although its title, *Thomas Mann und die Wissenschaften*, might suggest that it covers too many subjects, actually Engelhardt's articles as well as Armin Hermann's and Dieter Zissler's essays focus on the natural sciences. Engelhardt explores medical topics characteristic of the time such as the way in which sickness was perceived by society, the relationship between physician and patient, the question of medical causality, and the criticism towards the reductive approach of this field of study. In his article, Armin Hermann outlines Mann's limited knowledge of mathematics, physics and technology. Although he mentions some important facts of Mann's life, Hermann does not display many sources of information and, most important, he does not expose how the writer made use of this ›cursory‹ knowledge in his prose. Dieter Zissler claims that Mann's interest in biology is related to his interest in death. He also makes some brief observations regarding the relation between biology and engineering, showing some illustrations contained in biology books that were in vogue at the time Mann wrote his novel. Nevertheless, he does not delve into this analysis.

Engelhardt and Wißkirchen have also edited a more recent work where they amplify their past studies and include some other sections complementary to the mentioned work.[2] Engelhardt, for instance, contributes with new sections such as »Krankheit und Schmerz«. He also transforms sections like »Arzt und die Therapie« or »Geburt und Tod«, which formed parts of the last work, into the sections »Arzt und Patient« and »Sterben und Tod« respectively. Dieter

[1] Dietrich von Engelhardt / Hans Wißkirchen: Thomas Mann und die Wissenschaften, Lübeck: Dräger 1999.

[2] Dietrich von Engelhardt / Hans Wißkirchen: »Der Zauberberg«. Die Welt der Wissenschaften in Thomas Manns Roman, Stuttgart: Schattauer 2003.

Zissler also presents new material that puts emphasis on the structure of *Der Zauberberg*. He points out that the structure of organisms and cells is comparable to the structure that Mann gives to the chapters of his book; one of Zissler's principal aims is to show a common structure that forms the basis of both. In another section, Zissler also emphasizes the connections among fields of study that Mann establishes in the chapter »Humaniora«, where the author grants equal importance to the knowledge that the humanities and the sciences can provide for the understanding of nature. In this section, he compares the structure of the legislative system with the structure of DNA. Zissler uses this last comparison as a means to unveil a universal code.

A more recent example of the studies that so far have been carried out on this topic is Malte Herwig's *Bildungsbürger auf Abwegen. Naturwissenschaft im Werk Thomas Manns* (2004)[3], especially its two chapters »Naturwissenschaft und Bürgerliche Kultur« and »Bildungsexperimente: Der Zauberberg«. The former is dedicated to contextualizing the approach towards the nature of the culture of the time. In this section, Herwig answers questions such as: Where does Mann's interest in science come from? Which were the means that enabled Mann to become familiar with biology, chemistry, and physics? How do these sciences contribute to his own work? In the latter chapter, Herwig gives a detailed account of the many scientific sources that Mann used while writing *Der Zauberberg* – not only mentioning the material that Mann used, but also comparing some paragraphs of those sources with paragraphs of *Der Zauberberg*. By doing so, Herwig reveals the books Mann extracted the information from, and more relevant, how he modified this information in order to use it in his literary work.[4]

These studies show Mann's approach to fields of study that he never officially studied; Mann did not have any solid scientific foundation. Nevertheless, the scientific ideas of the period came to be part of several sections of *Der Zauberberg*, particularly of the section »Forschung« in chapter five.

It has been well documented that Thomas Mann read the works of scientists such as Oscar Hertwig, Ludimar Hermann and Alexander Lipschütz. Mann used the ideas of these authors to create a particular notion of the organization of nature. He did not only read the books of these scientists to frame this par-

[3] Malte Herwig: Bildungsbürger auf Abwegen. Naturwissenschaft im Werk Thomas Manns, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2004 (= TMS XXXII).

[4] Malte Herwig follows the same strategy that Michael Neumann follows in the commentary of *Der Zauberberg* of the GKFA edition (5.2). Here as well, the reader can find many passages where Mann's descriptions are associated with scientific books of the time. The main difference between both works is that, while Neumann focuses mainly on one book, Malte Herwig includes more sources that Mann possibly read. Nevertheless, both works clearly show how these sources came to be part of Mann's book.

ticular idea, his prose also reflects the notions of authors such as Ernst Krieck, Oswald Spengler, Max Meyer and Wilhelm Bölsche.[5]

Through this section, Mann repeats the following question three times: »What is life?« In order to answer this question, the author uses knowledge abstracted from the books of the mentioned scientists and writers. Paying special attention to some natural processes that could be of main interest to decipher the limits between death and life, and mixing the ideas of these authors, Mann created his own perspective of how the microscopic structures relate to the macroscopic structures of the human body.

A cross-cutting topic that occurred to Mann while working on this perspective is the organization of nature. To some extent, Mann built his own *architecture* of the world and – starting from the microcosm, passing through the human dimensions, and finishing at the macrocosm – shaped a worldview based on the notions of *repetition* and *structure*; notions contained within the science books he read.

Mann did not work with isolated biological and physiological concepts and ideas. Instead he developed a worldview that follows a general intuition common among most of the books read by the author: that the laws of mechanics, able to establish accurate descriptions of the behavior of machines, can also be applied to describe the behavior of nature and to link different biological and physiological phenomena.

There are two ways to analyze Mann's point of view: chronologically and structurally. Through Mann's diaries and letters, one can determine the periods in which the author became acquainted with each of the ideas written in his book chronologically.[6] For a structural analysis, one can follow the text and reveal the corresponding scientific ideas that the author used in each stage. The chronological approach gives a clearer idea of the main ideas that gradually permeated the author's imagination. The structural approach allows us to observe how Mann put together the information to finally give form and substance to his ›architecture‹. In the following analysis, I will follow the second methodology.

[5] Although it has not been proved that Mann has actually read the books of Meyer and Bölsche, many of their ideas are reflected in »Forschung«. According to Herwig: »Zu den bisher unbekannten Quellen dürften neben Lipschütz noch zwei weitere Kosmos-Bändchen zählen: Max Wilhelm Meyers ›Weltschöpfung‹ und Wilhelm Bölsches ›Die Abstammung des Menschen‹, die zuerst 1904 erschienen.« (TMS XXXII, p. 75.)

[6] Malte Herwig uses this methodology in the section »Bildungexperimente: Der Zauberberg«. Although I use some of the data provided by Herwig, the second methodology allows a closer look at the idea of mechanization.

I. Castorp's Interest in the Structure of Nature

From the beginning of *Der Zauberberg*, Thomas Mann points out his interest in engineering and in the engineers of the time. In chapter two of *Der Zauberberg*, the reader learns about Hans Castorp's motivations to become a ship engineer, his fascination for the construction of enormous ships, and his life in the ports of Hamburg. One of the most remarkable scenes in this chapter is when the narrator compares the size of the people with the size of the ships they are building. In this scene, the narrator pays special attention to the iron bars used to construct the ships' frames.[7]

After the second chapter, the narrator neither pays special attention to the protagonist's career nor to aspects related to it (accept for some characters briefly referring to Castorp's studies). It is not until chapter five that Thomas Mann, through a journey from the macrocosm to the microcosm, outlines a particular description of nature based on the rules of mechanics. In this section, the narrator exposes the protagonist's engineering capacities.

But before speaking about this, Mann elaborates a ›theoretical background‹ regarding the relevance of the topic and its relation to society. Through Hans Castorp's experiences on the mountain (starting with his visit to the X-ray room and finishing in his room, where he develops many thoughts about books on biology, medicine, and physiognomy), Mann emphasizes some of the most relevant advances of science and technology and their role in society.

Hans Castorp has a chest X-ray examination to find out whether he has a tubercular disease. As a man who trusts in science and in what new technologies can say about the world, he is confident that this examination will allow him to know whether he is really ill or not.[8]

This episode does not only reveal Castorp's beliefs, but also marks the beginning of the journey from the macrocosm to the microcosm. For Castorp, the possibility to see X-ray images of different parts of the body means the possibility to connect the physical outside world to the physical inside world. As an engineer he knows how the objects and the bodies behave at human dimensions,

[7] The frame is the internal structure that sustains the ship. Later on in »Forschung«, the narrator – although he does not compare the human body with a ship – emphasizes that the skeleton executes the same mechanical functions as the frame of a ship.

[8] On the contrary, Settembrini has serious doubts about the results these machines can provide and mentions examples of cases where the plates of people showed spots that first were thought to be cavities, but in reality were just shadows and – vice versa – cases of people where no spots were detected, although these people had already developed a significant health condition. In this episode, Castorp immediately confronts Settembrini and has him understand that his words are not in accordance with his actions because, if he thinks that the X-rays are not able to provide information about the health of a person, then he should not take them into account and should leave the mountain.

how the laws of mechanics can describe their movements and actions. But so far he has not been in contact with the inner world of the human body – this causes a shock to the protagonist.[9]

When Castorp enters the X-ray room he cannot recognize the functions of all the different apparatus needed to obtain an X-ray plate. The phantasmagoric images of the parts of the body attract his attention and, although he finds the images of knees, arms or feet extremely interesting, what fascinates him the most is the conjunction of all these parts, i. e. the skeleton of a human being. Castorp is captivated by how the human body looks from the inside.

For Castorp, this vision is a revelation and when the ›current of thousands of volts‹ penetrates his body, he and his cousin Joachim do nothing but listen to the noise produced by the machine. In the dark room the sound of the motor increases and decreases while the power of the machine causes the floor to tremble:

> Irgendwo knisterte ein Blitz. Und langsam, mit milchigem Schein, ein sich erhellendes Fenster, trat aus dem Dunkel das bleiche Viereck des Leuchtschirms hervor, vor welchem Hofrat Behrens auf seinem Schusterschemel ritt, die Schenkel gespreizt, die Fäuste daraufgestemmt, die Stumpfnase dicht an der Scheibe, die Einblick in eines Menschen organisches Inneres gewährte. (5.1, 330)

This scene does not describe the way in which the X-ray machine works, although it marks the beginning of Castorp's journey towards the confines of matter, towards what humans are able to perceive in our dimensions and what can be found in smaller and bigger dimensions. Just as in *The Time Machine* of H. G. Wells,[10] which Thomas Mann read precisely in the period when he wrote this section,[11] this scene is comparable with the one where the ›traveler‹ is about to make a voyage through time and space. In *Der Zauberberg*, Castorp commences a travel through matter, outlining how human organs are connected to each other and what their particular function is. Step by step, he gets closer to the confines of knowledge and he thinks about the atomic world and the rules governing it.

Castorp shows a strong confidence towards what science and technology can say about nature. The result of the X-ray examination confirms what Dr. Behrens anticipated. For Castorp, this gives evidence for his hypothesis »… wie die Ehre der Wissenschaft es nur irgend verlangte« (5.1, 333). In this particular case, the X-ray plate confirms the symptoms of the patient.

[9] Before entering the room, Castorp is distracted by the presence of Clawdia Chauchat, who is with him in the waiting room, but later on he gets very excited while watching the inside of his body.

[10] H. G. Wells: The Time Machine, London: Penguin books 2000.

[11] Tb, 18. 4. 1920.

After this episode, Castorp is increasingly interested in the functioning of the human body. Settembrini, confirming his educational role, speaks to Castorp about Darwin's theory of evolution and about the ›League for Organization of Progress‹ whose main objective is to, through the understanding of the human body, perfect it and free it from disease, which is a clear consequence of the industrial world. This league seeks to combat human suffering on the basis of the social sciences. But Castorp does not denote an interest in this topic. Instead, he is interested in what Dr. Behrens says about the human body.

When Castorp and his cousin, a few pages further, pay a visit to Dr. Behrens' house to have a look at some of his paintings, they start a conversation about the human body, first from an artistic point of view and afterwards from a biological and physiological perspective. Even though they speak about some characteristics of painting (for instance the influence of light in colors), the conversation is mainly about what exists below the skin of a body. Here, Castorp shows interest in medicine and its methodology to study the processes of life. Thinking about the painting that depicts Clawdia Chauchat, Castorp recognizes how the human being is at the center of the study of many disciplines, of many ›humanistic professions‹ as he defines them. It becomes clear to him that the engineering sciences should also be interested in this topic. He arrives at the conclusion that science and arts, the former a matter of intellect and the latter a matter of beauty, are part of the same study: the study of the human being.

Castorp's analysis takes him to link his own profession to topics such as biology and medicine. The X-ray image connects the physical outside world with the physical inside world, and the painting of Clawdia Chauchat connects Castorp's engineering education with biology and medicine. These two experiences mark the protagonist's future interest in the subjects he studies in the fifth chapter.

Hans Castorp is an engineer and the only possible way for him to analyze the biological and medical books is from an engineering point of view. He thinks the internal and external behavior of a human being, just as machines, can be described according to the laws of mechanics. This engineering approach is emphasized in the section »Forschung«.

Before writing this section of chapter five, Mann became acquainted with different material that emphasized the relationship between science / technology and society. Two books Mann read while writing the previous sections to »Forschung« are Oswald Spengler's *Der Untergang des Abendlandes*[12] and Ernst Krieck's *Die Revolution der Wissenschaft*[13]. In both books, it is possible

[12] Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes. Umrisse einer Morphologie der Weltgeschichte, Bd. 1: Gestalt und Wirklichkeit, Wien / Leipzig: Braumüller 1918.

[13] Ernst Krieck: Die Revolution der Wissenschaft. Ein Kapitel über Volkserziehung, Jena: Diederichs 1920.

to identify ideas that Mann obviously found stimulating to develop his own reflections on science and technology and their relation to the period.

I.1 Oswald Spengler

Although Thomas Mann read Oswald Spengler's book over a year before beginning to write »Forschung«,[14] some of the ideas he underlined in his edition already show his interest in the mechanical approach.

For Spengler, numbers belong to an extensive sphere and mathematical objects are not related to different periods. But the vision of nature is clearly established in the function of each culture: »Natur ist eine Funktion der jeweiligen Kultur.«[15] For Spengler, the physical systems developed in the Apollonian, the Magic and the Faustian souls were grounded in statics, chemistry and dynamics respectively, and only function within the confines of each culture.[16] One of the central ideas of Faustian culture is spatial infinity. This concept generated some expressions such as the infinitesimal mathematics, dynamics (as intended in physics), and machine technology.[17]

For Spengler, the mechanical worldview is inherent to Faustian culture and can be noticed even in the arts. From his point of view, the artists of this culture are workers and not creators. The mechanical movements of the brush only create points and squares. Although this is a cold art, the management of the technical resistance is extremely scientific,[18] just like Dr. Behrens' paintings.

One of the most representative characters of Faustian culture is the figure of the great engineer and organizer, who exemplifies the development of people in highly intellectual civilizations.[19] For Spengler, every culture generates a particular knowledge of nature based on a religious belief. In the case of Western civilization, pure mechanics is its primary dogma. In this culture, supported by the language of images, science considers mechanization as its final aim.

[14] Mann started reading the first part of the *Der Untergang des Abendlandes* around May 1919 (Tb, 9. 5. 1919) and he wrote »Forschung« from the end of July 1920 (Tb, 28. 7. 1920) to the end of September of the same year (Tb, 30. 9. 1920).

[15] Spengler repeats this sentence many times throughout his book. (Spengler, pp. 241, 554.)

[16] Examples can be found if the mathematics and the arts of a culture are compared: to Euclidean geometry correspond the arts of the statue, to algebra the arabesque, and to calculus the fugue. (Spengler, p. 559.)

[17] Ibid., p. 396. Later on in this same chapter, Mann uses the idea of infinity for the description of the microcosm.

[18] We can appreciate examples of this in the paintings of Leonardo to Rembrandt, whereas the style of Michelangelo (completely opposite to the other two) intends to cultivate fools rather than the educated. (Ibid., p. 406.)

[19] In this culture, the mechanization of the fact, which is an organic principle, allows the understanding of the work of people as a civilized and fully organized form of interaction.

There is no science without subconscious conditions, which are generated at the awakening of culture, and in Western civilization mechanics is at the core of those conditions.

Und insofern behaupte ich, daß allem »Wissen« von der Natur, auch dem exaktesten, ein religiöser Glaube zu Grunde liegt. Die reine Mechanik, auf welche die Natur zurückzuführen die Physik als ihr Endziel bezeichnet, ein Ziel, dem diese Bildersprache dient, setzt ein *Dogma* voraus, durch welches sie geistiges Eigentum der abendländischen Kulturmenschheit und nur dieser ist. Es gibt keine Wissenschaft ohne unbewußte Voraussetzungen, über welche der Forscher keine Macht besitzt, und zwar Voraussetzungen, welche sich bis in die frühesten Tage der erwachenden Kultur zurückführen lassen.[20]

Thomas Mann thought that Spengler's words were of such relevance that, apart from underlining them in his own edition, he also wrote an exclamation mark next to this paragraph. This is perhaps one of the most valuable pieces of information denoting Mann's strong interest towards the notion of mechanization. He belonged to a culture that had adopted it and had developed it to describe natural phenomena.

Physics is the ›masterpiece‹ of Faustian culture. Theoretical physics, chemistry and mathematics entirely represent the mechanical aspect of the world. These symbols frame the understanding of nature; to some extent they are an epitome. In addition, for Spengler, these symbols have generated an object in itself. However, the Faustian knowledge of modern physics reached the limit of its possibilities by transforming the figures of prehistoric beliefs into mechanical forms of exact knowledge.[21]

To some extent, Hans Castorp represents the image of the engineer proposed by Oswald Spengler. Through the developments of physics and chemistry, he searches to find the structure of nature. In »Forschung«, supported by pure mechanics and the scientific developments of his own culture, Castorp searches to understand the organization and the mechanical structure of the human being.

[20] Spengler, p. 553.

[21] The concepts of mass and force created in Western civilization complement each other. In the past, the meaning of the concept of mass, space, absolute time, the causal law of nature, and the energy principle were well founded. According to Spengler, at the time many doubts surrounded those concepts, although these were not similar to those of the Baroque, where insights were believed to be gained through creativity rather than science. Instead, the doubts Spengler is talking about refer to the possibilities offered by science.

I.2 Ernst Krieck

In July 1920, Thomas Mann read Ernst Krieck's *Die Revolution der Wissenschaft*.[22] This book does not directly refer to the mechanical worldview, but it assigns a place to science and to what its knowledge provides to humanity. One of the principal characteristics of this work (surely noticed by Mann) is the position taken by Krieck in favor of and against some ideas contained in Spengler's book.

Although science seems to be a kind of knowledge without flaws, for Krieck science is not part of nature; it can only give a description of it from the outside. For him, science is a well-organized system like economy or religion, which has acquired a certain amount of power due to the creation of machines and industrialization.[23] Krieck does not share the idea that each society creates its own particular science. For him, a heuristic principle underlies the understanding of nature, and based on this principle the laws of nature are generated. From Krieck's point of view, science cannot be viewed apart from time and history; it is neither pure nor independent. The knowledge generated by science ideally moves forward, it is neither historical nor timeless, and it is determined by the will of the community. Its departure point is not only chance or arbitrariness but it is directed by the will of the specific ›train of ideas‹ of the community. In his book, Krieck mentions Spengler's work several times. He emphasizes the historical fatalism idea proposed by Spengler and agrees with his diagnosis of the epoch, which should be near to its end.

In the bygone era, there was a misconception that science is the only knowledge able to speak about truth. But for Krieck, truth cannot be the result of a mechanized method. In this period, all the other conducts of awareness were thought as primitive precursors of the rationalization and methodization of scientific truth. The world events of the 18th century were fundamental to science and its absolute progress taking precedence over superstition. However, in each period each person has a unique perception of nature and of truth. For this reason, science should be regarded as only one of many ways to get closer to the truth. And due to the multiple points of view generated in a society, a comparison of values cannot exist. Science then should be considered as the most typical form of perception in Western humanity. Modern science, through its methodology, has dreamed about the exhaustion of what can be known. However, knowledge is pragmatic and is provoked by the will of hu-

[22] Tb, 1.7.1920.

[23] Krieck, p. 31. He wonders whether natural sciences and mathematics are important from a historical point of view; he is well aware of Spengler's position regarding this topic. (Ibid., pp. 34f.)

manity, although history teaches us that the will can change. In this period, religious systems were forgotten and science was conceived as the predominant manner to ›know‹ nature.[24]

If the discoveries of all sciences are conditioned by the values and ideals of a community, then the education of this community is regarded as one of the most important tasks and duties. In a cyclical life and a closed culture, this phenomenon repeats itself within science. In this closed system, advances will be carried out as long as the goals and the values are kept. However, outside these systems infinite possibilities of knowledge exist.

In Krieck's model, every science tends to develop a conception of the whole and the contents of life. This framework directs the actions, where every detail is part of a whole. The concepts of space, number, time, and motion do not vary in the different areas of knowledge. They maintain the same relationship between form and function, and the foundations of measurement involved in the scientific discoveries are basic elements of the philosophy of life.

Mann's reading of Spengler and Krieck is reflected in *Der Zauberberg* mainly in the discussion between Castorp and Settembrini about the X-ray machine and its capacity to verify the patients' illnesses. Castorp is a follower of Krieck's and Spengler's models. He is an engineer who believes in the rules of science of his time and respects what the machines tell him about natural phenomena. From this position, he visualizes that the laws of mechanics can describe the internal and external movements of a human being.

II. The Human Body as a Machine

By the beginning of »Forschung«, winter has come and Castorp is kept within the walls of the sanatorium. On his balcony, immersed in the silence of the night, he breathes fresh air while he studies subjects with no direct link to his career. After three months, the engineering book he brought with him (»Ocean Steamships«) has nothing more to say to him. His family sends him other engineering books of shipbuilding, but these books do not attract Castorp's attention. Instead, he turns his attention to books on biology, anatomy, and physiology.

The engineering books, which »lagen aber vernachlässigt zugunsten anderer […]« (5.1, 415), do not interest him simply because he already possesses the knowledge of engineering (he knows how the laws of mechanics can describe the natural phenomena of our dimensions) and not because he denies their relevance for the description of nature. On the mountain, Castorp, after his

[24] Ibid., pp. 53 f.

experiences at the X-ray laboratory and Dr. Behrens' house, thinks about the differences and the connections between worlds of distinctive dimensions.

Castorp's interest in other subjects does not reflect a loss of interest in the engineering sciences. On the contrary, the protagonist uses the knowledge he acquired at the Technische Hochschulen of Braunschweig and Karlsruhe to analyze the books he reads. His reading of natural sciences books instead of engineering books only represents a change of dimensions and not a change of activity. Castorp examines some of the most recent biological and physiological concepts through the lens of engineering. He reasons that the laws of mechanics, applied for the construction of ships and machines, can also be used to describe the behavior of microscopic structures.

From the moment when Castorp starts reading biology books, he pays attention to the engineering notions. The narrator uses words such as organization, structure, laws, impetus, motor, symmetry, network, tubes, pipes, construction, and functions, to explain what Castorp thinks about the biological processes and the work produced by a human being.

Castorp defines the study of these subjects as the study »von der organisierten Materie« (5.1, 416). He believes matter is ordered and is constructed through the repetition of basic structures that follow certain laws of formation; he discredits recent theories asserting that matter could not have a structure, where organisms exist without a basic organization. For Castorp, this is neither conceivable nor possible.

For him, the human body works just like a machine. Its main source of power is the brain, which gives the main impetus for the functioning of the whole system. This organ acts like an engine and is connected to the nerves of the body. In this mysterious symmetrical disposition, the limbs are nourished through the network of the nerves. The veins and the capillaries run aside a structure formed by ›tubes‹, the skeleton. The bones, attached to each other by glue (»der Leim«), offer the necessary support to the human body.

This high-order organism is composed not only by small organized units with a common origin, but these units have adapted and formed different functions, allowing the generation of multiple organs. These organs and their particular functions have given way to anatomical elements. One of the characteristics of these elements is that they cannot function by themselves; they have special functions and respond only to certain stimuli. The work, coordination and organization of these elements have made the existence of higher living units possible.[25]

[25] The function of each of the components is an essential characteristic of the higher living units. For Castorp, nature is the ultimate reflection of what highly social organizations can achieve. The division of multiple tasks is a condition fulfilled by complex organisms; otherwise

As soon as Castorp starts studying anatomy books, he immediately recognizes that the laws of mechanics can describe the movements of the human body. His studies at the technical university allow him to establish a comparison between some aspects of statics, the flexibility of the supports and the loads carried by the ships, and the movements of the human body. He also remembers that all the functional constructions must fulfill one condition: the functional use of the mechanical materials.

As the story continues, Castorp clearly shows his own view about the behavior of nature. He believes it would be childish to suppose that the laws of mechanics have found an application for organic nature. For him, these laws are not derived from the observation of nature; they are only repeated and verified in it. A clear example of the verification of the laws of mechanics is the principle of the hollow cylinder. This principle perfectly describes the structure of the bones as tubes, needing only a certain quantity of solid material to fulfill the static requirements. Castorp is well acquainted with the tensions and pressures generated in the structures that follow the principle of the hollow cylinder. This is the main reason why he thinks he can build a structure of rods and braces with a material similar to that of bones, and reproduce ›as closely as possible‹ what nature had built. He also understands why the head of the femur of the human body has to have the shape of a crane. To construct a mechanism similar to the trabecular bone, Castorp would have to give the same shape and same freedom of movement. This is a result of the calculation of the lines of tension and pressure, which come from the particular blueprint of an object exposed to similar stresses.

Castorp now fully understands the relationship between the three different aspects of nature he envisions while being at Dr. Behrens' house: the lyric, the medical and the technical. In the human mind, these three aspects should not be considered apart from each other, because in the macrocosmic world, the laws of mechanics can even describe the dynamics of the human body.

Which is the theoretical background behind the mechanical perspective developed by the protagonist? Two texts in particular provide Mann with the necessary information to portray how nature works in the dimensions of the human being: firstly, Oscar Hertwig's *Allgemeine Biologie*, and secondly, Ludimar Hermann's *Lehrbuch der Physiologie*. In the next sections, I will explain the mechanical approach both authors reflect in their books. The chosen extracts not only expose the information used by Mann, but also both authors' strong belief in the description of nature by the laws of mechanics.

the multiple tasks cannot be carried out. For Oswald Spengler, the basis of Faustian social organization lies in the work that each human produces, which is only possible »durch die Mechanisierung des organischen Prinzips der Tat […]« (Spengler, p. 529).

II.1 Oscar Hertwig

Mann started to read Hertwig's book as of mid July 1920: »Lese die Allgem. Biologie von Hertwig.«[26] By the end of the same month, he had already written some preparatory notes meant to help in the writing of the mentioned section, which was written mostly in the month of September of that same year.

The ideas that Hertwig presents in chapter nineteen, »Die Theorie der Biogenesis«, are remarkably similar to those of Mann. In section three of this chapter, entitled »Mechanische Einwirkungen von Zug, Druck und Spannung« (The mechanical effects of tension, pressure and stress), Hertwig uses the rules of mechanics to explain different natural phenomena. He speaks about the formation of »mechanical tissues« and its development in particular places of the bodies of plants and animals. Hertwig emphasizes the accuracy of the mechanical rules to describe diverse behaviors occurring at both, microscopic and macroscopic levels. He outlines similarities between microstructures and macrostructures by means of particular examples.[27]

In the next section, »Die Bedeutung von Druck und Zug für die Entstehung mechanischer Gewebe« (The importance of pressure and tension for the development of mechanical tissue), Hertwig describes how the constant stimulus of pressure and tension encourages the formation of resistant substances on a microscopic scale, as it occurs in the protoplasm, and on a macroscopic scale, as it occurs in particular parts of plants and animals.

Supported by the results of experiments conducted by some of his colleagues, Hertwig emphasizes the direct relationship between the tension and the pressure that act constantly in particular places of the structure of plants and the development of mechanical tissue. The formation of a mechanical tissue arises if a particular point of a body is constantly under the action of forces of tension and of pressure. In these experiments, Hertwig also outlines how the external conditions are determinant for the functional adaptation of the plants.

But it is not only plants that develop this tissue. This phenomenon can also be observed in the skeletal formation of animals.[28] According to Hertwig, the

[26] Tb, 8. 8. 1920.

[27] In the first section, Hertwig explains how in the sub-planes of the cells of some animals and of some plants, the direction, the shape, and the arrangement can be modified. In the dividing cells of some tissues, the form of the eggs and the direction of the dividing plane can both be influenced by the application of forces of pressure and of tension. The ›potato experiment‹ helps the author to emphasize how the direction of the septa, of dividing cells, can be modified in the tissue of plants. (Oscar Hertwig: Allgemeine Biologie, Jena: Gustav Fischer 1920, pp. 469 f.)

[28] As early as 1864, the French physician Charles Emmanuel Sedillot experimented and changed the original places of the mechanical tissue of different animals. He removed two of the four tibias of small dogs and he proved that the change of places where tension and pressure were applied would originate a change in the natural structure of the animals. (Hertwig, pp. 470 f.)

rules of engineering can describe the structure of animals as well as plants, as both follow the laws of mechanics. In some organ-systems the external conditions determine the formation of biological patterns; here the mechanical behavior is quite notorious. Hertwig considers it essential to be acquainted with the field of mechanics, should the structure of plants and animals want to be properly studied. This is why, in his biological study, he includes some relevant aspects of engineering.

Hertwig directs his attention towards the reaction forces of tension and compression that occur in bars of different materials such as wood and iron. If one applies a force over the concave surface of the bar, the particles compress among each other. On the opposite side, over the convex surface, the force stretches the particles and detaches them from each other.

The pressure affects only the superficial layers of the beam, i. e. the bending force does not act in all the different layers of the material. Only the layers near to the surface will generate a mechanical response opposing to the acting forces. The middle layer, known as the ›neutral layer‹, is not involved in this mechanical reaction. Therefore, even if this layer is removed or replaced by a lower quality substance, the mechanical behavior of the entire structure is not altered.

These engineering principles are constantly used in the iron industry. The manufactured iron bars are not full bars. This has several advantages: it saves material, it makes the support as light as possible, and the ›neutral layer‹ disappears.

The construction of the bars is based on the concept of the so-called T-carrier. In its cross-section the shape of this structure is the one of a double Roman.[29] Putting together many T-beams can form a complete cylinder. When different edges of many T-beams interconnect with each other, they generate an inner filling and form a hollow cylinder.[30] Finally, the hollow column can be generated if the strength of the assembly is not reduced, meaning that the opposite plates of the individual T-beams should not be connected.

The mechanical tissue of many plants and animals follows the same structure. In the first subsection, »Die mechanischen Einrichtungen bei Pflanzen« (The mechanical devices in plants), Hertwig supports his claims with the ideas of

[29] Three bars are fixed in one single structure, two parallel to each other and both perpendicular to the third one, which is located between the other two. The plate that resists the pressure is known as the compression pressure, whereas the parallel plate on the stretched side is known as the compression tension. The middle plate prevents shearing and it replaces the fill. The bending strength of the entire structure depends mainly on the distance between the parallel beams. (Ibid., p. 472.)

[30] In each of its points, the form of the hollow cylinder is equally resistant. This is the main reason why this form is given to the iron bars, so they can support the same degree of bending strength in all directions. (Ibid., pp. 472 f.)

authors such as Simon Schwendener, who pioneered the mechanical description of plants, especially regarding their shafts.[31] Here, the mechanical cells of the strands (the *stereom*) give the strength to support the shaft.[32]

Usually, the strands of the stereom (located as close as possible to the surface) form a hollow cylinder. The epidermis is (most of the time) beside this structure, although, depending on the type of plant, thin or even thick layers of tissue are located between them. In green stems there is assimilation tissue between the epidermis and the stereom strands. Hertwig presents the cross-sectional images of the shaft of three different plants.[33] The skeleton structures of these plants contain diverse fillings. But these fillings do not interfere or influence the mechanical behavior of the plants.[34] In fact, in most of the grasses and many other plants, this area of the cross-section is hollow, exactly as in the case of the iron beams that follow the mechanical principles of the hollow cylinder.

The other subsection, »Die mechanischen Einrichtungen bei Tieren« (The mechanical equipment in animals), extends Hertwig's ideas. For the author, the mechanical structure of the stereom is repeated in the bone tissue of vertebrates. The bending of solid supports, as pointed out by the engineering sciences, is constructed with the lowest amount of material. The long bones of the vertebrates are formed according to the principle of the hollow cylinder. On the outside, the bone structure is composed by a compact layer of bone tissue and, in the inside, by a yellow marrow substance with no mechanical function. Furthermore, Hertwig points out how the mechanical principles can describe the architecture of the vertebral bodies and the movements of spongy bones located at the end of the long bones in the metacarpals and in the tarsal bones, where forces of tension and pressure act constantly.

The structure of the upper end of a femur and the structure of a crane are similar. In his history of bone architecture, Julius Wolff outlines that Karl Culmann, while looking at Hermann von Meyer's preparations, notices how the different positions of the *spongiosa trabeculae* in the human body correspond exactly to the same places where lines of effort act.[35] He knew this because he

[31] Schwendener pays special attention to the shafts of plants with a vertical rise over the surface of the earth, and to how they are heavily loaded in the upper part by the flowering of grasses. This load already generates a resistance, and this resistance even increases due to the wind that blows laterally.

[32] The strength of the shafts can be compared to a thick iron wire. Sometimes fresh filaments with a diameter of one square mm can support loads up to 25 kg. (Ibid., p. 473.)

[33] *Arum Maculatum, Molina Coerulea* and *Anthericum Liliago*. In the three of them it is possible to visualize the manifold variations that occur in the arrangement of the stereom strands.

[34] At the center of the structures of the *Arum Maculatum* and *Anthericum* there is parenchymal tissue. At the centre of the skeleton cylinders of other plants, different kinds of woody stems can be found.

[35] The intervention of Karl Culmann, the founder of graphical statics, who was consulting

himself had drawn the effort lines of bodies exposed to comparable forces and with similar shapes. Then he drew a figure, reproducing the contours of the upper end of a human femur, and applied to it the human conditions of static mobilization. Culmann's students drew the corresponding pressure and tension lines of the forces that acted upon the figure. The resulting scheme was not similar, but identical to the possible trabeculae movement at the upper end of the femur.

The lines or curves of tension and pressure show the directions of the most demanding pressures and tensions received by a body. Through these schemes, it is possible to know precisely where the strongest resistance against these forces is performed. Solid and hollow bodies (with the same shape) composed by rods and bands of a mechanical useful material, and with the same corresponding tension curves and pressure curves, can stand similar strains.[36]

Through the concepts of the hollow cylinder, the structure of the head of the femur, and the drawings of lines of pressure and tension, Mann makes reference not only to Hertwig's biological work, but he also echoes the idea that the laws of mechanics can entirely describe nature on both levels, microscopic and macroscopic.

II.2 Ludimar Hermann

By the end of July 1920, Mann was carefully reading Ludimar Hermann's *Lehrbuch der Physiologie* (Textbook of physiology): »Lese in der von Herrmanns entliehenen Physiologie.«[37] Mann was preparing his own work by acquiring the necessary knowledge. He took many of Hermann's ideas and developed them in »Forschung« with the purpose of reinforcing his particular vision of nature.

In his book, Ludimar Hermann defines physiology as the science able to describe the regular processes of living beings. This science intends to understand the functions of the living systems, examine the physical and chemical processes produced in cells, organs, organ systems, organisms, and comprehend how these relate to each other. Hermann's book mainly studies human physiology.

This book constantly refers to the laws of mechanics while analyzing different physical and chemical processes of the human body. In his introduction,

palaeontologist Hermann von Meyer while he was researching the nature of the cancellous bone, was fundamental to obtain a visualisation of the structure of the vertebral bodies as mechanic structures; he gave an insight into the behaviour of nature. (Ibid., p. 476.)

[36] Both achieve the same purpose, although engineers use less material in the construction of the latter. (Ibid., pp. 476 f.)

[37] Tb, 27. 7. 1920.

Hermann outlines that the goal of physiology is not only the determination of natural phenomena, but also their explanation. He recognizes the impossibility of finding the ultimate causes of natural phenomena, and to reinforce this conclusion, he quotes the physicist Gustav Robert Kirchhoff who says that mathematics, although able to describe, for instance, planetary motion, can provide only reductive descriptions.

According to Hermann, the explanations of the physiological processes changed in the middle of the 19th century. Until then, these processes were catalogued as a ›manifestation of the life force‹, a notion valid for living beings. This ideology is known as *vitalismus*. However, this position was gradually abandoned when it was recognized that, for the existence of life, some physical and chemical conditions had to be fulfilled. At first, people were not interested in explaining, from this point of view, phenomena such as the contractions of the muscles, the conduction of nerves, or the secretion of glands. But this radically changed when the physician William Harvey explained the systemic circulation and the properties of blood. Suddenly, to establish accurate explanations of phenomena such as the locomotion, the respiration, and the digestion processes, many others followed the methodology pioneered by Harvey.[38]

For Hermann, another historical breaking point occurred when the physicists James Joule and Hermann von Helmholtz developed the principle of conservation of energy and applied it to understand the behavior of living organisms. After this discovery, the decomposition of the bodies of animals (provoked by the sun) is understood as a combustion process that generates combustible substances. The next step was to investigate how these substances generate chemical reactions. Here, physiology was involved in the analysis of the chemical decomposition and traced the physical and chemical life processes of small parts of the bodies.

But Hermann asks himself how far this research could keep going. He wonders if the laws of nature, at some stage, will be able to explain the entire physical phenomena of living organisms. For him, the advances of the physical research are undeniable, although the study of the cell, for instance, was far from completed, especially regarding its morphology and its structure. From his point of view, this case was a »hoffnungslose[s] Rätsel«[39] (a hopeless puzzle).

[38] Ludimar Hermann: Lehrbuch der Physiologie, Berlin: August Hirschwald 1905, pp. 5 f. Earlier, this mechanical thinking was compatible with the vitalistic approach, although this belief was abandoned soon after.

[39] Hermann, p. 6. For Hermann, only Darwin's evolution theory could explain the organization of small structures of living organisms. From this theory, the law of heredity clearly was of particular interest to the field of physiology. Considering this law, offspring has almost every characteristic of the progeny, although small variations can benefit the conservation or propa-

The first two chapters of the book are devoted to the study of physical and chemical concepts. In the first chapter, Hermann pays special attention to eight of the twenty-three physics topics: 1. Thermal relations of gases, 2. Changes of state. Cyclic processes. The second law of thermodynamics, 3. Elastic vibrations. Sound, 4. The reflection and refraction of light, 5. Liquid chain, 6. Monitoring electrical currents, 7. Induction, and 8. Capacity. Condensation. Electrical Oscillations.

These eight topics are heavily loaded with mathematical formulas, because in subsequent chapters, these basic physical principles allow for a better understanding of the mechanisms of the human body. In chapter four and chapter seven (section D), supported by the theory of elastic vibrations, Hermann explains how the voice of a human being produces sounds and how the inner disposition of the ear enables it to listen. In chapter seven (section E), he makes extensive use of the reflection and refraction of light to describe the sense of sight. In chapter thirteen, supported by the mechanics theory of heat, he describes the thermodynamic processes that occur within an organism while moving.

In each of these examples, Hermann compares the human body with different machines. In the first case, he introduces pictures of a phonograph and associates the internal mechanism of this machine with the internal mechanism responsible for the production of human sounds. In the second case, he compares the mechanism of the pupil with the setting of a camera. In the last case, Hermann outlines that the principles used to explain the work of any machine can also describe the work of the muscles of a human being.

In chapter two, »Allgemeine Physiologie der Muskel« (General physiology of muscles), Hermann uses mechanics to describe the movement of the muscles. Chapter three is dedicated to the movements of the skeleton and locomotion. Particularly, section four of this chapter, »Das Gehen und Laufen« (Walking and running), explains how the laws of mechanics can describe the movements of a human being. Perhaps this is the chapter where Hermann makes more use of mechanics.

In this section, Hermann emphasizes the dynamics of the gait of humans and represents the bodies' movement through mathematical formulas. Here, the author presents an experiment that can measure, for instance: gait variations, the length of a pace, the time it takes for the body to perform this movement, and the pressure applied by the foot to the earth.

Thomas Mann paid special attention to some of these ideas. He was definitely interested in the physiological processes, but in Hermann's book, these pro-

gation of the species. After many generations, the shape and the properties of the structures will change and, over time, will become more and more functionally organized.

cesses were strongly connected to a mechanical worldview. The physical and chemical ideas outlined by Hermann at the beginning of his book came to be fundamental in understanding the human body as a machine which behaves according to the laws of mechanics.

III. Microcosm (or the Lack of Structure in Cells and Atoms) and Macrocosm (or Repetition)

After comparing the body of a human being with a machine, Mann continues his analysis in *Der Zauberberg*. The ideas he presents in this part of the book are similar to some scientific concepts of the time. Although it is not clear whether Mann had read all the texts mentioned below, the similarities between their scientific concepts and Mann's descriptions are undeniable. The knowledge of these ideas enabled the author to explore subjects such as the confines between life and death and the limits between matter and non-matter; both fundamental topics to understand the basis and the limits of a mechanical worldview. The first scientist Thomas Mann read was Alexander Lipschütz. He read his book *Warum wir sterben*[40] in February 1920 – much earlier than the books of Hertwig or Hermann. The other two books the author may have read are: Max Wilhelm Meyer's *Weltschöpfung*[41] and Wilhelm Bölsche's *Die Abstammung des Menschen*[42].

Within »Forschung«, Mann's narrator extends the reasoning he uses while analyzing the behavior of the human being and applies it to the microscopic world. Following the same strategy and based on the necessity to give a certain organization to nature, he elaborates his own perspective of how the world is constructed. However, as he approaches unobservable structures such as cells and atoms, the narrator starts wondering whether defined structures exist in those domains. Before the end of this section, the narrator leaves open the possibility of a world based on a chaotic system, instead of an organized and structured one.

Hans Castorp recognizes the microcosmic world composed of cells and atoms as a world that at that time had not entirely been studied; for him, this is mainly because the human eye is not able to perceive the phenomena occurring at that level, i. e. because the appropriate tools to measure the characteristics of the small entities are inexistent.

[40] Alexander Lipschütz: Warum wir sterben, Stuttgart: Franck 1914.

[41] Max Wilhelm Meyer: Weltschöpfung. Wie die Welt entstanden ist, Stuttgart: Kosmos 1904.

[42] Wilhelm Bölsche: Die Abstammung des Menschen, erw. und verb. Jubiläumsausg., Stuttgart: Kosmos 1907.

The functioning of the ›cell‹, its organization, construction, and reproduction was far from being well understood. The narrator integrated relevant findings of the biologists of the time, such as the importance of the protoplasm for the functioning of the cell. But he also emphasizes the lack of explanations able to explain the functional behavior of the cell's components. For the narrator, somehow ›life was prohibited from understanding itself‹.

At this level, mechanics is not able to explain the ›achievements of the protoplasm‹. The maximum magnification of the microscope is not enough to decipher, for instance, the »verwickelte Art- und Individualeigenschaften des Vaters.« (5.1, 427) These practical limits have led scientists to believe that all cells have the same structure. Following this idea, the narrator considers the cell as a discrete unit of life that, with many other cells of its kind, contributes to build (»den sie aufbaute«, 5.1, 427) higher organisms. These ›building blocks‹, just as any animal, are constituted by submicroscopic living entities, which grow, multiply and are organized to work and to cooperate in the service of a living organism of higher order.

However, this idea does not convince Hans Castorp, especially because these living structures are the creators of life. From his point of view, a lack of organization in their structure is unthinkable because for him, life must be based on organization.

In this section, the narrator presents a paradox inherent in the concepts of organization and element. If a cell is organized, then it cannot be elemental because the organization of an organism depends on the disposition of the many different parts composing it – meaning the cell is composed by other elements. And these elements should be living entities (despite their small sizes), once again structured and organized. In turn, these smaller entities should be composed of other much smaller living entities.[43] For the narrator, a living entity has to be built through organized and smaller entities.

The prose describes how smaller living elements, independent of these multiple divisions, should continue to exist; otherwise the notion of *archebiosis* (the development of organic life from inorganic matter) should be considered at the core of theories of life. From the narrator's point of view, the gap between living and non-living matter has to be filled by non-organized ›entities‹. In these dimensions, one can find the threshold between organic and inorganic matter.

The narrator portrays the atom as a concentration of something, although immaterial, strongly related with matter. The atom is thought as an entity that marks the division between material and immaterial. And just as in the case of the cell and organic / inorganic matter, where the idea of *archibiosis* is con-

[43] Spengler's infinity concept can be helpful to explain this repetition of organization.

sidered to explain the creation of organic matter from inorganic matter, here the same idea could be used to explain the creation of matter from non-matter. Matter and non-matter, and organic and inorganic matter, are two fundamental topics that have to be taken into account, should the origin of life want to be explored.

After speaking about the edge between life and death, the narrator turns his attention to the similarities between the atomic model and the cosmic systems located in outer space. Mann draws a parallel between entities rotating around the center of the atom and the planets rotating around the stars.[44]

Here, Hans Castorp draws a parallel between the repetition of the division of labor in an organic organism and in a social community. But he also observes that this repetition, inherent to the structure of the atom, is the same as the structure of many objects in the solar system. The inner world, the world of atoms, and the outer world, outer space, reflect similar structures; the same pattern of organization is noticeable in both ›worlds‹.[45]

»Forschung« finishes with the following reflection: due to its own dimensions, the human being has assigned the atom a »komische Charakter der ›kleinsten‹ Stoffteile […]« (5.1, 431). For the narrator, the concepts of inner and outer are relative to the perspective of the human being. In smaller dimensions, the atom could be regarded as an outer world (as we regard the universe), and in bigger dimensions, the universe could be regarded as an inner world. But if dimensions are not taken into account, the structure of the atom and the structure of the universe have the same design and organization; the fundamental distinction between both models concerns the measurements that humans carry out and hence, one is contained within the other.[46]

On the one hand, this section shows how the author addresses microscopic concepts and ideas. On the other, it pays special attention to how the author establishes a link between the macrocosm and the microcosm based on the idea of repetition. But which were the mechanical concepts behind the ideas of the scientists that Mann read?

[44] For the narrator, this idea contains a powerful explanation that could be compared with the idea of a multi-celled creature as a ›city of cells‹ – the idea should not be considered only as a metaphor.

[45] This same repetition is found in the composition of plants and animals.

[46] The narrator takes this idea to the edge and imagines multiple Hans Castorps, contained within the body of the protagonist, repeating himself over and over again.

III.1 Alexander Lipschütz

In his book, Lipschütz wants to answer the question of what ›life‹ is. He analyzes the phenomena occurring within the cell to find an answer to this question. This unit of matter is responsible for the generation of life, which is generated through the chemical changes (burning of the proteins) contained within it. The material – burned in a ›small chemical laboratory‹ – comes from the outside of the cell. The combustion product, known as *metabolic product*, is waste material separated from the cell once it has been used. Within the cell, there is a constant change of material; new material is burned and once again expulsed. In this cycle, in the metabolism of living material, is precisely where Lipschütz believes the mysteries of life lie. The science that studies life should be deeply interested in analyzing the chemical process of this metabolism. To examine the metabolism of cells is to study and to conduct research on the origin of life.

Lipschütz compares the metabolism of living material with the process that takes place within a steam engine, where a similar burning process of substances takes place. The burning of this material produces a certain amount of work, and Lipschütz compares this work with life. Through the analogy with the steam engine, the author states that behind the manifestation of life and living substance, is where the metabolism of the cell lies. So this metabolic process is the basis of every expression of life. For instance, the movement of muscles is a consequence of the metabolic process of the human brain, i. e. when a person thinks and moves his or her body.

Lipschütz proceeds to write about the limits between life and death. He turns his attention to the *protoplasm* because of its role in the process of the cell's nutrition. If one separates the protoplasm and the cell, then the latter cannot digest food. The protoplasm regulates metabolism and enables the nutrition of the cell, so it is a key component in understanding the production of life itself.[47]

Lipschütz also points out the notion of repetition within nature. He studies the *paramecium* (a kind of unicellular ciliate protozoa) and, through an image, shows how these living protozoa organisms denote a substantial degree of symmetry during the process of division.[48]

[47] In the commentary to *Der Zauberberg*, Michael Neumann relates the words used by Mann to the books of Oscar Hertwig and Ludimar Hermann: »… mit den Eigenschaften des Lebens begabtes Klümpchen von Protoplasma« (Hertwig, Allgemeine Biologie, pp. 7 f.; Hermann, Lehrbuch der Physiologie, p. 116). Although Neumann's observations are illustrative, Lipschütz's description on why the protoplasm is fundamental for the generation of life goes more in accordance with what Mann emphasizes in *Der Zauberberg*.

[48] Lipschütz, p. 26. One of the figures of the book shows a scheme of the precise moment in

Multicellular organisms die, because when old cells' metabolism does not function properly anymore, they are unable to produce the same amount of work.[49] For Lipschütz, the cells of the human body are all part of a device that behaves exactly like a machine. If the collaboration among neurons – based on a fine-gearing mechanism – enters into an advanced stage of disturbance, then the entire mechanism stops working. The disturbance in the mechanism of the nerve cells initiates a process of rapid death of cells – first of the aged cells and, as time passes, also of the healthy cells.

Lipschütz conducts experiments with cells in a nutrition solution to emphasize the mechanical behavior among the cells of an organism.[50] The metabolites, the waste products of every living cell formed through the process of metabolism, are normally removed by the healthy cells of paramecium.[51] However, if the nutrition solution is not exchanged, the metabolites accumulate in it, and after some time it becomes very difficult for the healthy cells to eliminate them. This alters the normal metabolic process, and at a certain point, every single cell of the human body (such as the cells that generate mental work, the heart muscle cells, the cells of the muscles that carry out mechanical work, or the cells of the kidney and the lung) experiences this transition. If these cells are not ›washed‹, then the material accumulates and kills the cells.[52]

The last topic related to mechanics is concerned with what the author considers to be the elixir of life. From his point of view, science has already deciphered this elixir, which is based on the perfect balance of the metabolism of cells. In mechanical terms, this balance could be described as the ›optimum‹

which a paramecium is divided in two equal organisms. The organisms reproduce once per day. All the daughter cells also reproduce and each of them divide again into two equal organisms. This process can be prolonged ad infinitum. After five years, Woodruff has produced 3039 generations of paramecium. The most important aspect of this reproduction is that the grandsons are just as healthy and fresh as the ancestors.

[49] This happens, for instance, when the muscle cells of the heart suffer a change as a result of a disturbance in the mechanism of the nerve cells which are involved in the working process of the heart. After the disturbance, the heart muscles and nerve cells, although damaged, do not necessarily die. However, if the metabolism has already been affected, the heart muscles can no longer work properly. This causes the heart to stop beating and thereafter, the cells enter a cell-state where groups of cells die one after the other. (Ibid., p. 47.)

[50] This solution is relevant for the efficient functioning of the metabolism of paramecium.

[51] Once again Lipschütz compares this process with that of a steam engine where the ashes are being constantly removed. (Ibid., pp. 57 f.)

[52] For the author, among multicellular animals with a nervous system, the mechanism of natural death is exactly the same as it is directly related to the gradual increasing of atrophy of the cells. This atrophy is a consequence of the accumulation of metabolic products, which were unable to leave the cell as fast as they once did. The products interfere with the metabolism of the cells, causing the collapse and death of the cell. Once the process of death has started and some cells have died, then a rapid spread of the death phenomenon takes place. (Ibid., pp. 57 f.)

work, where the cells maintain a metabolic rhythm and do not allow the generation of more metabolic waste they can eliminate.

III.2 Max Wilhelm Meyer

In »Forschung«, Thomas Mann also addresses some ideas contained in the book *Weltschöpfung*. Mann focuses his attention on the structure of nature – particularly on how small structures as well as celestial bodies reflect the same organization – and thereby establishes a connection between the macrocosm and the microcosm.

For Max Meyer, the individual molecules are composed of organized atoms (elemental materials joined by unknown forces) and are as complex in their structures and movements as the entire solar system. The principal question of the book is: how were these two worlds formed? From Meyer's point of view, this question can be deduced because nothing can arise from nothing. It is possible to explain the organization starting from a chaotic state, where the particles of matter move independently in an empty space. In this scenario, the primordial atoms and electrons are considered as ›building blocks‹ that construct the ›world‹ of the molecules. Later on, the agglomeration of these entities shapes the heavenly bodies. In outer space, the combination of different celestial bodies creates new stars, which penetrate each other and create new bodies composed of multiple particles ejected from other bodies.[53]

For Meyer, the study of celestial bodies should include the study of primordial atoms. He is interested in natural forces which are able to convert chaotic systems into well-organized systems and which are responsible for the structure of the world. According to him, these forces originate in the rapid movement of the ›building blocks‹. The study of these blocks should allow a better understanding of the most basic structural mechanisms of nature. But the world of atoms follows a certain pattern that can also be found in celestial bodies, so the study of one world should help to understand the other. In the end, the analysis of celestial structures is equal to the analysis of small particles.

How is this atomic world organized? Earlier, scientists considered the chemical atom as an indivisible entity; only through the distinction between the weights of atoms of different elements (already known) was it possible to know their structures.

It is impossible to experiment in the atomic world, although it is possible to do it on a molecular level, and molecules can contain millions of ›celestial

[53] Max Wilhelm Meyer, pp. 6–9. From the author's perspective, this world is nothing more than a consequence of the union of myriads of atoms and molecules ejected from diverse bodies.

bodies‹. In this analogy, the atoms are considered as planets, including their moon systems. The slight difference is that our solar system only has eight moons (nine including Saturn), whereas in the molecules there exist thousands of individual bodies (electrons) surrounding the ›atomic planets‹.[54]

Atoms are invisible to the human eye, although in the macrocosm their structure repeats itself and can be observed.[55] The atom is a small unit and does not grow indefinitely; it is part of larger organizations, of groups of atoms that form molecules. Through their agglomeration, molecules become visible to the human eye. The cells of the living bodies build organs and many organs form the creatures of the earth. But the same clusters of molecules also form planets, the sun and the galaxies. This is a continuous organization structure originated in the microcosm – the world of the atoms – and repeated through the different dimensions – including the world of celestial bodies.[56]

In outer space, the distribution of the stars is unequal although not entirely chaotic. The America Nebula is an example of an organism within another organism that contains thousands of stars, like the sun of our solar system. Perhaps different planets surround these suns, although this celestial structure (the America Nebula) is just a very small part of the Milky Way. It is likely that the universe's structure follows the same rules everywhere. But this order is noticeable only if the celestial body is considered as a whole because in detail – for instance if stars are considered individually and not as part of a bigger structure, or if the organs of a human being are considered apart from it – the structure might be unobserved. In the Milky Way, as in any other galaxy, the weak and the bright stars follow a general order.

The Milky Way and atomic bodies show the same organization: Clusters of mass arranged in a circular disposition (separated by large empty spaces) surround a mass in the center of the circle. The stars of the universe follow a movement pattern, a circular motion. This is the complex arrangement observed in outer space but also on Earth. For Meyer, the order of the world is based on an organized chaos. Otherwise, the uniform distribution of all atoms of a nebula (positioned at the same distance among each other) would generate a state of perfect order: the perfect equilibrium of matter.

[54] Thousands of atomic circuits can compose a molecule.

[55] Often, our own senses modify this vision through the combination of several operations giving way to a completely different effect. To understand how the world of atoms behaves, gravity needs to be taken into account; this force maintains the molecules attached to each other as well as the atoms that compose these molecules. Together, all of them are disposed around a common center, just like in the celestial bodies. (Ibid., p.18)

[56] In both, however, the sensations a human being experiences are equally incomprehensible because of the different dimensions.

III.3 Wilhelm Bölsche

In his book *Die Abstammung des Menschen*, Bölsche's primary interest is the concept of a cell itself, its function within organisms, and its role in the generation of life. In the first pages, Bölsche mentions the existence of living entities composed only of a cell and of other bodies composed of billions of cells forming muscles, blood, skin, and bones. Bölsche is convinced of the organization of life and supports his thoughts with different examples. For instance, he outlines how the same structure can be recognized in the group of invertebrates (three different groups of worms): crabs, spiders and insects, and mollusks and echinoderms.[57]

Billions of cells are part of an adult animal, although all of them come from an original egg, from the same single cell. This phenomenon repeats itself in animals of every kind, including humans: The seeds of a man and a woman combine during the act of fertilization; human kind has developed from this original, unique cell. For Bölsche, the steps of formation – the multiplication of the egg in multiple cells, its accumulation in the lump, its formation as the shape of a mulberry, and the subsequent tendency to develop the *gastrula stage* – are based on the laws of the embryological process. He compares this process of formation with a machine.[58]

Where does life come from? One can only find the answer to this question in the atomic world, because there is no possibility that life in general can derive from ›something‹ else. Through a clear analysis, only Darwinism has been able to explain the process of creation. For Bölsche, Darwinism and ›creation‹ are by no means mutually exclusive; in fact they complement and reinforce each other.

Back in those days, there was not enough information about the most fundamental inner processes of the cell. Questions about life and about inorganic processes were far from being described. But for Bölsche, these simple mechanical processes should be at the core of all explanations, just as they are at the core of astronomic explanations, even though neither instruments nor the human eye can observe the phenomena. Regarding the atom and the way in which it behaves, Oswald Spengler thinks that one of the principal differences between the atom of Faustian culture and other cultures is found in the movement of the former. The atom of Democritus was indivisible; baroque's physics assigned a completely different sense to this indivisible quality, and the main characteristic of the Leibniz model is its infinitesimal theoretical construction.

[57] Bölsche, p. 72. Another example is the *Gastrulalarve*, which is a structure of many cells.

[58] Ibid., pp. 77f. – Bölsche supports his affirmations with the work of other scientists like Ernst Haeckel, who mentions that all animals come from a unique cell. For Haeckel, the ancestor of all animals was an organism composed by only one cell. Even today, many unicellular species exist.

The main difference between modern physics and previous models lies in the dynamism of the particle. Modern physics considers this entity as a dynamic machine from which every single movement is generated: »Es ist gesagt worden, daß ein Atom, wie es der moderne Physiker sich vorstellt, ein komplizierteres Gebilde als eine Dynamomaschine ist.«[59] Once again, the information contained in this paragraph seemed to be of interest to Thomas Mann and therefore he marked it in his own edition.

The last three mentioned authors were of particular relevance to Mann and to the description of microscopic structures portrayed in »Forschung«. He shared with them the notion that chaos somehow forms part of the core of life, and that this concept is the departure point for the structuration of organisms, which has a defined form and repeats itself from the smallest entity to the most massive one.

Conclusion

Mann's natural worldview developed in »Forschung« is grounded on a mechanical worldview, which was adopted by many different scientists of the period. These scientists, supported by the laws of mechanics and through diverse analogies and comparisons, explained many functions of the human body (as well as nature). Mann – through his protagonist's reflections on biological and physiological subjects – transports this vision and makes it part of his literary work.

Before starting his analysis, the author introduces how the thinkers of the period addressed this worldview. Oswald Spengler and Ernst Krieck were the two intellectuals who deeply analyzed the repercussions of this approach in culture. Spengler emphasizes how the mechanical worldview forms part of the grounds of ›Faustian‹ culture. Krieck supports some of Spengler's positions and rejects others, but in the end he agrees that some basic concepts are responsible for the generation of the sciences of a culture and its understanding of nature. In the sections before »Forschung«, Mann used the ideas of Spengler and Krieck to create some of the firmest convictions of the protagonist.

In »Forschung«, the narrator then focuses on many relevant aspects of this worldview. He begins by analyzing how this view can contribute to understanding the natural phenomena of human dimensions. Later on, he extends this analysis and includes the macrocosm and the microcosm. Supported by many scientific readings, Mann evaluates fundamental aspects of this worldview and chooses the ideas that establish a comparison between nature and the laws of mechanics.

[59] Spengler, p. 561.

As regards the description of human movements, Mann was interested in two mechanical ideas contained in Oscar Hertwig's book: Firstly, the hollow cylinder, a mechanical design present in the structure of plants and animals as well as in the construction of iron bars, and secondly, the shape of the trabeculae bone, which results from the constant pressures and tensions applied to it. Ludimar Hermann's book came to confirm what Mann had read in Hertwig's book: that one can think of the human being as a machine where many physical and chemical phenomena have to take place in order to keep functioning.

To establish a mechanistic relationship between microcosm and macrocosm, Mann uses ideas from three different authors. Through reading Lipschütz's book, he developed an interest in four topics: the cell as an engine, the role of the protoplasm in the processes of life, repetition, and the process of death, which takes place when the collaboration among cells stops working properly. Concerning Max Wilhelm Meyer's ideas, Mann emphasizes similar points such as the analogy between the structure of the world of the atom and the solar system, the chaotic structural state of the atom, the understanding of basic structural mechanisms through the study of ›building blocks‹, and the repetition of the same arrangement, which can be found everywhere, from atoms to celestial bodies. Finally, Mann's character develops the same conviction as Bölsche: a necessity of organization within nature. He also reflects the same concern towards the concept of repetition, used by Bölsche to speak about the original egg and its development, which he considers to be a machine.

For some authors of this period, the novel became a literary machine whose purpose was to abstract nature. The novel came to be seen as a field of study, where a mechanistic approach towards nature could be recognized. Joseph Conrad, Paul Valéry and James Joyce had various ideas on the mechanization of their novels.

> The notion that the literary work (or, at least, the contemporary literary work) is a machine becomes a recurrent feature in the work of many late nineteenth- and twentieth-century writers. Joseph Conrad, for example, spoke frequently about his work and its relation to the mechanics of nature, and he described his novel *Nostromo* as being a literary machine. Valéry's mediation on Leonardo, architecture, and on engineering and poetry all demonstrate this preoccupation with mechanization accompanied by the tendency to view the creative work as machine. Joyce described *Finnegans Wake* as a work of engineering and himself as an engineer.[60]

Mann, however, did not think of his creation as a machine. Instead, he makes explicit reference to the mechanical approach in vogue in science and tech-

[60] Donald Theall: Beyond the Word. Reconstructing Sense in the Joyce Era of Technology, Culture, and Communication, Toronto: University Press of Toronto 1995, p. 36.

nology of the beginning of the 20th century. Mann, through the ideas and elements taken from different scientists, provides his protagonist with the necessary tools to think about a nature constructed by the laws of mechanics, from the smallest units to the celestial bodies.

Rolf Selbmann

München liegt am Meer

Literarische Topographie zwischen Kurischer Nehrung und italienischer Riviera bei Thomas und Klaus Mann

Der in München ansässige und soeben mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Großschriftsteller Thomas Mann hatte sich 1929, auch mit dem Geld des Preises, weit entfernt von zu Hause an der östlichen Ostsee, in Nidden auf der Kurischen Nehrung, heute Nida in Litauen, »brieflich ein Holzhaus« bauen lassen:

> Es ist ein Holzhaus mit Schilfdach und am blauen Giebel zwei gekreuzte Pferdeköpfe. – Unten ist eine offene Veranda, dahinter liegt das Eßzimmer. Alles andere sind Schlafzimmer. Nur eines im ersten Stock ist für mich als Arbeitszimmer eingerichtet. Von hier habe ich einen weiten Blick über das Wasser bis zur ostpreußischen Küste, die man aber nur sehr selten sehen kann.[1]

Der Bauplatz war rein zufällig gewählt und dann auch wieder nicht.[2] Der fast eine Generation ältere Gerhart Hauptmann, bewunderter und im *Zauberberg* zugleich bis zur Karikatur verarbeiteter Vor-Nobelpreisträger und ebenfalls Großschriftsteller, hatte seit 1926 ein Ferienhaus auf der Ostseeinsel Hiddensee bezogen und in der Folgezeit als Künstlermusensitz ausgebaut. Thomas Mann war zu Besuch dort gewesen und hatte unter der Dominanz von Hauptmanns Persönlichkeit gelitten; diese Vorgabe galt es einzuholen, wenn nicht sogar zu übertreffen. Sodann war Thomas Mann an der Ostsee geboren und hatte sich, wie das aus seinen Texten von *Tonio Kröger* bis *Buddenbrooks* abzulesen war, immer zu einem höchst emotional aufgeladenen Verhältnis zu diesem nordischen Meer bekannt. Den entscheidenden Anstoß lieferte dann ein vierwöchiger Sommerurlaub 1929 im benachbarten samländischen Badeort Rauschen, der eher durch Langeweile gekennzeichnet war, so dass ein Ausflug auf Empfehlung in das kleine Fischerdorf Nidden am Kurischen Haff Abwechslung versprach. Wie aus der Angerührtheit durch die ungewöhnliche Landschaft der Nehrung die Idee entstand, an diesem abgelegenen Ort ein Ferienhaus zu

[1] Thomas Mann: Mein Sommerhaus. Beilage zum Wochenbericht IV/22 des Rotary-Clubs München, Dezember 1931. Im fortlaufenden Text zitiert nach: XIII, 57–63, hier: 59f.

[2] Weitere bedenkenswerte Gründe für die Ortswahl nennt: »Alles ist weglos«. Thomas Mann in Nidden, hrsg. von der Deutschen Schillergesellschaft, bearbeitet von Thomas Sprecher (= Marbacher Magazin, Sonderheft 89/2000), Marbach / Neckar 2000, S. 49–51.

errichten, ist hinlänglich dokumentiert.[3] Vor allem in seinem *Lebensabriß* von 1930, der mehr liefert als der Titel verheißt, nämlich eine veritable autobiografische Darstellung bis dato, hat Thomas Mann selbst die Einordnung des Ferienhaus-Projekts in seine nicht ohne Stilisierung entworfene Lebenskonzeption gegeben. Das Haus an der Ostsee sollte als eine Art »Gegengewicht« zu seiner »süddeutschen Ansässigkeit« (XI, 141) in München angelegt sein. Neben den stereotypen Zuschreibungen der Nehrung, der »unbeschreiblichen Eigenart und Schönheit dieser Natur, der phantastischen Welt der Wanderdünen, den von Elchen bewohnten Kiefern- und Birkenwäldern zwischen Haff und Ostsee, der wilden Großartigkeit des Strandes« (XI, 141), erwähnte er auch wie nebenbei, dass die »selbständige Erzählung« (XI, 139) *Mario und der Zauberer* in diesen entstehungsgeschichtlichen Kontext gehört: *Mario und der Zauberer* sei, »auf eine frühere Ferienreise« fußend, gleichsam »aus der Luft gegriffen« (XI, 140) direkt am Ostseestrand entstanden. Der autobiografische Hinweis war eingebunden in eine merkwürdige Denkfigur des ganz passiven Ineinanderübergehens von Urlaubssituation, autobiografischem Erleben und poetischer Erahnung:

> … ließ ich es geschehen, daß mir aus der Anekdote die Fabel, aus lockerer Mitteilsamkeit die geistige Erzählung, aus dem Privaten das Ethisch-Symbolische unversehens erwuchs, – während immerfort ein glückliches Staunen darüber mich erfüllte, wie doch das Meer jede menschliche Störung zu absorbieren und in seine geliebte Ungeheuerlichkeit aufzulösen vermag. (XI, 140)

Jedenfalls traf Thomas Mann in Nidden nicht nur auf eine urtümliche, befremdliche und zugleich unterschwellig vertraute Landschaft, sondern auch auf eine Art Künstlerkolonie nicht unähnlich derjenigen, die Gerhart Hauptmann auf Hiddensee vorgefunden hatte. Im Gegensatz zur Künstlerkolonie auf Hiddensee, die ihren Ursprung aus den kulturkritischen Bestrebungen an der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert speiste – man denke an die Künstlerkolonie in Worpswede oder den Monte Verità bei Ascona –, konnte die Kurische Nehrung aber auf eine geschichtsträchtige und mythosverdächtige Tradition zurückgreifen, die viel weiter zurückreichte. Denn die seit den Abholzungen des 17. Jahrhunderts angewachsenen und wandernden Sanddünen der Nehrung lieferten den dramatischen topografischen Stoff für Legenden. Auch wenn diese kaum glaubhaft für tatsächliche Wüsten waren, umso beeindruckender mussten sie an der Küste einer mitteleuropäischen Kulturlandschaft wirken.[4]

[3] Bernd Erhard Fischer: Thomas Mann in Nidden. Menschen und Orte, Berlin: Edition A. B. Fischer 2009, bes. S. 7–12; liefert nur eine inhaltliche Zusammenfassung der materialreichen Darstellung des Marbacher Magazins (siehe Anm. 2).

[4] Vgl. dazu meinen Aufsatz, der diesen Komplex allerdings unter literaturdidaktischer Perspektive aufarbeitet: Dünen in München. Fremde Topographie und vertraute Geschichte. Ein

Die damals berühmte ostpreußische Dichterin Agnes Miegel knüpfte daran an; sie hatte es mit ihrer schicksalsschwangeren Ballade *Die Frauen von Nidden* aus dem Jahr 1907 sogar bis in die reichsdeutschen Schulbücher geschafft. Miegels Ballade war damit gleichsam zum Volksgut geworden; sie endete mit dem Untergang des Ortes durch die wandernde Düne, der sich die Bewohner schicksalsgleich ergaben:

»…
Nun, weiße Düne, gib wohl acht:
Tür und Tor sind dir aufgemacht,
In unsre Stuben wirst du gehn,
Herd und Hof und Schober verwehn.

Gott vergaß uns, er ließ uns verderben.
Sein verödetes Haus sollst du erben,
Kreuz und Bibel zum Spielzeug haben, –
Nun, Mütterchen, komm uns zu begraben!

Schlage uns still ins Leichentuch,
Du unser Segen, unser Fluch. –
Sieh, wir liegen und warten ganz mit Ruh« –
Und die Düne kam und deckte sie zu.[5]

Der Ort, seine Geschichte und die literaturmythischen Vorgaben lieferten damit mehr als ausreichende Vorgaben für eine literarische Topografie von weit ausgreifenden Ausmaßen: Nidden war nicht Deutschland, nicht Gegenwart und doch auch alles zugleich.

Der Vortrag *Mein Sommerhaus*, den Thomas Mann am 1. Dezember 1931 vor dem Münchner Rotary-Club, dessen Gründungsmitglied er war, hielt, fehlt in vielen Ausgaben. Denn der Vortrag gilt bis heute als bloße Pflichtübung Manns ohne literarische Bedeutung. Doch lässt sich zeigen, dass diese Einschätzung nicht stimmt. Auch Manns andere Rotary-Vorträge, so im Sommer 1930 in Den Haag über *Die geistige Situation des Schriftstellers in unserer Zeit* oder im April 1932 in München über seine Lesereise zum Goethe-Jubiläum, waren niemals bloße Pflichttermine, sondern immer Schaufenster in die eigene Werkstatt.[6] In seinem *Sommerhaus*-Vortrag zeigt sich Thomas Mann bewegt vom

Versuch für den Deutsch- und Geschichtsunterricht der Sekundarstufe II, in: Vom Baltikum zum Balkan. Literaturbeziehungen Deutschland – Ost- und Südosteuropa, Dillingen: Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung Juli 2000 (= Akademiebericht Nr. 345), S. 81–98.

[5] Verschiedene Fassungen mit v. a. unterschiedlicher Zeichensetzung, hier zit. nach Agnes Miegel: Gesammelte Gedichte, Köln: Eugen Diederichs 1952, S. 99 f.

[6] Vgl. Karl-Josef Kuschel: »Ist es nicht jener Ideenkomplex bürgerlicher Humanität?« Glanz und Elend eines deutschen Rotariers, in: Thomas Mann Jahrbuch 19, hrsg. von Thomas Sprecher

herben Reiz dieser Landschaft und bedient sich der erwartbaren Stereotype touristischer Aufmerksamkeitsweckung: Wie selbstverständlich erwähnt er die Dreieinigkeit der berühmten Elche, des ursprünglichen Meeres und der gewaltigen Dünen. Seine Beschreibung klingt zunächst wie die Fortschreibung dessen, was man als verbürgte Wirklichkeit bezeichnen könnte, während es in Wahrheit die Fortführung der damals sehr bekannten Ballade Miegels war. Auf den ersten Blick sieht es so aus, als ginge es um ein bloßes Nacherleben eines Stimmungsbildes, das seinen Wiedererkennenseffekt aus dem bildgesättigten Blick auf eine spektakuläre Landschaft ableitet. Doch dieser Eindruck täuscht. Denn schon zu Thomas Manns Zeiten war von der legendären ›Hohen Düne‹ auf der Kurischen Nehrung nicht mehr so viel übrig geblieben, als dass man auf ihr einen Mythos ungebändigter Naturgewalten, denen der Mensch schutzlos ausgesetzt war, begründen konnte. Thomas Mann ließ sein Haus auf einer der schönsten Aussichtsstellen, dem sogenannten Schwiegermutterberg, errichten, von wo man das Haff sehen und das Meer in wenigen Gehminuten erreichen konnte. ›Onkel Toms Hütte‹, wie die Einheimischen das Haus angeblich nannten, war für damalige Verhältnisse und auf den Ort bezogen ausgesprochen luxuriös gebaut, eine Villa mit elf Zimmern, mit eigens dafür entworfenen Möbeln ausgestattet,[7] eben nicht »furchtbar einfach« (XIII, 59), wie Thomas Mann seinen Münchner Zuhörern glauben machen wollte.[8] Beim Bezug des Neubaus hielt der Nobelpreisträger in dem Provinznest geradezu Hof, wie zeitgenössische Fotos belegen, als wolle er Gerhart Hauptmann als den ungekrönten König von Hiddensee überbieten.[9] Im Rückblick bezeichnete Thomas Mann selbst den Empfang als »grotesk[]«[10]. Seine floskelhafte Einladung an die Münchner Mit-Rotarier, »daß der eine oder andere von Ihnen mich besuchen möge« (XIII, 63), war sicherlich nicht ernst gemeint, sondern orientierte sich an der Selbststilisierung Goethes, der sein Haus am Weimarer Frauenplan den Schaulustigen auf dieselbe Weise angepriesen hatte; Thomas Mann zitierte diese Verse Goethes zum Abschluss seines Vortrags sogar wörtlich.

Erst recht heute, im Zeitalter registrierter Umweltschäden, gleichsam in der Fortsetzung ihrer Entstehung, stellt sich die Situation ganz anders dar. Aufforstungen schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts haben den Sandverfrachtungen ihre Grundlage entzogen. Die Große Düne ist mittlerweile so geschrumpft, dass mit ihrem baldigen Verschwinden gerechnet werden muss. In Umkehrung

und Ruprecht Wimmer, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2006, S.77–124, 99f. (Kapitel: »Hingerissen: Leben in ›ungeheurer‹ Landschaft«.)

7 »Alles ist weglos«, S. 43–46.

8 Ebd., S. 53–61.

9 Vgl. Fischer, Nidden, S. 3f.

10 Brief vom 19. 10. 1949 an Erna Jonas (Br III, 104).

von Miegels *Frauen von Nidden* gilt heute: »Die Düne stirbt!«[11] Die angebliche so packende Realitätsfundierung der Ballade erweist sich als ihre Schwäche, wenn die Wirklichkeit dem Textvergleich nicht mehr standhält. Auch deshalb kann der Tonfall bei Thomas Mann nicht mehr schicksalsschwanger wie in Miegels Ballade sein, wenn der Schriftsteller das Lokalkolorit in einer scheinbar trockenen Landschaftsbeschreibung festhält:

> Die Kurische Nehrung ist der schmale Landstreifen zwischen Memel und Königsberg, zwischen dem Kurischen Haff und der Ostsee. Das Haff hat Süßwasser, das auch durch eine kleine Verbindung mit der Ostsee bei Memel nicht beeinträchtigt wird, und birgt Süßwasserfische. Der Landstreifen ist ca. 96 km lang und so schmal, daß man ihn in 20 Minuten oder einer halben Stunde bequem vom Haff zur See überqueren kann. Es ist sandig, waldig und sumpfig. Meine Worte können Ihnen keine Vorstellung von der eigenartigen Primitivität und dem großartigen Reiz des Landes geben. (XIII, 58)

Dabei macht Thomas Mann aus der Verpflichtung, als Rotarier regelmäßig Vorträge halten zu müssen, eine Tugend der Unterhaltung, indem er auch vor Kalauern nicht zurückschreckt: »In meiner Jugend, sagen wir noch vor fünfzehn Jahren, hätte ich mir ein solches Thema nicht ausgesucht«. (XIII, 58) Zwar gibt es auch zu Thomas Manns Zeiten noch gefährliche Naturgewalten, doch sind diese nicht mehr – anders als in Miegels Ballade – schicksalhaft-endgültig, sondern kulturell zu bewältigen: »Im Sommer sind die Blitzschläge gefährlich. Ich habe erlebt, wie man einen Fischer, der vom Blitzschlag gelähmt wurde, aus seinem Boot hob. Allerdings erholte er sich nach ein paar Tagen in einer Memeler Klinik wieder.« (XIII, 60) Dieses Herunterschrauben des hohen balladesken Tonfalls findet sich wiederholt in Thomas Manns Text, wenn er mit der angeblich geringen Bedeutung seines Vortrags kokettiert: »Man möchte doch auch wieder einmal sein Scherflein beitragen zur Unterhaltung und Belehrung […].« (XIII, 57)

Hier ist Literatur in höchster Potenz am Werk, etwa in der Horaz-Formel von der Aufgabe des Dichters: *prodesse aut delectare*, die Thomas Mann mit der neckischen Behauptung übertrumpft, es handle sich bei ihm um einen »armen Poeten«, der ausdrücklich »nicht von literarischen Dingen«, aber dennoch »zugleich konkret und poetisch« reden wolle. (XIII, 58) Dabei bedient sich der Anfang des *Sommerhaus*-Vortrags derselben Thematisierung des Erzählvorgangs, der Redner habe eigentlich nur Nichtiges zu »erzählen«, wie zu Beginn der parabolischen Erzählung *Das Eisenbahnunglück*.[12] Der Text hat also eine ganz andere Dimension als Thomas Manns verbindliche Antwort auf die An-

[11] Archibald Bajorat: Nida – Nidden – Neringa. Erinnerung und Gegenwart, Vilnius: Amzius 1995, S. 82.

[12] 2.1, 470: »Etwas erzählen? Aber ich weiß nichts. Gut, also ich werde etwas erzählen.«

frage der *Königsberger Allgemeinen Zeitung*, für deren *Bäder-Sonderausgabe* im Frühling 1930 er Nidden »mit seiner unglaublichen Dünenlandschaft« tourismusgerecht anpries, oder als der Werbeklappentext für den 1930 erschienenen Bildband *Die Kurische Nehrung*: »… die unwahrscheinliche Phantastik ihrer Dünenwelt, der Urfriede ihrer Birken- und Fichtenwälder, in denen Elche äsen, die wilde Grösse ihres Meeres, die Idyllik von Dorf und Haff.«[13]

Offenkundig liefert der Vortrag mehr als die bloß unterhaltsame Selbstdarstellung eines Nobelpreisträgers, weil er nämlich den literarischen Puls der Zeit abfühlt. Denn Thomas Mann greift noch einmal, wie der Sachkundige schnell merkt, auf die Betroffenheitsstellen seines *Zauberberg* zurück. Gleich zweimal ist, z.T. in identischen Formulierungen, von der »Hauptsache«, dem Meer, und seinem elementaren Reiz die Rede: »Auch hier haben Meer und Strand einen primitiven, elementaren Charakter. Ich denke zuweilen, daß das Meer, das Hochgebirge im Schnee und die Wüste eine Kategorie von Naturerscheinungen für sich ist.« (XIII, 62) Das elementare Zeiterlebnis, das hier wie dort angesprochen wird, liefert ja bekanntlich die Leitkategorie des *Zauberberg*, auf die nicht nur beiläufig angespielt ist. Thomas Manns Erfahrungen schlagen auf Miegels mütterliche Bergekraft der Düne (dort: »Nun, Mütterchen, komm uns zu begraben!«) zurück. Denn »der Eindruck des Elementarischen« lässt in der Gegenwart keinen Raum mehr für eine quasi-religiöse Einholung:

> Der Eindruck ist elementarisch und fast beklemmend, weniger wenn man sich auf den Höhen befindet und beide Meere sieht, als in den Tiefen eingeschlossenen Gegenden. Alles ist weglos, nur Sand, Sand und Himmel. Immer wieder überkommt mich hier der Eindruck des Elementarischen, wie ihn sonst nur das Hochgebirge oder die Wüste hervorruft. (XIII, 61)

Der Rekurs auf den *Zauberberg* rückt auch die Beschreibung des einheimischen »Menschenschlag[s]« (XIII, 60) in ein besonderes Licht. Hier lässt sich Hans Castorps Faszination durch Clawdia Chauchat und Pribislav Hippe heraushören: »Er hat starken slawischen Einschlag mit starken Backenknochen, blauen wäßrigen Augen.« (Ebd.) Auf der anderen Seite ist das *Zauberberg*-Urthema, wie es die Konzeption und die ersten Arbeitsphasen bestimmte, nämlich die »Sympathie mit dem Tode«,[14] im *Sommerhaus*-Vortrag längst abgemildert, ironisch verschoben und gesteigert zugleich: »Ich habe eine starke Sympathie für diese Landschaft.« (XIII, 58) Diese Landschaft verlange wie das Meer »Respekt«. Denn wer nicht den »nötigen Respekt vor dem Meer hat, kann leicht zu Schaden kommen«. (XIII, 62) Vielleicht enthält die Brücke vom *Zauberberg* und dessen versteckte Todesnähe zur Kurischen Landschaft

[13] Zit. nach: »Alles ist weglos«, S. 63.
[14] So im Brief an Paul Amann vom 3. 8. 1915 (22, 85 f.).

sogar noch eine Reminiszenz an Miegels Balladenton, wenn Thomas Mann am Ende seiner Ausführungen davon spricht, sein Vortrag sei auch so etwas wie ein »Lied« gewesen: »… davon kann ich ein Lied singen und habe es heute versucht.« (XIII, 63)

Freilich: So wie in Agnes Miegels Ballade der Mythos trog, so trügt auch die literarische Idylle bei Thomas Mann. Nur drei Sommer lang konnte der Nobelpreisträger sein Refugium als Ferienaufenthalt nutzen,[15] dann verhinderte die Machtübernahme der Nationalsozialisten und die erzwungene Abtretung des Memellands an Deutschland, zuletzt der Krieg weitere Sommerfrischen. Hinter der naturmagischen war immer schon eine politische Dimension dieser Dünenwirklichkeit am Rande der Reichsgrenzen angelegt, die der Sohn Klaus Mann, damals Anfang zwanzig, nicht nur deutlicher und kritischer als der Vater sah. Der literarisch fast noch dilettierende Klaus Mann lieferte seinem Vater sogar Beobachtungsbausteine, ja ganze Formulierungen für dessen *Sommerhaus*-Vortrag, schärfer noch: Der berühmte Schriftsteller bediente sich der Ferieneindrücke seines Sohnes, dessen literarische Qualifikation er bekanntlich mit mehr als kritischen Augen beurteilte. Klaus Mann verfasste fast zeitgleich, aber dennoch *vor* dem Vortrag seines Vaters, eine Art Stimmungsbild, das am 28. September 1931 im Berliner *Acht-Uhr-Blatt* erschien. Das ist umso erstaunlicher, als Klaus Mann nur einmal 1931 in Nidden war; nicht zufällig ist er auf keinem der zugänglichen Familienfotos vor Ort abgebildet.[16] Die schon erwachsenen Kinder Klaus und Erika zeigten kein großes Interesse am Ferienaufenthalt der Eltern, der sich eher an den Bedürfnissen der jüngeren Kinder, der »Schulpflichtigen« (XI, 141) orientierte. Klaus beobachtete aus seiner Distanz offensichtlich schärfer als der Vater:

Nidden.
Von meinem Zimmer aus sehe ich: einen Baum, etwas Schilf und das Haff. Das Haff, manchmal still-blau, ein südliches Meer. Manchmal unliebenswürdig grau und gekräuselt. Manchmal fett-braun, mit helleren gelben Streifen.
Am Nachmittag sehe ich die Segelschiffe der Fischer zum Fang ausfahren, eine wohlgeordnete, stattliche Flotte. Und ich weiß, daß die draußen liegen werden, die ganze Nacht. Etwas Festliches hat ihr Auszug: aber ich fürchte, daß sie gegen vier Uhr morgens zerstreut zurückkommen werden, und dann haben die Männer fahle, müde Gesichter …
Von unserem Haus geht man 25 Minuten zum Meer; auf sandigem Boden, durch Wald, in dem die Bäume schief stehen, so hart hat ein unermüdlicher Sturm ihnen zugesetzt. Es führt erst bergauf, dann bergab.

[15] Vgl. Donald A. Prater: Thomas Mann. Deutscher und Weltbürger. Eine Biographie, München: dtv 1995, S. 249.

[16] Vgl. die Abbildungen in: »Alles ist weglos«.

Nach kurzer Wanderung hört man die Brandung rauschen, vor allem bei Seewind. Das sind die Tage, die wir am liebsten haben, dann sind die Wellen so hoch, wie in Kampen auf Sylt – nur schmecken sie nicht so salzig, sondern ein wenig flau, eher wie Gurgelwasser, – das ist entschieden ein Nachteil.
Ein Teil der Dünen ist angepflanzt, damit der Wind sie nicht wegträgt. Voll niedrigen, stacheligen Grüns breiten sie sich vor unseren Augen, endlos, und die gelblichen Sandwege durchziehen sie kreuz und quer; man verirrt sich.
Aber am späten Nachmittag spazieren wir zu den eigentlichen Dünen, den gelb-sandigen, zum Tal des Schweigens, wo uns afrikanische Landschaft empfängt. Nirgends in Europa war ich je so weit fort von Europa.
Afrika, ich erinnerte mich ganz stark der gelben Härte, deiner fernen Horizonte, gegen die, verzweifelt gekrümmt, ein einzelner Baum steht. Gelbliche Weite, geheimnisvoll ruhend und geheimnisvoll bewegt, wie die Weite des Meeres. Saharalandschaft, ja, Saharalandschaft hat dieser Fleck auf der Nehrung.
Und mit welcher schmerzenden Schönheit die ungeheuere Zeremonie des Sonnenuntergangs in diesem schweigenden Tal sich vollzog. Rosig Gewölk, in Smaragdgrün schwimmend; leichtester Wolkenschaum, der sich immer noch einmal anders verteilt und wieder gruppiert und sich noch einmal verfärbt, bis er die gewaltige Sonne endlich hinuntergleitet.
Dann sinkt über die Sandwellen bläuliche Dämmerung. Und in jedem Fußtapfen, den wir hinter uns lassen, wird ein scharfer, schwarzer Schatten liegenbleiben, die kleine Vertiefung mit dem Dunkel eines Brunnenabgrunds füllend …
Den nächsten Nachmittag werden wir ohne Frage unternehmungslustig genug sein, um mit dem Zweispänner, den es im Gasthaus Blode zu mieten gibt, die Fahrt zu den Elchen zu machen.
Eine neue Landschaft von Nidden lernen wir kennen (Nidden ist reich!): das Birkenwäldchen und das Ufergesträuch der Erlen und die weit ruhende Heide.
Unser alter Kutscher hat ein durchtriebenes Mongolengesicht, dabei sieht er deutlich dem Sokrates ähnlich, hat er doch dessen Nase und tiefschlauen Aeuglein.
Der kennt sich hier aus. Und mitten durch dichtes Gebüsch, wo nie ein vernünftiger Mensch hätte hoffen dürfen, eine Kutsche durchzubekommen, fährt er uns dorthin, wo er die Elche vermutet.
Ich habe zwölf Elche gesehen. Acht Damen und Kinder, vier Herren. Die Männchen mit ihren Geweihen fanden wir, einen gemütlichen Herrenclub, auf einer Waldwiese ruhend, als wir schon, leicht enttäuscht, heimfahren wollten. Sie erhoben sich erst, als wir ganz nah an sie heranfuhren und riefen.
Wie fremd sie bei unserem Zweispänner standen, aus einer anderen Zeit herangezaubert zu uns. Wieviel Rassen sich zu vermengen schienen in ihren wunderlichen Figuren: Kamel und Büffel, Hirsch und Pferd; und den schwermütig-dummen Blick haben sie von der Gazelle. Auf ihrem Geweih aber sprießt – und das ist das Rührendste an ihrer rührend-würdevollen Gestalt – ein leichter moosiger Flaum, ein zarter, rosiger Schimmel …
Da wären noch zu erzählen tausend hübsche Merkwürdigkeiten: Wie die Pferde hier frei durch die Wälder laufen, so daß man ihrer wilden Herde begegnet wie auf der Prärie; und was für eine sonderbare Sprache die Leute hier reden.
So weit scheint Deutschland, und bis zur Grenze ist es doch nur ein kleiner Spaziergang. Man ist bald in Rositten, wo junge Leute das Segelfliegen erlernen.

Des Abends beschwören wir mit unserem Zauberapparat – Radio – die Konzerte aus Kalundborg, Warschau, Königswusterhausen, Motala und Paris. Zu uns kommen, über Dünen und Haff, Lehár, Grieg und Puccini. Und wir hören erschrocken Berichte über die landwirtschaftlichen Preise in Königsberg.[17]

Die Übernahmen sind zu offensichtlich, als dass sie übersehen werden könnten: die nachts fischende »Flotte« bei Klaus Mann – beim Vater die »Segelflottille« (XIII, 60), die Reminiszenzen der Nehrung, die mit ihrem »südlichen Einschlag« (XIII, 59) an »Nordafrika« und die »Sahara« (XIII, 59 u. 61) erinnert, dann der Vergleich mit Sylt. Kaum unterschiedlich geraten die Eindrücke von »Sandwellen« hier und »Wellenlinien« da (XIII, 61), vom Farbenspiel des Sonnenuntergangs oder der Kutschfahrt zu den Elchen. Über die Elche heißt es bei Klaus, es handle sich um eine Rassevermengung aus »Kamel und Büffel, Hirsch und Pferd«; dazu kommt das rührende Bild vom »Flaum, ein zarter, rosiger Schimmel« auf dem Geweih der Elche; die männlichen Tiere bildeten einen »gemütlichen Herrenclub«. Der Vater hingegen charakterisiert die Elche als »eine Mischung von Rind, Pferd, Hirsch, Kamel und Büffel«: »Die Männchen halten sich in der Regel abgesondert wie ein Herrenclub.« (XIII, 61 f.) Zu Ehren des Vaters mag man zugutehalten, dass das Bild vom »Herrenclub«, wörtlich von seinem Sohn übernommen, einen launigen Akzent bei den Zuhörern des Rotarier-Clubs setzt. Freilich gibt es auch Nuancen, wenn die Elchbesichtigung für den Vater ein vor allen Dingen spannendes, für den Sohn jedoch ein eher märchenhaftes Erlebnis darstellt, wenn der für den Vater bekanntlich so attraktive »slawische[] Einschlag mit starken Backenknochen« (XIII, 60) im Blick des Sohnes nur ein »durchtriebenes Mongolengesicht« darstellt.

Klaus Mann beobachtet am Puls der Zeit. Bemerkt der Vater an seinem Ferienort nur »viele sandige Dünenwege« (XIII, 62) zum Spaziergehen, so nimmt der Sohn ihre Unübersichtlichkeit wahr (»man verirrt sich«) und registriert die (auch politische) Abgeschiedenheit des Landstrichs in ungewollter Prophetie: »Nirgends in Europa war ich je so weit fort von Europa.« An den ausfahrenden Fischern interessieren ihn nicht wie den Vater die erbeuteten Fischsorten (»Hechte[], Zander. Schollen und Aale« [XIII, 60]), sondern die desillusionierte Heimkehr im Zeichen der Weltwirtschaftskrise und die »erschrocken« zur Kenntnis genommenen Lebensmittelpreise. Das Ende von Klaus Manns Essay enthält noch eine kaum versteckte Pointe, eine Anspielung auf seinen Vater, den ›Zauberer‹. Über den »Zauberapparat – Radio –« stellt Klaus Mann nicht nur einen Rückbezug auf die fantastischen Wirkungen des Musikapparats aus des Vaters *Zauberberg* her, sondern er bricht ihn auch – man beachte die

[17] Den Text verdanke ich der freundlichen Mitteilung von Dr. Uwe Naumann, Hamburg; vgl. auch das Faksimile in: »Alles ist weglos«, S. 85.

Parenthese. Im *Zauberberg* ist dieses Wundergerät bekanntlich ein Grammophon, das im Kapitel »Fülle des Wohllauts« dem Protagonisten Hans Castorp eine neue musikalische Welt öffnet. Der »Zauberapparat« in der aktuellen Lebenswelt des Sohnes ist jedoch kein zeit- und ortsentrücktes Reproduktionsmedium für Kunst, sondern der zeitanaloge Kontakt zur Gegenwart, der mehr liefert als nur aktuelle Information: »So weit scheint Deutschland, und bis zur Grenze ist es doch nur ein kleiner Spaziergang.«

Der politischen Hellsichtigkeit von Klaus Manns Essay steht allerdings die politische Brisanz im Vortrag des Vaters kaum nach. Konzeption wie Ausführung des Vortrags *Mein Sommerhaus* fallen in eine politisch bewegte Zeit, etwa den Wahlkampf im Sommer 1930, an dessen Ende die Nationalsozialisten ihre Stimmen mehr als versiebenfachen konnten; Thomas Mann bekam, ironischerweise durch seinen Nidden-Aufenthalt, davon so gut wie nichts mit.[18] Die unterschwellige politische Brisanz erkennt man allerdings erst, wenn man den Rotary-Vortrag neben die 1930 erschienene Erzählung *Mario und der Zauberer* hält, an der Thomas Mann zur Zeit seines ersten Aufenthalts in Nidden arbeitete. Für die Erzählung wie für den Vortrag gilt, »daß Politisches umging« (VIII, 666). *Mario und der Zauberer*, im Untertitel vielsagend als *Ein tragisches Reiseerlebnis* bezeichnet, fasst bekanntlich die »atmosphärisch unangenehm[e]« (VIII, 658) Erinnerung an den italienischen Faschismus ins Bild des menschenverführenden und tragisch endenden Zauberkünstlers Cipolla. Thomas Manns *Sommerhaus*-Vortrag, das hat die Forschung zu *Mario und der Zauberer* bislang nicht entdeckt,[19] unterhält dazu mehr als nur Beziehungen der Gleichzeitigkeit. Man darf sogar sagen, dass die politische Brisanz des Vortrags erst durch das, was er ausspart oder umbiegt, den Hintergrund der politischen Novelle beleuchtet. Umgekehrt erhält die Novelle und ihr »höchst fatales Ende« (VIII, 711) durch den Vortrag ihre optimistische Gegenstimme in Gleichzeitigkeit.

Zunächst muss man den Untertitel von *Mario und der Zauberer* wörtlich, nämlich als tatsächliches Urlaubserlebnis wie als literarisch vorahnende Erfahrung ernst nehmen. Erzählsituation und Vortragssituation sind sehr ähnlich. Nur so sind die umständlichen Orts- und Situationsbeschreibungen überhaupt zu erklären. Sie sind beherrscht vom »Wir«-Ton familiären Urlaubs (in der Novelle: »… auch noch die Kinder anwesend sein mußten«[20]; im Vortrag: »unsere Kinder«[21]) und der Höreranrede des Erzählers als eines Vortragenden in der

[18] Prater, Thomas Mann, S. 255.

[19] Vgl. Helmut Koopmann: Führerwille und Massenstimmung: Mario und der Zauberer, in: Thomas Mann. Romane und Erzählungen, hrsg. von Volkmar Hansen, Stuttgart: Reclam 1993 (= Interpretationen), S.151–185.

[20] VIII, 658.

[21] XIII, 62.

Novelle. Verdeckte Anspielungen und Bezugnahmen gibt es zuhauf, so bei der Niddener Bucht, »die wir Portofino genannt haben« (XIII, 60) – nach dem Seebad Portoclemente in *Mario und der Zauberer*? Die Kurische Landschaft, heißt es im Vortrag, hat einen »erstaunlich südlichen Einschlag«, das Haff »wirkt wie das Mittelmeer«: »Es gibt dort eine Kiefernart, Pinien ähnlich.« (XIII, 59) Der italienische Mittelmeerort besitzt einen »Strand, begleitet von Piniengehölz« (VIII, 658). Auch eine »Veranda« gibt es hier und dort. In den Gleichheiten sammeln sich die Gegensätze. Während die Hitze in Italien »afrikanisch« und »die Grellheit der Farben« unerträglich erscheint (VIII, 664), lässt das Niddener Idyll »glauben in Nordafrika zu sein«; »die Farbenpracht ist unvergleichlich« und »unbeschreiblich« (XIII, 59 u. 61). »Das Englische, Deutsche, Französische herrscht vor« (VIII, 660), heißt es über den italienischen Badeort; die Haff-Fischer hingegen sind »dreisprachig und sprechen deutsch, litauisch und kurisch«; »Der Menschenschlag ist unschön, aber sehr freundlich« (XIII, 60), während es in Italien vor Vertretern »eines augenfällig erfreulichen Menschenschlages« (VIII, 665) nur so wimmelt. Während die Dünen der Ostsee eine beklemmend elementare Wirkung hinterlassen, findet sich in *Mario und der Zauberer* eine Art staubige Parodie dazu: »… dank den hin und her sausenden Fiat-Wagen ist das Lorbeer- und Oleandergebüsch am Saum der verbindenden Landstraße von weißem Staube zolldick verschneit – ein merkwürdiger, aber abstoßender Anblick.« (VIII, 660) Solche und andere »Reize des Ortes« (VIII, 659) stehen »dem großartigen Reiz« (XIII, 58) der Nehrung gegenüber.

Diese Aufzählung darf zur Demonstration genügen, dass die Kurische Nehrung, im jeweils wechselnden Medium von Vortrag und Erzählung, auch als politische Alternative zum italienischen Faschismus herhält. Dieses Ausspielen des Südlichen gegen den Norden passt in die hinlänglich bekannte Gegensatz-Motivik Thomas Manns, die etwa auch wesentliches Grundmotiv im *Tonio Kröger* ist: »Die ganze bellezza macht mich nervös. […] Ich muß wohl diese nördliche Neigung von meinem Vater haben […].« (2.1, 282) In *Tonio Kröger*, der Erzählung kurz nach der Jahrhundertwende, meint die Kontrastierung noch Thomas Manns Entgegensetzung von Kunst und Leben; sie ist falsch oder besser: vom Autor bei seiner Niederschrift überwunden.[22] Jetzt sind daraus tagespolitisch hochaktuelle Begrifflichkeiten geworden. Darf man, ja muss man die kriecherische Publikumsgewinnungsstrategie Cipollas als Gegenfolie zur Kurischen Landschaft lesen, von der es heißt, dieser Landstrich

[22] Vgl. dazu meinen Aufsatz: Wenn der Erzähler seinen Helden demontiert. Eine Neulektüre von Thomas Manns Erzählung »Tonio Kröger«, in: Wirkendes Wort, Jg. 57, H.2, Trier: WVT 2007, S. 269–279.

habe »nichts Einschmeichelndes, er ist nicht schön im konzilianten Sinne, aber er kann einem ans Herz wachsen«? (XIII, 63)

Als Klaus Mann 1942 in der amerikanischen Emigration und zuerst in englischer Sprache seine Autobiographie *Der Wendepunkt* schrieb, verschmolzen seine Jugenderinnerungen mit ganz anderen Wahrnehmungen. Der nachträglich geschärfte Blick erkannte jetzt, dass neben dem Ferienidyll schon damals, noch sportlich verbrämt, die Zukunft des Krieges am Werk war:

> Das neue Sommerheim – sehr viel weniger geräumig und repräsentativ als das Tölzhaus, welches es ersetzte – war unpraktisch weit von unserem Münchener Zentrum, im litauischen Memelgebiet, gerade jenseits der deutschen Grenze gelegen. Der Ort, in den meine Eltern sich verliebt hatten und wo sie sich nun für die Sommermonate niederließen, hieß Nidden, ein idyllisches Ostsee-Dorf, berühmt für die wüstenhafte Weite seiner Dünenlandschaft und für eine besondere Art von Elchen, die mit ihren glatten, massiven Leibern dem Spaziergänger und Autofahrer die sandige Straße versperrten. Hatten sie wirklich nur ein Horn, diese sanft-störrischen, anmutig-schweren Geschöpfe? In meiner Erinnerungen nehmen sie sich wie Fabeltiere aus … Verwunschene Gestalten einer mythischen Menagerie, mit Augen von goldener Traurigkeit unter der blanken, breiten, zugleich demütig drohend gesenkten Stirn.
> Eine andere Kuriosität der Gegend war das große Lager – einige Kilometer von Nidden entfernt, schon auf deutschem Gebiet –, wo junge Leute sich einem gründlichen und professionellen Training in allerlei halbmilitärischen Sportarten, besonders im Segelflug, unterzogen. Bei gutem Wetter hörten wir die rauhen Kommandoschreie und lustigen Gesänge der jungen Stimmen aus dem Vaterland zu uns herüberschallen. Manchmal sahen wir wohl auch einige der Segelflieger – es müssen ihrer Hunderte gewesen sein – an unserem stillen Strand spazierengehen. Ihre Hemden und Sweater waren mit Hakenkreuzen geschmückt. Wir beobachteten ihre ungeschlachten, etwas tollpatschig-wilden Spiele in den Dünen, in den Meereswellen. Auch ihre Badehosen zeigten an prominenter Stelle das völkische Emblem.
> Das war Nidden – primitiv und pittoresk, nicht ohne einen gewissen düster-traulichen Reiz.[23]

Aus den die Pest über das Haff tragenden Elchen Agnes Miegels, den »großen wilden Tiere[n]« des Vaters und aus der eigenen Sicht auf die »wunderlichen Figuren« mit dem »schwermütig-dummen Blick« sind nun »Fabeltiere« geworden, die Todesbereitschaft der numinosen Ballade ist in eine »Menagerie« abgewandert. Der Mythos von Blut und Boden, von schicksalsgeschwängerter Todeserwartung aus Miegels Ballade ist durch die Wirklichkeit gebrochen und wird bald, auf unerwartete Art, realisiert werden. Nicht mehr die alten *Frauen von Nidden* legen sich vor die Düne, sondern junge Männer treiben ihre Spiele »in den Dünen«. Nicht die musikalische Welt kommt »über Dünen

[23] Klaus Mann: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht, einm. Sonderausgabe 1999, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999, S. 298 f.

und Haff« nach Nidden, vielmehr sind diese Dünen von Nidden nach München durch die Literatur gewandert; dabei haben sie ihren Schrecken, aber auch ihre Tröstlichkeit verloren.

Heute, wenn Thomas Manns Enkel Frido Mann in seinem Erinnerungsbuch *Mein Nidden* nach Jahrzehnten an die mit Familiengeschichte getränkten Orte aufbricht,[24] sind die Spuren fast ganz verwischt. Aus ihnen wäre ein virtuelles *Niddener Tagebuch* zu rekonstruieren, das freilich niemals existiert hat, nicht nur weil Thomas Manns Tagebücher erst ab 1933 erhalten sind.[25] Die Ortbesichtigung im 21. Jahrhundert kann die literarische Verdichtung, wie sie um 1930 hier vor Ort stattgefunden hat, nicht einholen. Die das Haff durchschwimmenden Elche, die saharaartige Landschaft der hohen Düne und die gespenstisch-dichte Atmosphäre vor dem Beginn des Dritten Reichs sind nur mehr in der Literatur über sie aufbewahrt. Und auch dort sind sie nur noch verschwommen sichtbar.

[24] Frido Mann: Mein Nidden. Auf der Kurischen Nehrung, Hamburg: Mare 2012.
[25] Vgl. das *Mare*-Themenheft Nr. 101: Die Manns und das Meer, Berlin: mareverlag 2013.

Simon Wirthensohn

Spuren der *Buddenbrooks* in Joseph Roths *Radetzkymarsch*

Buddenbrooks (1901) ist bekanntlich kein Solitär. In zeitlicher Nähe entstanden mehrere europäische »Epen des Niedergangs«[1]; darunter fallen sowohl Texte, deren Vorbildwirkung für Thomas Manns Debütroman als gesichert gelten kann – etwa *Renée Mauparin* (1864) der Gebrüder Goncourt, Jens Peter Jacobsens *Niels Lyhne* (1880) oder Alexander Kiellands *Schiffer Worse* (1882) –, als auch sonstige zeitnahe Verwandte, beispielsweise Federico de Robertos *I Viceré* (1894) oder John Galsworthys *The Man of Property* (1906). Die Häufung *abwärts*-gerichteter Familiensagen im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert erklärt sich folglich zum einen aus der Produktivität intertextueller Vernetzungen, zum anderen aber aus der an unterschiedlichen Schauplätzen unabhängig voneinander erfolgten Wahrnehmung gesellschaftlicher Umbrüche. Man muss daher bei der Untersuchung intertextueller Bezüge vorsichtig zu Werke gehen. Analoge Strukturen und Motive können keineswegs a priori als Belege für Intertextualität gelten.

Angesichts dieser Präliminarien erscheint es vorerst problematisch, in Joseph Roths ›Niedergangsroman‹ *Radetzkymarsch* (1932)[2] nach Spuren einer *Buddenbrooks*-Rezeption suchen zu wollen. Ein verlockendes Denkspiel ist eine solche Untersuchung jedoch allemal, sind es doch nicht nur inhaltliche und strukturelle Analogien zwischen den Romanen, sondern darüber hinaus die Entstehungsumstände von *Radetzkymarsch*, die den Verdacht begründen, dem österreichischen Autor hätte *Buddenbrooks* als Vorbild gedient. Eine solche Konstellation allein unter Berufung auf Roths (spätere) Abneigung gegenüber Thomas Mann für unplausibel zu erklären, greift jedenfalls zu kurz.[3]

Formulieren wir zunächst einen Katalog der augenfälligsten Gemeinsamkeiten: (1) Roth legte wie Thomas Mann eine über vier Generationen verlaufende Familiengeschichte vor, die sich vom gesellschaftlichen Zenit der Familie über den langsamen Abstieg bis zu ihrem Erlöschen spannt: Die Trottas

[1] Vgl. Horst-Jürgen Gerigk: Epen des Niedergangs. »Buddenbrooks«, Belyjs »Petersburg« und Faulkners »Absalom, Absalom!«, in: Thomas Mann Jahrbuch 15, hrsg. von Eckhard Heftrich, Thomas Sprecher und Ruprecht Wimmer, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2002, S. 153–174.

[2] Joseph Roth: Werke, Bd. 5: Romane und Erzählungen 1930–1936, hrsg. von Fritz Hackert, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1990. Nachfolgend im Text zitiert als: Rm.

[3] So argumentiert in Ken Moulden/Gero von Wilpert (Hrsg.): Buddenbrooks-Handbuch, Stuttgart: Kröner 1988, S. 338.

gelangen dank des pflichtbewussten Handelns ihres Ahnherrn – als Soldat rettet er dem österreich-ungarischen Kaiser in der Schlacht von Solferino das Leben – zu Wohlstand und Prestige, versuchen das soziale Renommee unter beträchtlichem Aufwand aufrechtzuerhalten und sterben schließlich mit dem Tod des jungen Carl Joseph am Beginn der Galizienschlachten 1914 aus; (2) Roths Hauptfiguren sind, wiewohl in einem anderen Milieu sozialisiert und mit anderen Horizonten ausgestattet, seelische Verwandte der Buddenbrooks. Auf die tugendhaften und vitalen Vertreter der ersten Generationen folgen orientierungslose, dekadente Charaktere; (3) Beide Plots laufen vor dem Hintergrund einschneidender sozialer Umbrüche ab, die im Schicksal der Hauptfiguren plastisch werden; (4) Beide Erzähler bringen ihren Figuren zwar Sympathie entgegen, treten zugleich aber in ironische Distanz zu ihnen.

Indizien für eine Beeinflussung sind also gegeben. Ein oberflächlicher Vergleich der beiden Romane erweckt sogar den Eindruck, Roth habe aus *Buddenbrooks* nicht nur Anleihen genommen, sondern nachgerade die Geschichte vom Verfall der hanseatischen Kaufmannsfamilie in die untergehende Donaumonarchie überführt und mit dem typischen Personal des k. k. Österreichs ausstaffiert.

I. Joseph Roth und Buddenbrooks

Wie problematisch ein derart voreiliges Urteil ist, ist einleitend dargelegt worden. Man darf sich jedoch in umgekehrter Richtung die Frage stellen, ob es realistisch ist, dass Joseph Roth um eine Beschäftigung mit *Buddenbrooks* überhaupt herumgekommen sein könnte. Ist es plausibel, dass ein deutschsprachiger Autor in der Zeit nach dem Erscheinen von Thomas Manns Familiensaga einen Generationen- bzw. Familienroman verfasst, ohne von deren Strahlkraft beeinflusst zu werden? Im Fall eines 1930 begonnenen Romans wird man das eher verneinen müssen.

Unter den kanonischen Texten der Gegenwartsliteratur der Zwanziger- und frühen Dreißigerjahre nimmt Thomas Manns Debütroman eine kaum zu überschätzende Stellung ein, zumal er nicht nur in literarisch gebildeten Kreisen Aufsehen erregte, sondern auch enorme Breitenwirksamkeit entfaltete. Der Absatz, der bis zur hundertsten Auflage im Jahr 1919 bereits gut, wenn auch nicht außergewöhnlich gewesen war, nahm in den Zwanzigerjahren noch einmal zu. Jährlich verkauften sich nun im Durchschnitt 7.700 Exemplare.[4] Im Herbst 1929 schließlich setzte Samuel Fischer einen Schritt, der der Etablierung

[4] Georg Jäger u. a. (Hrsg.): Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 2: Weimarer Republik, Teil 1, München: Saur 2007, S. 296.

von *Buddenbrooks* als festem Bestandteil des deutschen Haushalts endgültig Bahn brach: Das Verlagshaus brachte eine als »Volksausgabe« deklarierte Billigedition zum Preis von 2,85 Mark (gegenüber bis dato 17 Mark) auf den Markt. In der Folge schnellten die Absatzzahlen so rasant in die Höhe, dass der Verkauf sogar rationiert werden musste. Zum ersten Mal erreichte ein Buch im deutschen Sprachraum innerhalb von zwei Monaten eine Auflage von 700.000 Stück. In diese Zeit fiel die Verleihung des Nobelpreises an Thomas Mann, eine Auszeichnung, die ihm bekanntermaßen dezidiert für seinen Romanerstling verliehen wurde, was den Verkauf des Buches erst recht ankurbelte. Insgesamt setzte S. Fischer von der Sonderedition weit mehr als eine Million Exemplare ab.[5]

Joseph Roth kann sich einem Ereignis dieser Größenordnung schwerlich entzogen haben. Zwar gibt es keine Zeugnisse für eine Auseinandersetzung des Autors mit *Buddenbrooks*; angesichts der lückenhaften Überlieferungslage von Roth-Dokumenten ist dies aber kein nennenswertes Indiz dafür, dass Roth sich mit dem Roman nicht beschäftigt hätte. Schon aufgrund seiner persönlichen Situation Ende der Zwanzigerjahre muss man davon ausgehen, dass er sich mit *Buddenbrooks* befasst hat. Joseph Roth, der mit seinen Feuilletonbeiträgen rasch zu einem erfolgreichen Journalisten avanciert war, hatte weitaus größere Schwierigkeiten als Schriftsteller Fuß zu fassen. Mit seinen ersten Romanen kam er über den Ruf eines Gelegenheitsliteraten nicht hinaus. Wenn er gegen Ende des Jahrzehnts danach trachtete, sich als Schriftsteller zu positionieren und das mehr und mehr ungeliebte Etikett ›Journalist‹ ablegen zu können – im September 1927 vermeldete er in einem Brief: »Was mich betrifft, so gedenke ich, die Journalistik als Hauptberuf bald aufgeben zu können«[6] –, so liegt nahe, dass er in diesen Jahren nicht umhin konnte, im zeitgenössischen Literaturbetrieb auf dem Laufenden zu sein. Wer wie Roth in Künstlerkreisen und Literatencafés verkehrte, Korrespondenzen mit Verlagen und Kritikern pflegte und obendrein selbst als Schriftsteller etwas auf sich hielt, musste in den Wochen nach der Nobelpreisverleihung wohl *Buddenbrooks* gelesen haben. Immerhin war die Ehrung eines deutschsprachigen Autors durch die Stockholmer Akademie im intellektuellen Kosmos der Zeit ein Großereignis, insbesondere da es sich um die Prämierung eines Autors handelte, der sich als Projektionsfläche politischer und ästhetischer Kontroversen geradezu aufdrängte. Die genaue Kenntnis von *Buddenbrooks* muss für Roth folglich fast unumgänglich gewesen sein.

[5] Hans Wißkirchen: Die frühe Rezeption von Thomas Manns »Buddenbrooks«, in: In Spuren gehen. Festschrift für Helmut Koopmann, hrsg. von Andrea Bartl und Jürgen Eder, Tübingen: Niedermeyer 1998, S. 301.

[6] Wilhelm von Sternburg: Joseph Roth. Eine Biographie, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2009, S. 343.

II. Roth und sein literarischer Stoff

Stellt man sich die Frage nach Intertextualität in einem literarischen Werk, so empfiehlt es sich, die Arbeitsweise des Autors ganzheitlich in den Blick zu nehmen. Spätestens seit Beginn der literarischen Moderne ist der Umstand, dass ein Autor seine Geschichten nicht in hermetischer Autonomie entwickelt, sondern von Traditionen, Leseerfahrungen etc. geprägt ist, eine Binsenweisheit. Im Fall Roths verdient dieser Aspekt aber besondere Beachtung. Dass er im Um- und Weiterdichten von Fakten Meisterschaft entwickelte, ist bekannt. Als Gesprächspartner war er nicht zuletzt deshalb so interessant, weil er zwanglos Wirklichkeit und Fiktion verwischte und vielleicht selbst oft nicht wahrnahm, wo seine Geschichten ins Fiktionale übergingen. »Phantasie und Wirklichkeit zu trennen, fiel ihm überhaupt schwer.«[7] Das bezeugen nicht zuletzt die Schwierigkeiten, mit denen sich David Bronsen konfrontiert sah, als er sich daran machte, aus den widersprüchlichen autobiographischen Äußerungen des »ostjüdische[n] Odysseus«[8] dessen reale Biographie herauszufiltern.

Im Interferenzbereich zwischen Phantasie und Wirklichkeit sind deshalb auch Roths Erzählungen angelegt. Seine Fähigkeit, Erfahrenes spontan umzudichten, gab ihm literarisches Material zur Hand. »Prinzipiell scheint es ihm nie an Geschichten gefehlt zu haben, da er sehr gerne Anregungen durch Erzählungen aufnahm und weiterbaute.«[9] Bronsens Beobachtung lässt aber auch den Umkehrschluss zu. Es ist gut möglich, dass Roth für seine Geschichten auf eine bestimmte Art von Wirklichkeit angewiesen war. Möglicherweise ist der Umstand, dass der Dichter sich oft stundenlang in Cafés aufgehalten hat, nicht zuletzt dem Bedürfnis geschuldet, sich erzählen zu lassen, um darauf aufbauend selbst erzählen zu können. Er brauchte den konkreten Input von außen.

Sollte dies zutreffend sein, so ist gut vorstellbar, dass er nicht nur mittels Beobachtung und in Gesprächen nach Anregungen suchte, sondern auch gezielt in Werken von Schriftstellerkollegen nach Schreibanstößen Ausschau hielt. Tatsächlich haben verschiedene Interpreten bereits auf Parallelen einzelner Arbeiten Roths zu älteren belletristischen Texten hingewiesen. Der Anfang der frühen Novelle *Der Vorzugsschüler* erinnert laut dem Verfasser der Rowohlt-Monographie Helmuth Nürnberger an die Erzählung *Das Wunderkind* von Thomas Mann.[10] Für *Zipper und sein Vater* hält Nürnberger fest, es sei »wiederholt auf Parallelen zwischen Roths Roman und Grillparzers Novelle

[7] Helmuth Nürnberger: Joseph Roth, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1990, S. 7.

[8] Claudio Magris: Der ostjüdische Odysseus. Joseph Roth zwischen Kaisertum und Golus, in: Joseph Roth und die Tradition, hrsg. von David Bronsen, Darmstadt: Agora 1975, S. 181–226.

[9] Heinz Lunzer: Joseph Roth. Im Exil in Paris 1933–1939, Wien: Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur 2008, S. 30.

[10] Ebd., S. 48.

Der arme Spielmann hingewiesen worden.«[11] Der »Bürger« *Perlefter* aus dem gleichnamigen Romanfragment hat laut Roth-Biograph Wilhelm von Sternburg »seinen großen Bruder in Heinrich Manns unsterblichem Spießer Diederich Heßling. Wir wissen, wie sehr Roth den Mann-Roman *Der Untertan* geschätzt hat. Er mag ihm ein Vorbild gewesen sein.«[12] Monika Pietersteiner hat eine Beeinflussung durch den *Untertan* auch im frühen Text *Das Spinnennetz* nachgewiesen.[13] Für den Roman *Tarabas*, die erste Arbeit Roths im Exil, mutmaßt wiederum Sternburg, dass er »ohne die Kenntnis von Gogols *Taras Bulba* wohl kaum geschrieben worden wäre.«[14] All das muss im Kontext dieser Untersuchung hellhörig machen.

Interessant ist zudem, dass Roth bei der Wahl seiner Stoffe häufig auf Themen zurückgriff, die in seiner unmittelbaren Alltagserfahrung eine Rolle spielten. Man mag dahinter ein literarisches Programm sehen; der Autor hat dies im Vorwort zu *Die Flucht ohne Ende* selbst so gedeutet. Ebenso plausibel und keineswegs im Gegensatz dazu lässt sich die ›Weltnähe‹ seiner Erzählungen jedoch als Ergebnis seiner Arbeitsweise auslegen. Offenbar benötigte Roth sehr unmittelbare äußere Eindrücke, um überhaupt schreiben zu können. Ein Abriss über sein literarisches Frühwerk verdeutlicht das: Die ersten drei Romane, *Das Spinnennetz*, *Hotel Savoy* und *Die Rebellion*, die zwischen 1922 und 1924 in Zeitungen als Fortsetzungsromane erschienen, entstanden »in deutlicher Verbindung zu seinen journalistischen Arbeiten.«[15] Roth, in dieser Zeit als sozialkritischer Feuilletonist tätig, war auch in seinen literarischen Arbeiten durch und durch politischer Chronist. Die Texte sind einfach gebaut, die thematische Nähe zu gleichzeitig verfassten journalistischen Texten ist unübersehbar: Die Stoffe, frühes Hakenkreuzlertum und Heimkehrerproblematik, sind der Arbeitswelt des Zeitungsschreibers entnommen. 1927 folgte der nächste Roman *Die Flucht ohne Ende*, die handlungsreiche, über viele Stationen führende Geschichte des Kriegsheimkehrers Franz Tunda. Erneut verarbeitet Roth Erfahrungen aus seinem journalistischen Alltag: Die ›Flucht‹ seines Protagonisten nimmt einen ähnlichen Verlauf wie die Reise, die er selbst als Korrespondent der *Frankfurter Zeitung* nach Russland unternommen hatte. Der Roman enthält »Autobiographie zum großen Teil […].«[16] Die poetische Leistung besteht also auch hier in der Überführung konkreter Lebensrealien in einen literarischen Kontext. »Was aber in diesem Roman noch zum Teil

[11] Ebd., S. 75.

[12] von Sternburg (2009), S. 372.

[13] Monika Pietersteiner: Heinrich Manns »Untertan« und Joseph Roths »Spinnennetz«, Hausarbeit, Innsbruck 1982.

[14] von Sternburg (2009), S. 45.

[15] Nürnberger (1990), S. 61.

[16] von Sternburg (2009), S. 343.

überzeugt, führt in *Zipper und sein Vater* [1928], *Rechts und Links* [1929] und *Der stumme Prophet* [1929] zu einer Schaffenskrise. In diesen Romanen werden die persönliche Problematik, die Fluchtmotive und die Skepsis unergiebig.«[17] *Zipper und sein Vater* zeugt davon, dass sich das persönliche Umfeld des Autors als Stoffquelle erschöpft hat. Der Text ist »verhältnismäßig handlungsarm« und beschränkt sich »über weite Strecken […] lediglich auf psychologische Portraits […].«[18] Roth tritt künstlerisch auf der Stelle, seine eng an die politischen und sozialen Gegebenheiten sowie an persönliche Erlebnisse angelehnten Themen sind ausgeschrieben. »… nichts wundert mich mehr als die Tatsache, daß er [der Leser] trotzdem meinen Roman [*Rechts und Links*] kauft und daß dieser die ganz unverdiente zweite Auflage noch vor Weihnachten erlebt.«[19] Als nüchterner Kritiker auch der eigenen Werke musste Roth sich seine Krise eingestehen. Am Ende der Zwanzigerjahre benötigte er neue literarische Horizonte. Das Werk, mit dem er sich aus der Krise herausschrieb, wurde sein größter schriftstellerischer Erfolg: *Hiob* (1930). Der Roman, der mit für Roth ungewohnten Motiven arbeitet, bietet künstlerisch Neues, verarbeitet aber wie seine Vorgänger Ereignisse aus der persönlichen Erfahrungswelt des Dichters. Roth fühlte sich infolge Verschuldung, Alkoholismus, vor allem aber angesichts der Entwicklung der geistigen Erkrankung seiner Ehefrau Friedl wie die Hauptfigur vom Schicksal geprüft. Zugleich ist *Hiob* das erste Werk Roths, für das unbestritten eine literarische Vorlage Pate gestanden hat. Die Bezüge zum gleichnamigen Buch des Alten Testaments sind offenkundig, auch an der Verwendung der zweiten biblischen Quelle, der Josefserzählung aus dem Buch Genesis, bestehen keine Zweifel.[20]

Es ist deutlich geworden: Roths frühe Romane, einschließlich *Hiob*, schreiben sich allesamt von konkreten Erfahrungen her. Angesichts dessen ist es wenig wahrscheinlich, dass der Autor ausgerechnet seinen heute wohl bekanntesten Roman *Radetzkymarsch* unabhängig von einer äußeren Inspirationsquelle konzipiert hat. Gerade der Umstand, dass die intertextuelle Arbeit im Vorgängerroman *Hiob* zu seinem bislang größten Erfolg geführt hatte, musste ihm Mut machen.

Für eine Einzelszene von *Radetzkymarsch* ist ein literarisches Vorbild bereits nachgewiesen worden: Die Fronleichnamsszene im dreizehnten Kapitel ist nach der Vorlage einer Episode aus dem 1931 erschienenen Roman *Apis*

[17] David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie, Köln: Kiepenheuer & Witsch 1974, S. 324.
[18] von Sternburg (2009), S. 344.
[19] Ebd., S. 363.
[20] Ludger Schwienhorst-Schönberger: »Und er ruhte aus von der Schwere des Glücks«. Joseph Roths »Hiob« vor dem Hintergrund seiner biblischen Vorbilder, in: Im Prisma. Joseph Roths Romane, hrsg. von Johann Georg Lughofer, Wien: Edition Art Science 2010, S. 223.

und Este von Bruno Brehm gestaltet.[21] Das ist aufschlussreich, weil es unterstreicht, dass Roth in der Zeit der Entstehung von *Radetzkymarsch* literarische Vorbilder rezipiert hat. Die Szene bei Roth steht nicht in loser Verbindung zu derjenigen bei Brehm, sondern ist dessen Darstellung der Fronleichnamsprozession eindeutig nachgebildet. Roth hat die Interpolation bewusst vorgenommen, sich für *Radetzkymarsch* also gezielt und akribisch mit anderen Texten auseinandergesetzt. Daneben lässt sich anhand dieser Modellsituation erneut ablesen, wie handfest die Beziehung Roths zu seinen ›Musen‹ war: Als *Apis und Este* 1931 erschien, hatte Roth *Radetzkymarsch* schon zu schreiben begonnen. Er übernahm also ein Modell, das noch ›druckfrisch‹ war. Darüber hinaus könnte diese Übernahme ein Indiz dafür sein, dass es Roth nicht auf persönliche Sympathie mit dem Autor seiner Prätexte ankam. Dem politisch weitsichtigen Roth musste Brehm aus ideologischen Gründen suspekt sein. Ob er in dieser Zeit bereits davon Kenntnis hatte, dass der seit 1931 mit deutschnationalen Äußerungen aufwartende Verfasser von *Apis und Este* dem Nationalsozialismus nahestand, muss allerdings offen bleiben. Der Umstand ist deshalb erwähnenswert, weil die wenigen Bemerkungen, die sich in den Briefen Roths über Mann erhalten haben, eine ablehnende Haltung gegenüber seinem Lübecker Kollegen zu Tage treten lassen. Mit Ausnahme eines Briefs an Stefan Zweig vom November 1930, in dem Roth sich darüber gekränkt zeigt, von Thomas Mann als Schriftsteller nicht wahrgenommen zu werden, handelt es sich dabei aber durchweg um Dokumente aus der Zeit nach der Abfassung von *Radetzkymarsch.*

Dieser Brief ist auch in anderer Hinsicht interessant. Roth kündigt in ihm seinem langjährigen Freund einen ersten Entwurf seines neuen Romans an: »… beschäftige mich mit dem Roman, (›Der Radetzkymarsch‹ heißt er) und behandelt Altösterreich von 1890–1914.«[22] Die Version, die er zwei Jahre später als Endfassung vorlegt, beginnt aber schon im Jahr 1859 und weist in der Figur des ältesten Trotta noch weiter in die Vergangenheit zurück. Roth scheint die Ur-Fabel später um die Generationenthematik ergänzt zu haben.

Einen Generationenroman hatte Roth schon seit 1927 zu schreiben versucht, es war ihm aber weder in *Zipper und sein Vater* noch in *Rechts und Links* überzeugend gelungen. Wäre es nicht nachvollziehbar, wenn sich Roth nach einigen wenig zufriedenstellenden Versuchen mit *Buddenbrooks*, einem anerkanntermaßen gelungenen Vertreter der Gattung, auseinandergesetzt hätte?

[21] Nürnberger (1990), S. 99.

[22] Madeleine Rietra / Rainer Joachim Siegel (Hrsg.): »Jede Freundschaft mit mir ist verderblich.« Joseph Roth und Stefan Zweig. Briefwechsel 1927–1938, Göttingen: Wallstein 2011, S. 56.

III. Buddenbrooks *und* Radetzkymarsch – *Analogien*

Analoge Strukturen: Familienentwicklung über vier Generationen

Kehren wir nun zu den beiden Romanen zurück, um die Konvergenzen im Detail zu beleuchten. Offensichtlichste Gemeinsamkeit ist die analog konzipierte Grobstruktur der Handlung. Die Plots von *Buddenbrooks* und *Radetzkymarsch* (sie umfassen 42 bzw. 58 Jahre) verlaufen über vier Generationen, wobei die Vertreter jeder Stufe durch die ihnen zugeschriebene Weltanschauung eine spezifische Phase der Familienentwicklung repräsentieren. Es handelt sich dabei – für einen Generationenroman nicht untypisch – größtenteils um männliche Figuren. Wenn für *Buddenbrooks* konstatiert worden ist, dass nicht nur die die Fabel konstituierende Geschlechterfolge, sondern auch »innere Problematik und Widersprüchlichkeit, also ›Tiefe‹ fast durchweg den männlichen Buddenbrooks aufgeladen«[23] ist, so muss diese Beobachtung erst recht für die Trottas gelten, deren Partnerinnen in *Radetzkymarsch* schablonenhafte Randfiguren bleiben.

Die Figuren der ersten Generation stehen verhältnismäßig kurz im Mittelpunkt des narrativen Geschehens. Der Gendarmerie-Wachtmeister Trotta tritt in nur zwei Szenen, Johann Buddenbrook d. Ä. bis zur Hälfte des zweiten Teils auf.[24] Beide sind Vertreter einer noch älteren Weltordnung als die, die von ihren Söhnen repräsentiert werden, wenn auch unter unterschiedlichen Vorzeichen. Gegenüber dem als weltgewandter Bürger der Spätaufklärung gezeichneten Buddenbrook ist der Vater des ›Helden von Solferino‹ eine geradezu archaisch anmutende Figur: Der Gendarm von Sipolje ist einer der im Werk Joseph Roths wiederkehrenden einfachen Bewohner der rückständigen, bäuerlichen Provinz der Donaumonarchie. In den beiden Figuren ist die spätere Labilität noch nicht angelegt, in bewusstem Gegensatz dazu repräsentieren sie Unnachgiebigkeit und Härte. »Zu meiner Zeit hat uns noch der Radetzky gezwiebelt!«, weist der alte Trotta seinen Sohn »donnernd« (Rm, 143) zurecht und Johann Buddenbrook schimpft »zornig«: »Was seid ihr eigentlich für eine Kompanei, ihr jungen Leute, – wie? Den Kopf voll christlicher und phantastischer Flausen …« (1.1, 51 f.) Die Charakterisierung der beiden Alten nimmt wenig Raum ein. Dennoch ist sie für die Handlung unverzichtbar, wird doch im Folgenden der »Verfall einer Familie« als Prozess zunehmender Entfremdung von eben ihren Idealen ausgeführt.

In der Generation der Großväter von Hanno bzw. Carl Joseph werden diese

[23] Jochen Vogt: Thomas Manns »Buddenbrooks«, München: Fink 1983, S. 48.

[24] In Hackerts Roth-Ausgabe sind das 16 von 320, in der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe knapp 80 von 837 Seiten.

Wertvorstellungen noch vollständig aufrechterhalten. Zwar wird das Thema Sinnstiftung bereits aufgegriffen, sie gelingt jedoch noch. Johann Buddenbrook d. J. ist ein tüchtiger Kaufmann, der seinem Vater an Dynamik und Integrität um nichts nachsteht, ihm sogar »manches Mal im entschlossenen Ergreifen des Vorteils überlegen« (1.1, 51) ist. Sein Bibelchristentum steht keineswegs im Gegensatz zu einem nüchternen, profitorientierten Geschäftssinn. Vielmehr bezieht er gerade aus der Religiosität Sinn und Motivation für seine Tätigkeit. Mag sich in der Frömmelei auch schon die fatale Empfindsamkeit andeuten: Der Konsul selbst hält Sentimentalität Härte und Kalkül entgegen. Wenn er der Firma im Zusammenhang mit der Grünlich-Affäre schadet, dann nur, weil er auf Grundlage rationaler Überlegungen, d. h. prinzipientreu handelt.

Analog dazu bringt der ›Held von Solferino‹ die Trottas aus Prinzipientreue um eine bessere Position. Als er im Lesebuch seines Sohnes die eigene Heldentat in einer die realen Ereignisse überzeichnenden und verkitschenden Weise dargestellt sieht, nimmt er angewidert seinen Abschied aus der Armee. Die Verlogenheit der Heerespropaganda ist mit dem Ehrgefühl des »Ritters der Wahrheit« (Rm, 147) nicht kompatibel. Eine konzise auktoriale Charakterisierung weist ihn als ›Ideologen der Tugend‹ aus:

> … er war […] ein guter Gatte, mißtrauisch gegen Frauen, den Spielen fern, mürrisch, aber gerecht im Dienst, grimmiger Feind jeder Lüge, unmännlichen Gebarens, feiger Geborgenheit, geschwätzigen Lobs und ehrgeiziger Süchte. Er war so einfach und untadelig wie seine Konduitenliste. (Rm, 144)

Die »nächtlichen Abgründe« (Rm, 144) seiner Seele treten nur im Zorn zutage; erst im Alter regen sich »unalltägliche, […] differenzierte Gefühle« (1.1, 283). Emotionalen Regungen hält er jedoch wie Konsul Buddenbrook erfolgreich Strenge, Härte und Pflichtbewusstsein entgegen.

Die Folgegeneration ist die psychologisch komplexeste. Thomas Buddenbrook und der Bezirkshauptmann Franz Trotta sind Figuren, die zwar noch in einem kompakten Wertesystem wurzeln, nach und nach aber den Bezug zu ihm verlieren und schließlich angesichts eines sinnlos gewordenen Daseins resignieren. Man kann sie als ›Generation der Verdränger‹ bezeichnen, weil sie versuchen, die entstehende Leerstelle mit künstlichen Werten aufzufüllen, in erster Linie mit ›Haltung‹. Das hat zur Folge, dass beide dem Leser zunächst als zuverlässige, nicht verfallgefährdete Existenzen vorgestellt werden. Erst im Laufe der Erzählung wird deutlich, wie brüchig die scheinbar soliden Charaktere sind bzw. welche Anstrengungen sie aufbringen müssen, um den Anschein von Selbstsicherheit und Festigkeit im Beruf, vor allem aber im Familiensystem zu wahren.

»›Du wirst in deinem Leben kein Bauer und kein Wirt! Du wirst ein tüchtiger Beamter, nichts mehr!‹ Es war eine beschlossene Sache.« (Rm, 154) Die

Lebensläufe Franz von Trottas und Thomas Buddenbrooks sind a priori festgelegt. Buddenbrook ist aber weit weniger als sein Vater in der Lage, die für seinen Beruf notwendige Härte aufzubringen. Seiner sensiblen Veranlagung wegen muss er »diesem Leben gegenüber sein Fühlen korrigieren« (1.1, 516). Hatte der Kaufmannstätigkeit seines Vaters eine religiöse Motivation zugrunde gelegen, so fehlt dieser Versuch der Sinnstiftung bei Thomas. Umso größer ist die Anstrengung, die er aufbringen muss, um seine Existenz aufrecht zu halten. Es gelingt ihm für einige Zeit, indem er den einzigen Wert, den er von seinen Ahnen übernommen hat, absolut setzt: die Wahrung der »Dehors« (1.1, 677). Wo immer es gilt, sich öffentlich zu positionieren, ist er »tip-top« (1.1, 399). Am deutlichsten wird sein Ringen um Haltung anhand der obsessiven Toilette. Der Aufwand, den er dafür betreibt, nimmt in dem Maße zu, in dem seine Spannkraft abnimmt. Mit Willensanstrengung versucht er eine sterile, weil unauthentische Bürgerlichkeit zu konservieren. An die Stelle funktionaler Verhaltensweisen treten Kompensationsrituale. Deutlich wird dies etwa im Leitmotiv der »kleinen, scharfen russischen Cigaretten«, einem »Betäubungsmittel« (1.1, 675), das dem Konsul über den fehlenden Lebenssinn hinweghelfen soll. Letztlich muss Thomas an seiner Lebenslüge scheitern: »Alle seine Kräfte nahmen ab; was sich in ihm verstärkte, war allein die Überzeugung, daß […] sein Hintritt nahe bevorstehe.« (1.1, 718)

Auch der Bezirkshauptmann Trotta erscheint dem Leser zunächst als ein stabiler, geradliniger Charakter. Gleich in der ersten Szene des Romans erweist er sich als strenger Vater mit militärischen Umgangsformen und unumschränkt herrschender Paterfamilias. Dass es sich bei der strengen Haltung um Fassade handelt, wird seinem Sohn auf einer Zugfahrt nach Wien bewusst. »[E]r begann zu ahnen, daß hinter der knöchernen Härte des Bezirkshauptmanns ein anderer verborgen war.« (Rm, 174) Kurze Zeit später dekonstruiert ein ehemaliger Schulkamerad des Vaters dessen Scheinexistenz. Trotta habe in der Schule abgeschrieben, sei dazu ein »Traumichnicht« (Rm, 179). Es wird deutlich, dass die Orientierungslosigkeit des Sohnes im Vater bereits angelegt ist. Angebliche Werte verkommen zu inhaltsleeren Haltungen. Abschreiben ist Betrug und widerspricht dem Weltbild, das der Vater kommuniziert. Von der Rechtschaffenheit und Entschlossenheit des ›Helden von Solferino‹ hat sich in diesem schüchternen Zauderer wenig erhalten.

Die Rituale, entlang derer die Figur ihren Alltag organisiert, fußen nicht auf transzendenten Prinzipien, sondern haben nur die Funktion, die Autorität einer Persönlichkeit zu verbürgen, die keineswegs so gefestigt ist, wie sie sich darstellt. Dazu gehören die strengen Tischsitten, die skurrilen wöchentlichen Unterredungen mit dem Kapellmeister Nechwal sowie die Examinationen, denen der Sohn am Ende jeden Schuljahres unterzogen wird. Das Festhalten an routinierten Abläufen ist Anzeichen einer ausgehöhlten Wirklichkeit und

eines Wertedefizits. Wie Thomas Buddenbrook setzt er dieser Leere Haltung und Exklusivität entgegen. Auch er besteht auf dem täglichen Friseurtermin, Kölnisch Wasser, Puder und makelloser Kleidung. Auch er korrigiert seine Empfindsamkeit, denn »… zu meiner Zeit, weißt du, war man nicht sentimental.« (Rm, 175) Auch er muss resignieren, als er erkennt, dass sein Konstrukt der Komplexität der Wirklichkeit nicht mehr beikommt: »Wie einfach hat die Welt immer ausgesehn! dachte der Bezirkshauptmann. Für jede Lage gab es eine bestimmte Haltung.« (Rm, 297)

Mit Hanno Buddenbrook und Carl Joseph Trotta kulminiert der ›Verfall‹ der Familien in ihrem physischen Erlöschen. Obwohl in beiden Texten junge Figuren auf unalltägliche Weise sterben, ist das Ende Schlusspunkt einer langen Entwicklung. Der Tod steht am Ende des gesellschaftlichen, vor allem aber moralischen Niedergangs der Familien. In den beiden hypersensiblen Charakteren wächst sich die Orientierungslosigkeit zu Lebensschwäche und -verdruss aus. Selbst die geringsten Anforderungen des Alltags werden als Belastungen erfahren. In gleicher Weise wie Hanno an der Verantwortung zerbricht, das Familienunternehmen weiterführen zu müssen, zerbricht Carl Joseph an der Vorstellung, in die Fußstapfen des ›Helden von Solferino‹ treten zu müssen, die sich in dessen Portrait materialisieren: »Ich bin nicht stark genug für dieses Bild. […] Ich kann die Toten nicht vergessen!« (Rm, 296) Beide sind in ihrer Entscheidungsschwäche, Weichheit, Larmoyanz und emotionalen Anfälligkeit typische Vertreter der Fin-de-siècle-Dekadenz, die in masochistischer Lust am eigenen Untergang Todessehnsucht entwickelt. Früh hoffnungslos resigniert – »Es kann nichts aus mir werden.« (1.1, 819) bzw. »Mit mir wird alles begraben. Ich bin der letzte Trotta!« (Rm, 285) – fliehen sie aus dem Leben, Hanno in eine rauschhafte Musik, Carl Joseph in den Alkohol. Die Erzähler beider Romane geben schon früh zu erkennen, dass sich im letzten Exponenten nur »kümmerliche[ ] Reste seiner Kräfte« (Rm, 220) erhalten haben. Auch ihre Physiognomien sind dementsprechend fragil. Trotta ist »etwas weicher« als der Großvater, »Schwächliche Nase! Weicher Mund« (Rm, 176), Hanno, ein »stilles und wenig kräftiges Kind«, ist »schlankgliedrig« und hat »sehr weiches Haar« (1.1, 465). Ferner lässt sich für beide ein ähnliches Sozialverhalten ausmachen. Von ihrem Naturell her zum Außenseiter prädisponiert, gelingt es beiden nur mit Mühe, Beziehungen aufzubauen. Sowohl Hanno als auch Carl Joseph haben nur einen einzigen Freund – bezeichnenderweise einen empfindsamen Außenseiter, der ähnlich dekadent und gefährdet ist wie sie selbst.

Analogien der motivischen Handlungsverdichtung

Auffällige Parallelen zwischen *Buddenbrooks* und *Radetzkymarsch* finden sich auch hinsichtlich jener Einzelmotive, welche die Darstellung der Verfallsprozesse rahmen und verdichten. Darunter fällt an erster Stelle der Motivkreis ›Musik‹ ins Auge. In *Buddenbrooks* steht die Zunahme einer dionysischen Musikalität in indirekt proportionalem Verhältnis zu der Abnahme von Lebenskraft. Die die familiäre Integration befördernde bürgerliche Musikalität, wie sie etwa im Flötenspiel Johann Buddenbrooks d. Ä. oder dem gemeinschaftlichen Singen von Weihnachtsliedern zum Ausdruck kommt, geht in der zweiten Romanhälfte verloren, in der das kultivierte Unterhaltungsmoment durch einen gefühlsgelenkten und zusehends rauschhaften Musikkonsum verdrängt wird. Mit der Einheirat Gerdas entwickelt sich die Musik zu einer »Feindin« (1.1, 682) der Buddenbrook'schen Bürgerlichkeit. Hanno, der sich im bürgerlichen Kontext nicht mehr zurechtfindet, kompensiert diese Leerstelle, indem er sich an musikalischen Phantasien berauscht. Der Erzähler gibt unmissverständlich zu erkennen, dass es sich dabei um einen Akt der Selbstaufgabe handelt, welcher der seelischen Gesundheit der Figur in hohem Maße abträglich ist. Für Hanno Buddenbrook ist seine musikalische Beschäftigung ein Versuch, sich über seine Unzulänglichkeit im Leben hinwegzutäuschen. Seine eskapistische Erregungszustände evozierende Musik ist zugleich Absage ans Leben. Seine »Flucht in die Musik« wird folgerichtig »gar bald zur Flucht in den Tod.« (14.1, 354)

In ähnlicher Weise erscheint bei Joseph Roth Musik, insbesondere der titelgebende Radetzkymarsch von Johann Strauß Vater, als Katalysator morbider Vorstellungen. Der Atmosphäre der Todesahnung und des Untergangs ist der Radetzkymarsch leitmotivisch unterlegt. Schon als Jugendlicher ist für Carl Joseph der Radetzkymarsch mit dem Tod konnotiert: »Am besten starb man für ihn bei Militärmusik, am leichtesten beim Radetzkymarsch.« (Rm, 160) Die Nacht vor dem Tod seines Freundes Demant verbringen der Duellant und Carl Joseph in einem Lokal. Der Musikapparat spielt den Radetzkymarsch, anschließend trinken sie »auf einen leichten Tod« (Rm, 233). Leicht ist schließlich auch Carl Josephs eigener Tod: »Er hörte schon die Schüsse, die noch nicht gefallen waren, und gleichzeitig die ersten trommelnden Takte des Radetzkymarsches.« (Rm, 444)

Der Radetzkymarsch ist die Begleitmusik, die die Todesfälle rahmt. Ist er schon deswegen ein morbides Motiv, so ist er es erst recht, wenn man sich vor Augen hält, unter welchen Umständen die Figuren in den Tod gehen. In beiden Fällen gehen lebensmüde Stimmungslagen mit einher. Demant fällt in einem »unsinnig[en]« (Rm, 233) Duell, Carl Josephs Tod ist eine Flucht aus einem missglückten Leben. Unter der euphorisierenden Wirkung des Marsches setzt er sich dem Kugelfeuer aus.

Neben dem Radetzkymarsch sind in Roths Roman weitere musikalische Motive als Dekadenz-Symbole auszumachen. Das »ukrainische Lied vom Kaiser und der Kaiserin«, das die ruthenischen Bauern singen, obwohl die Kaiserin längst tot ist, »kündet vom fortschreitenden Verfall, in dem die Monarchie nur noch als märchenhaftes Phantasma benützt wird.«[25] Die allmähliche Desintegration des Reiches illustrieren darüber hinaus die »Lieder in einer unbekannten Sprache« (Rm, 194) der nationalen Minoritäten, der anlässlich der Nachricht des Sarajevo-Attentats von betrunkenen Musikanten gespielte Trauermarsch von Chopin und die Internationale, die die Borstenarbeiter singen.

Überdies lässt sich in *Radetzkymarsch* wie in *Buddenbrooks* eine fortschreitende Sublimierung der Lebensformen ausmachen. Nicht zufällig liest der ›Held von Solferino‹ »keine Bücher« (Rm, 144), wohingegen sein Sohn, der Bezirkshauptmann, neben dem Körner-Drama *Zriny* auch Grillparzer, Stifter und von Saar kennt. Carl Joseph ist kein Leser, er reagiert aber wie Hanno sehr empfindlich auf Musik. Dafür wird sein Freund Demant, ebenfalls ein Vertreter der dekadenten Enkel-Generation und in vieler Hinsicht eine Dublette der Hauptfigur, explizit als »Bücherwurm« (Rm, 71) bezeichnet.

Eine weitere motivische Parallele zwischen *Buddenbrooks* und *Radetzkymarsch* liegt in der Häufung von Sterbeszenen. Das mag für einen Generationenroman unverzichtbar sein – in der Tat markieren Todesfälle in beiden Romanen Übergänge zu einer neuen Stufe der Familienentwicklung. Auffällig ist jedoch, dass einzelne Todesfälle in *Buddenbrooks* und *Radetzkymarsch* episch aufgeladen sind und in einer Breite geschildert werden, die es erlaubt, von einer richtiggehenden Dramaturgie des Sterbens zu sprechen. Exempla dafür sind die jeweils ein ganzes Kapitel füllenden Sterbeszenen von Bethsy Buddenbrook bzw. vom Diener Jacques, deren retardiertes Ableben die Desintegration der jeweiligen sozialen Systeme vorantreibt.

In diesem Zusammenhang ist auch die hohe Ärztedichte unter den Nebenfiguren auffällig. Sie ist nicht nur der physischen Gefährdung der Protagonisten geschuldet, denn bei den Ärzten handelt es sich mehrheitlich um »langjährige Freunde des Hauses« (1.1, 19). Während diese Häufung in *Buddenbrooks* aber insofern motiviert ist, als hier der Verfall tatsächlich physiologisch begriffen wird, lässt sich ihre Funktion in *Radetzkymarsch* schwerer fassen. Demant und Skowronnek treten in ihrer Eigenschaft als Ärzte gar nicht in Erscheinung, im Ernstfall wird bezeichnenderweise ein fremder Arzt gerufen. Man kann ihr Auftreten vielleicht damit begründen, dass Roth seinen dekadenten Protagonisten und ihrer untergehenden Welt analog zum Autor der *Buddenbrooks*

[25] Alexander Preisinger / Stefan Schmidl: »Ein Baldachin aus schwarz-gelben Tönen.« Musikalischer Verfall in Joseph Roths Radetzkymarsch, in: Johann Georg Lughofer (zit. Anm. 20), S. 262.

Figuren zur Seite gestellt hat, die auf dem Gebiet einer organischen Ordnung als Spezialisten ausgewiesen sind. Ihre Ohnmacht, diese Ordnung zu erhalten, ist Indiz für die Unaufhaltsamkeit des Verfalls.

Das Motiv ›Kräfteverfall‹ wird in beiden Romanen auch auf der Ebene der Sexualität variiert. Ebenso wie das Durchsetzungsvermögen der männlichen Figuren im alltäglichen gesellschaftlichen Verkehr nach und nach verloren geht, schwindet auch ihre geschlechtliche Virilität. Thomas Buddenbrook zeugt erst nach mehrjähriger Ehe ein (zudem kaum lebensfähiges) Kind. Sein Verhalten gegenüber dem Nebenbuhler Trotha signalisiert zudem, dass er seiner Rolle als Mann nicht mehr gerecht wird. Man darf davon ausgehen, dass sich die Potenzschwäche in Hanno fortsetzt. Dessen Freundschaft zum Grafen Mölln weist zwar keine explizit sexuelle Konnotation auf, allerdings muss hier, wie im Frühwerk von Thomas Mann häufig, ein homoerotisches Verhältnis in Betracht gezogen werden, worin im Verständnis des Autors eine sterile Fehlleitung der männlichen Sexualität zum Ausdruck kommt.

Carl Joseph Trotta ist in seinen erotischen Beziehungen stets der Unterlegene. In seine erste sexuelle Erfahrung wird er hineingezogen, hilflos gibt er sich Frau Slama hin »wie ein Objekt, mit dem ›hantiert‹ wird.«[26] Beim Bordellbesuch seines Regiments weigert er sich, ein Mädchen zu nehmen. Am deutlichsten wird seine Angst vor dem weiblichen Geschlecht in der Szene, als er zum ersten Mal mit Frau Taußig zusammentrifft. Um nicht mit ihr im engen, dunklen Zugabteil sitzen zu müssen, gibt er vor, auf dem Korridor rauchen zu müssen. Im Kupee hat er »Angst wie ein Kind vor der Dunkelheit« (Rm, 318).

Auch das Motiv des Ehebruchs infolge männlichen Versagens tritt in *Radetzkymarsch* auf; Leidtragender ist Doktor Demant. Wie Thomas Buddenbrook hat er einen begründeten Verdacht, ist aber nicht in der Lage zu intervenieren.

Einige weitere Motivüberschneidungen zwischen *Buddenbrooks* und *Radetzkymarsch* können hier nur angedeutet werden:[27] Testamente, die zugunsten Dritter ausgestellt werden, schwächen die ökonomische Position der Familie; Rebellionsszenen fungieren als Hinweise für gesellschaftliche Umbrüche; die Väter signalisieren Autorität, indem sie ihre Söhne Examina unterziehen; die Söhne sind in der Schule leistungsschwach; Nebenfiguren werden auch dort dynastisch gezeichnet, wo es die Handlung nicht erfordert, sie werden dadurch zu Dubletten der Hauptfiguren; dem Verfall sind Symbole der Beständigkeit gegenübergestellt.

[26] Maud Curling: Joseph Roths »Radetzkymarsch«. Eine psychosoziologische Interpretation. Frankfurt/Main: Lang 1981, S. 64.

[27] Ausführlich behandelt habe ich diese Analogien in: Spuren der »Buddenbrooks« in Joseph Roths »Radetzkymarsch«, Diplomarbeit, Innsbruck 2012.

Fiktionalisierung sozialgeschichtlicher Entwicklungen

Eine Parallele zwischen *Buddenbrooks* und *Radetzkymarsch* zeigt sich auch an ihrem Verhältnis zur historischen Wirklichkeit. In beiden Texten sind in die fiktionalen Plots historische Ereignisse eingearbeitet: Der Aufstand von 1848 und der Deutsch-Dänische Krieg von 1864 in *Buddenbrooks*, die Schlacht von Solferino 1859 und die Galizienschlachten am Beginn des Ersten Weltkriegs in *Radetzkymarsch* sind historische Eckpfeiler, die den Hintergrund für wichtige Episoden bilden.

Noch gewichtiger ist der Umstand, dass auch die Handlung der Texte selbst gesellschaftliche Entwicklungen vorführt, für die sich in der historischen Wirklichkeit Äquivalente finden lassen. In ganz ähnlicher Weise ist in beiden Romanen der fiktive Niedergang einer Familie in realhistorische Entwicklungen eingebunden, konstruieren doch beide Texte die dekadenten Biographien ihrer Protagonisten vor dem Hintergrund unmittelbar mit ihnen in Beziehung stehender historischer Verfallsprozesse. Der Zerfall der Donaumonarchie bzw. der Niedergang einer traditionellen großbürgerlichen Kaufmannsklasse bilden den jeweiligen geschichtlichen Rahmen. Das hat zur Folge, dass sich beide Texte auch als fiktionalisierte Darstellungen von historischen gesellschaftlichen Prozessen lesen lassen, innerhalb derer das Romanpersonal historische Typen verkörpert.

In *Radetzkymarsch* steht die Idee, einen historischen Prozess anhand eines individuellen Schicksals zu vermitteln, offenkundig an der Wiege der Romankonzeption. Schon mit der ersten Erwähnung des Romanprojekts in dem bereits erwähnten Brief Roths an Stefan Zweig ist das Thema »Altösterreich von 1890–1914« abgesteckt. Schlussendlich dehnte Roth die erzählte Zeit von 1859 bis 1916 aus, das heißt auf die Jahre des – retrospektiv betrachtet – kontinuierlichen Abstiegs der Habsburgermonarchie. Die Vermittlung von Historie wird im Roman unter anderem dadurch umgesetzt, dass Roth den Kaiser selbst auftreten lässt. »Wie ein bei Lebzeiten zum Mythos gewordener deus ex machina […] schwebt die Persönlichkeit des Kaisers über dem ganzen epischen Geschehen.«[28] Die Parallelsetzung des Schicksals der Trottas und des Staats wird mittels dieser Figur und jener des Bezirkshauptmanns geradezu pedantisch betrieben. Der Kaiser und sein Statthalter sind bis ins Detail als Dubletten konzipiert: physiognomisch, aber auch charakterlich gleichen sie »zwei Brüdern, von denen der eine ein Kaiser, der andere ein Bezirkshauptmann geworden war.« (Rm, 405) Beiden gemein sind der hinter skurrilen Ritualen kaschierte Fatalismus, die Schrulligkeit und die Vergesslichkeit im Dienst.

[28] Adolf D. Klarmann: Das Österreichbild im »Radetzkymarsch«, in: David Bronsen (zit. Anm. 8), S. 153.

Es ist nur konsequent, wenn auch ihr Abgang analog konzipiert ist. Beide sterben – fast gleichzeitig – einen Alterstod im Bett, während der Regen ans Fenster schlägt: »… sie konnten beide Österreich nicht überleben.« (Rm, 455) Die Gebrechlichkeit des alten Kaisers ist dem Leser immer auch Indiz für die Gefährdung der Trottas und ihrer Welt. Als exemplarische Untertanen des Habsburgerreiches steht ihr Untergang paradigmatisch für das Verschwinden von typischen gesellschaftlichen Klassen der Donaumonarchie, dem k. k. Berufsbeamtentum und dem Heerwesen, mit ihren althergebrachten Wert- und Ehrbegriffen.

Komplexer verhält es sich mit *Buddenbrooks*. Kaum eine Frage hat in der *Buddenbrooks*-Forschung so viel Interesse auf sich gezogen wie die nach der sozialhistorischen Aussagekraft des Romans. Während vornehmlich marxistische Literaturtheoretiker in *Buddenbrooks* die »Geschichte des deutschen Bürgers bis zum Vorabend des radikalen kapitalistischen Aufschwungs«[29] zu sehen glaubten, weisen jüngere Interpreten darauf hin, dass der Niedergang der Kaufmannsfamilie nicht auf das Betreiben liberaler Konkurrenten, sondern vornehmlich auf interne Miseren zurückzuführen ist, und die Buddenbrooks somit eine abgewirtschaftete Stufe innerhalb einer zyklisch gedachten Ökonomie, nicht aber die Auflösung des Wirtschaftssystems an sich abbilden.

Für beide Positionen lassen sich – eher aus dem Text als aus den zahlreichen und widersprüchlichen Autorkommentaren – Argumente finden. Letztlich ist die Diskussion für diese Untersuchung von nebensächlicher Bedeutung. Entscheidend ist vielmehr, dass eine Parallelsetzung der Romanhandlung mit einem historischen Prozess tatsächlich möglich ist: Man *kann* den Untergang der Familie Buddenbrook als Paradigma für den Verfall der bürgerlichen Klasse und deren Wirtschaftssystem, den Roman als »Epos vom Niedergang der Bürgerlichkeit«[30] begreifen. Es scheint naheliegend, dass der Roman in den politisch und wirtschaftlich unsicheren späten Zwanziger- und frühen Dreißigerjahren, der Entstehungszeit von *Radetzkymarsch*, vermehrt in diesem Licht gesehen wurde. Die Krise des Jahres 1929, die die Anfälligkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung eindrücklich vor Augen führte, hat ökonomischen Fragestellungen eine breitere öffentliche Diskussion und Relevanz eingetragen. Dass *Buddenbrooks* angesichts von Geldentwertung, Arbeitslosigkeit und der Ohnmacht des Einzelnen gegenüber einer anonymen Ökonomie die Sehnsucht nach einem traditionellen Wirtschaftskonzept bedient haben könnte, ist durchaus glaubhaft.

[29] Georg Lukács: Skizze einer Geschichte der neueren deutschen Literatur, Berlin: Aufbau 1953, S. 126.

[30] Helmuth Koopmann: Thomas Mann: Buddenbrooks. Grundlagen und Gedanken zum Verständnis erzählender Literatur, Frankfurt/Main: Diesterweg 1995, S. 83.

In einer solchen Auslegung repräsentieren die Buddenbrooks die alte Ordnung. Tatsächlich lautet die primäre ökonomische Direktive: »Mein Sohn, sey mit Lust bey den Geschäften am Tage, aber mache nur solche, daß wir bey Nacht ruhig schlafen können.« (1.1, 190) Diesem traditionsbewussten, konservativen Wirtschaftsverständnis steht der Parvenu Hagenström gegenüber, wohl auch kein Repräsentant des Manchesterkapitalismus, aber immerhin ein Unternehmer, der »frei [ist] von den hemmenden Fesseln der Tradition« (1.1, 450) und »es darauf abgesehen zu haben [scheint], den Angehörigen der alteingesessenen Familien bei jeder Gelegenheit zu opponieren.« (1.1, 67) Die Buddenbrooks mit ihrer »geschichtlichen Unangepaßtheit«[31] ziehen gegen einen solchen Konkurrenten zwangsläufig den Kürzeren. Ihr Niedergang steht unter dieser Perspektive tatsächlich paradigmatisch für die Ablöse einer hanseatischen Stadtaristokratie, wie sie in der Eingangsszene des Romans im Haus in der Mengstraße dargestellt ist.

Trotta und Trotha

Es ist unumgänglich, dass bei einem Vergleich der beiden Romane auch die Ähnlichkeit der Namen Trotta bzw. Trotha zur Sprache gebracht wird. Bemerkenswerterweise ist der Seconde-Leutnant und mutmaßliche Liebhaber Gerda Buddenbrooks René Maria von Throta die einzige Figur in *Buddenbrooks*, die das Soldatentum repräsentiert. Seine Charakterisierung durch den Erzähler entspricht darüber hinaus in auffälliger Weise der Darstellung Carl Josephs:

> Ohne Zweifel war er wider Willen oder doch ohne Liebe zur Sache in die Armee eingetreten, denn trotz seiner Körperstärke war er untüchtig im Dienste und unbeliebt bei seinen Kameraden, deren Interessen und Vergnügungen […] er zu wenig teilte. Er galt für einen unangenehmen und extravaganten Sonderling unter ihnen, der einsame Spaziergänge machte, der weder Pferde noch Jagd, noch Spiel, noch Frauen liebte, […] während er Klub und Kasino mißachtete. (1.1, 711)

Außenseitertum, Ablehnung von Klub und Vergnügungen,[32] unsoldatische Empfindsamkeit, Sehnsucht nach dem Abschied von der Armee, Versagen als Soldat – all das sind Charakteristika, die auch in Carl Joseph angelegt sind. Wie Trotta ist Trotha alles andere als ein mustergültiger Soldat: »… er behandelte die Uniform an seinem muskulösen Körper genau so nachlässig und lau-

[31] Birger P. Priddat: Über das Scheitern der Familie, nicht des Kapitalismus. Neue Einsichten in die ökonomischen Aspekte in Thomas Manns »Buddenbrooks«, in: Thomas Mann Jahrbuch 25, hrsg. von Thomas Sprecher, Ruprecht Wimmer und Hans Wißkirchen, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2012, S. 273.

[32] Vgl. das fünfte Kapitel von *Radetzkymarsch.*

nisch wie einen Civilanzug.« (1.1, 710) Man vergleiche dazu: »Und Carl Joseph stürzte zum Kleiderschrank, holte den grauen Zivilanzug hervor, seine bessere, wichtigere und geheimere Existenz.« (Rm, 372)

Erzählverhalten

Auf einen Vergleich der literarischen Strategien kann hier nicht ausführlich eingegangen werden. Festzuhalten gilt es, dass beide Romane szenisch organisiert sind – *Radetzkymarsch* unterscheidet sich darin von den weitgehend synoptisch erzählten Vorgängern *Zipper und sein Vater* und *Links und Rechts*. Aussagekräftiger ist, dass die Erzähler beider Romane in ähnlicher Weise in Distanz zum Erzählten treten. Die Erzählhaltung balanciert zwischen Sympathie für und Amüsement über die Figuren. Ironie ist in beiden Texten ein wichtiges Mittel der Identifikationsbrechung. Deutlich wird das etwa anhand der Todesszenen: Die Buddenbrooks der zweiten Generation rücken infolge ihrer skurrilen *ultima verba* in die Nähe von Karikaturen; die lakonische Schilderung von Carl Josephs Ende betont ebenfalls die Künstlichkeit der Figur: »Seine Zunge wurde langsam blau, er fühlte seinen Körper kalt werden. Dann starb er. Das war das Ende des Leutnants Carl Joseph, Freiherr von Trotta.« (Rm, 445)

IV. Schlussbemerkung

Man kann einige der vorgeführten Parallelen als gattungsspezifische Anforderungen des Genres Generationenroman werten. In der Roth-Forschung ist das wohl so gesehen worden. Die Vielzahl an Überschneidungen bleibt aber nicht zuletzt vor dem Hintergrund der Entstehungsgeschichte von *Radetzkymarsch* auffällig. Dabei ist der ökonomische Aspekt noch gar nicht genannt worden. Es erscheint plausibel, dass der beachtliche wirtschaftliche Gewinn, den *Buddenbrooks* abwarf, den chronisch über seine Verhältnisse lebenden »gewiefte[n] Kaufmann«[33] Roth dazu motivierte, einen Roman nach diesem Muster zu konzipieren. Dass sich für eine allfällige Beschäftigung des Autors mit *Buddenbrooks* keine Zeugnisse erhalten haben, entspricht sicherlich Roths Intention. Dem Schriftsteller wäre es in dieser Zeit äußerst ungelegen gekommen, als Thomas-Mann-Epigone in Verruf zu geraten.

[33] Madeleine Rietra (Hrsg.): »Geschäft ist Geschäft. Seien Sie mir privat nicht böse. Ich brauche Geld.« Der Briefwechsel zwischen Joseph Roth und den Exilverlagen Allert de Lange und Querido 1933–1939, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2005, S. 11.

Sollte die hier vorgeführte These stimmen, so hätte Roth mit seiner Vorgehensweise freilich erst langfristig Recht behalten. Der Roman, den Roth wenige Monate nach der Nobelpreisverleihung an Thomas Mann zu schreiben begann, führte aufgrund üppiger, rasch ausgegebener Vorschüsse und des frühen Verbots nicht zu einer Überwindung von Roths ökonomischer Misere. Der posthume Erfolg des Romans ist allerdings beachtlich. Noch heute wird *Radetzkymarsch* mehr als alle anderen Werke Joseph Roths mit dessen Namen in Verbindung gebracht. Auch darin zeigt sich letztlich eine Parallele zu *Buddenbrooks*.

Martin Weichmann

»In hochachtungsvoller Ergebenheit an … den Bolschewismus«

Thomas Manns Kampf für Meinungsfreiheit und Humanität im Schulterschluss mit der Roten Hilfe[1]

Jeder Deutsche hat das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild oder in sonstiger Weise frei zu äußern. […] [N]iemand darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Rechte Gebrauch macht.[2]

Die schrittweise Beschneidung des in der Weimarer Verfassung festgelegten Rechts auf freie Meinungsäußerung und eine um sich greifende »erniedrigende Vormundschaft unverantwortlicher Winkelinstanzen«[3] riefen Thomas Mann während der Zwanziger- und frühen Dreißigerjahre wiederholt auf den Plan. In der Überzeugung, dass vor allem »Kultur unbedingt eines freien künstlerischen Schaffens bedarf«[4], wandte sich der Schriftsteller gegen jegliche Form der grassierenden, staatlich sanktionierten Unterdrückung unerwünschter Geisteshaltungen. Neben grundsätzlichen Ausführungen in Form von öffentlichen Vorträgen[5] und der Mitunterzeichnung diverser kollektiver Aufrufe,[6] verfasste Mann beginnend mit dem Einspruch *Gegen die Verunglimpfung von Alexander M. Freys »Spuk des Alltags«*[7] im Jahr 1921 mehrere Expertisen zugunsten oftmals wenig bekannter Schriftstellerkollegen, deren Werke aus unterschiedlichen Gründen ins Fadenkreuz der Justizorgane geraten waren. Den Gerichten stand zur Unterdrückung unliebsamer Äußerungen in Schrift und Wort eine reiche Auswahl an Repressalien zur Verfügung. Alleine in den

[1] Für wertvolle Hinweise und Unterstützung bei den Recherchen zu den vorliegenden Ausführungen sei an dieser Stelle folgenden Personen gedankt: Werner Mühlhäußer, Stadtarchiv Gunzenhausen; Gunter Friedrich, Staatsarchiv Nürnberg; Dr. Nikolaus Brauns, Hans-Litten-Archiv, Göttingen; Rolf Bolt, Thomas-Mann-Archiv, Zürich; Dr. Paul Hoser, München; Dr. Esther-Julia Howell, Institut für Zeitgeschichte, München; Anton Löffelmeier, Stadtarchiv München.

[2] § 118 (1) der Weimarer Verfassung (offiziell: *Verfassung des Deutschen Reichs*) vom 11. August 1919.

[3] Georg Potempa: Thomas Mann. Beteiligungen an politischen Aufrufen und anderen kollektiven Publikationen, Morsum/Sylt: Cicero Presse 1988, S. 41 (A 27). Nachfolgend zitiert als: Potempa.

[4] Potempa, A 21.

[5] Z.B. *München als Kulturzentrum*, 1926 (X, 220–226).

[6] Potempa, A 27–29, A 34.

[7] 15.1, 374; veröffentlicht in der Augsburger Volkszeitung vom 31.7.1921.

Fällen, in denen Thomas Mann zwischen 1921 und 1926 Partei für in Schwierigkeiten geratene Literaten ergriffen hatte, kamen sechs verschiedene Paragraphen zur Anwendung: Im Kasus Moritz Frey stützte sich das Verbot auf § 118 (2) der Weimarer Verfassung (»Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur«), bei Kurt Kläbers *Barrikaden an der Ruhr* wurden »Aufreizung zur Gewalttätigkeit« und »Aufruf zu Ungehorsam gegen Gesetze« (§ 110 und § 130 RStGB) ins Feld geführt,[8] das Verbot der Verbreitung von Bruno Vogels *Es lebe der Krieg* basierte auf einem angeblichen Verstoß gegen den Unzuchtparagaphen (§ 175 RStGB) sowie auf dem Vorwurf der Gotteslästerung (§ 166 RStGB),[9] Larissa Reissners *Hamburg auf den Barrikaden*, für das sich Thomas Mann im Juli 1925 einsetzte, wurde wegen »Aufreizung zum Bürgerkrieg« (§ 130 RStGB) verboten und beschlagnahmt.[10]

Bei seinem Kampf gegen die Verfolgung kritischer oder politisch unliebsamer Geister – das Gros der davon Betroffenen stammte bezeichnenderweise aus dem Linksmilieu – und die oft willkürliche Anwendung rigider Gesetze, die meist noch aus dem Kaiserreich stammten, setzte sich Mann nicht nur für die Rechte von Intellektuellen ein, sondern auch für die einfacher Arbeiter. Im Dämmerlicht der anbrechenden nationalsozialistischen Diktatur führte eine dieser zunächst scheinbar unspektakulären Expertisen zu einer weitergehenden, für die Zeit nicht untypischen Auseinandersetzung auf publizistischer Ebene. In der Ausgabe vom 15. Juni 1931 berichtete das Berliner Wochenblatt *Tribunal*:

> In Gunzenhausen (Bayern) haben Genossen einen Strafbefehl über eine Woche Gefängnis erhalten, weil sie durch Absingen des so populär gewordenen Liedes ›3 Vaterunser bet' ich nicht, an einen Herrgott glaub' ich nicht‹ Gotteslästerung begangen haben sollen.[11]

Tatsächlich hatte sich in der fränkischen Kleinstadt folgender Sachverhalt abgespielt: Drei junge Männer aus dem Arbeitermilieu im Alter zwischen 18 und 22 Jahren waren beim Singen des damals vor allem in kommunistischen Kreisen verbreiteten *Kerkerliedes* ertappt worden. Die letzten Zeilen des mehrstrophigen Liedes lauteten in der vom *Tribunal* zitierten Version:

> … Und vor den Richter, da soll ich treten,
> Drei Vaterunser soll ich beten,

[8] 15.1, 1024 (*Gutachten über Kurt Kläbers »Barrikaden an der Ruhr«*, 1925).

[9] 15.1, 1068 (*Gutachten zu Bruno Vogel »Es lebe der Krieg!«*, 1926).

[10] 15.1, 1067 (*Gegen die Beschlagnahme von Larissa Reissners »Hamburg auf den Barrikaden«*, 1925).

[11] Tribunal. Organ der Roten Hilfe, 15.6.1931, Jg. 7, H. 11, Berlin, S. 4. Nachfolgend zitiert als: Tribunal, 7/11.

Drei Vaterunser, die bet ich nicht.
An einen Herrgott glaube ich nicht.[12]

Im Urteil gegen die Sänger, die mit ihrem Lied in erster Linie eine Ablehnung von staatlicher wie auch von religiöser Gängelung zum Ausdruck brachten, sah das *Tribunal* den Beweis, »daß die behördliche Verfolgungswut auch vor dem Volkslied nicht haltgemacht [!] und nicht nur Werk und Schrift sondern auch den Gesang unter die Fuchtel verfolgungssüchtiger Staatsanwälte, Polizisten und Pfaffen«[13] stelle. Unter dem Strich war für Anzeige und Verurteilung weniger der vorgebrachte Inhalt als vielmehr die politische Gesinnung der Vortragenden Stein des Anstoßes. Der Hinweis, dass das Lied in Gunzenhausen von »Genossen« dargeboten worden war, bestätigt die Beobachtung auf eine überwiegende Verbreitung im Umfeld kommunistischer Kreise sowie bei Unterstützungs- und Solidaritätsorganisationen für politisch verfolgte Arbeiter und Parteigenossen. In der Literatur[14] wird das Lied daher auch als *Rote-Hilfe-Lied* bezeichnet. Obwohl das *Tribunal* berichtet hatte, dass der Strafbefehl an »Genossen« erging, finden sich lediglich für einen der Verurteilten einschlägige Hinweise für eine aktive Betätigung im Umfeld der Kommunistischen Partei. Da für die stattgehabte, angebliche Gotteslästerung keine Anzeige aus Reihen der staatlichen Ordnungsorgane nachweisbar ist,[15] darf davon ausgegangen werden, dass diese aus Reihen nationalsozialistischer Sympathisanten erging. Hinweis darauf gibt auch eine Charakterisierung des Rädelsführers, einem »früher[en] Anhänger der KPD«, aus den Unterlagen des Bezirksamtes Gunzenhausen vom April 1933: »Er ist ein frecher, vorlauter Bursche, der bei allen Aktionen, die sich gegen die NSDAP richteten, zu finden war. Es ist zu befürchten, daß er sich in dieser Richtung weiter beteiligt.«[16]

Nach einem Prozess vor dem Amtsgericht Gunzenhausen[17] wurden die Sänger wegen »Religionsvergehens« zu jeweils einer Woche Gefängnis verurteilt.[18] Einzuordnen ist der Schuldspruch in den gesellschaftspolitischen Kontext, in dem Bayern, ganz speziell Franken, eine besondere Rolle spielte. Mit dem Sturz der Landesregierung unter Johannes Hoffmann (SPD) im März 1920 wandelte sich Bayern unter Ministerpräsident Gustav von Kahr in eine streng

12 Ebd.

13 Ebd.

14 Wolfgang Steinitz: Deutsche Volkslieder demokratischen Charakters aus sechs Jahrhunderten, Band 4/II, Berlin: Akademie 1962, S. 556–568.

15 Stadtarchiv Gunzenhausen, Rep. VI, Nr. 121/5: Anzeigen der Schutzmannschaft, 1924–1931.

16 Stadtarchiv Gunzenhausen Rep. VI Nr.121/15 – Schutzhaft, 1933–1937.

17 Amtsgericht Gunzenhausen AZ 318–320 vom 11. 5. 1931 (Akten nicht erhalten).

18 Amtsgerichtsgefängnis Gunzenhausen. Gefangenenbuch A. 1. 1. 1931 bis 1. 1. 1933. Lfd. Nr. 158, 173, 174 für 1931. StA Nbg. o. Rep.

konservative ›Ordnungszelle‹, die das Zentrum der rechten Opposition gegen die Weimarer Republik darstellte. In einer Welle politisch motivierter Prozesse erwies sich das Justizsystem nachhaltig als rechtslastig. Während Straftaten aus dem rechten Lager bis zum Kapitaldelikt meist mit größter Milde und Nachsicht behandelt wurden, wurden auf der anderen Seite Bagatelldelikte aus dem Linksmilieu mit äußerster Härte verfolgt und bestraft. Die zunehmende Arbeitslosigkeit und stets drohende Willkürrechtsprechung bescherte linksextremen Gruppierungen starken Zulauf. Auf der anderen Seite fiel das Gedankengut der nationalsozialistischen Bewegung auf nicht minder fruchtbaren Boden. Deren Anhänger gefielen sich mit dem Rückenwind anwachsender gesellschaftlicher Akzeptanz in der Rolle antisozialistischer und antikommunistischer Hetzer. Vertieft wurden die gesellschaftlichen Gräben zu Beginn der Dreißigerjahre durch zahlreiche Notverordnungen, mit denen der Reichspräsident versuchte, die labilen politischen Verhältnisse beherrschbar zu machen. Unter Bezug auf die wenige Wochen vor den Ereignissen in Gunzenhausen in Kraft getretene »Verordnung des Reichspräsidenten zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen« lautete der abschließende Absatz des Artikels im *Tribunal* vom 15. Juni 1931:

> Sie [die politische Seite der ›Gunzenhausen-Affäre‹] zeigt allen Arbeitern und Arbeiterinnen, daß mit Hilfe der von den Sozialdemokraten angeregten faschistischen Diktaturverordnung aus Deutschland ein Zuchthaus gemacht wird, in dem mit Paragraphen, Einkerkerungen, Terror und mittelalterlicher Pfaffenmoral regiert wird und dessen Losung lautet: Verboten, verboten, verboten.[19]

Weitergeleitet worden war der Bericht über die Ereignisse in Gunzenhausen wohl direkt von der örtlichen Sektion der Roten Hilfe.[20] Ein entsprechender Hinweis auf den Vorfall in den einschlägigen Spalten der lokalen Presseberichterstattung, den die überregionale Presse hätte aufgreifen können, findet sich jedenfalls nicht. Um Rückendeckung in der Argumentation gegen einen angeblich vorliegenden »gotteslästerlichen Charakter«[21] der Verse zu erhalten, wandte sich die juristische Zentralstelle der Roten Hilfe an Thomas Mann. In einem heute nicht mehr in vollem Umfang vorliegenden Antwortschreiben an die kommunistische Gefangenenhilfsorganisation führte der Schriftsteller aus:

[19] Tribunal, 7/11.

[20] Zur Roten Hilfe vgl. v. a.: Nikolaus Brauns: Schafft Rote Hilfe! Geschichte und Aktivitäten der proletarischen Hilfsorganisation für politische Gefangene in Deutschland (1919–1938), Bonn: Pahl-Rugenstein 2003.

[21] Tribunal, 7/11.

Daß aber die schlichte Erklärung, man glaube nicht an Gott, schon eine Gotteslästerung darstelle, ist natürlich unhaltbar und daher ist es meiner Überzeugung nach [auch][22] die Verhaftung der Sänger.
Mit hochachtungsvoller Begrüßung
Ihr sehr ergebener Thomas Mann[23]

Durch die Kopfzeile der Seite, auf welcher der Artikel erschien – sie lautete: »Die Justiz Guillotine der faschistischen Notverordnung« –, wurde die Stellungnahme Manns in einen eindeutigen Zusammenhang mit der jüngsten Einschränkung der Reichsverfassung (»Notverordnung«) gestellt. Diese sah unter anderem ein Verbot von öffentlichen politischen Versammlungen vor, bei denen »Gebräuche oder Gegenstände ihrer religiösen Verehrung beschimpft oder böswillig verächtlich gemacht werden«[24]. Da das Anschreiben der Roten Hilfe an Thomas Mann nicht bekannt ist, lässt sich nicht abschließend beurteilen, ob der Schriftsteller konkret zu seiner Einschätzung der unmittelbaren Auswirkungen der Notverordnung befragt wurde. Laut Artikel wurde er »um ein literarisches Urteil darüber gebeten, ob und wieweit das Lied ›gotteslästerlichen Charakter‹ habe«[25]. Da sich nur der letzte Satz der ursprünglich wahrscheinlich ausführlicheren Stellungnahme Manns abgedruckt findet, bleibt der weitere Zusammenhang, in dem er sich äußerte, spekulativ. Nachdem sich Artikel 1.3 des § 1 der Notverordnung vom 28. März 1931 ›nur‹ auf eine Einschränkung der Versammlungsfreiheit unter freiem Himmel bei drohender Verunglimpfung einer Religionsgemeinschaft bezieht, scheint es äußerst fraglich, dass sich Thomas Mann bei seiner Stellungnahme tatsächlich – quasi aktuell tagespolitisch – auf diesen Passus bezog. Vielmehr scheint es so, dass der Schriftsteller seine Beantwortung auf ein anderes, wesentlich älteres, nicht minder umstrittenes Gesetz bezog. Lange vor dem jetzigen Fall hatte er sich nämlich, unter anderem im oben angesprochenen Gutachten für Bruno Vogel, bereits mehrfach zum Thema Zensur im Zusammenhang mit fraglicher »Beschimpfung von Gegenständen der religiösen Verehrung« geäußert. Die Jahre früher gemachten Ausführungen bezogen sich dabei natürlich nicht auf die Notverordnung, die ja erst im Jahr 1931 erlassen wurde, sondern auf eine seit langem schwelende Auseinandersetzung um den sogenannten ›Gotteslästerungsparagraphen‹. Im Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich in der Fassung vom 15. Mai 1871 findet sich im elften Abschnitt (»Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen«) der nicht unumstrittene § 166 RStGB:

[22] Im vermutlich als Original wiedergegebenen Typoskript handschriftlich ergänzt.

[23] Faksimileabdruck der letzten Zeilen des Schreibens und der Unterschrift Manns im Artikel des *Tribunal* und des *Völkischen Beobachters* (s. u.). Vgl. Reg. 31/75.

[24] § 1 Art. 1.3 der *Verordnung des Reichspräsidenten zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen* vom 28. März 1931.

[25] Tribunal, 7/11.

Wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeußerungen Gott lästert, ein Aergerniß gibt, oder wer öffentlich eine der christlichen Kirchen oder eine andere mit Korporationsrechten innerhalb des Bundesgebietes bestehende Religionsgesellschaft oder ihre Einrichtungen oder Gebräuche beschimpft, ingleichen wer in einer Kirche oder in einem anderen zu religiösen Versammlungen bestimmten Orte beschimpfenden Unfug verübt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren bestraft.

Erstmals hatte sich Thomas Mann im Oktober 1922 zu diesem Paragraphen, der im Gegensatz zur Notverordnung von 1931 die künstlerische Freiheit in grundlegender Weise einschränkte, geäußert:

§ 166 des B.G.B. [!][26] scheint mir wirklich recht antiquiert. Das öffentliche Ausstoßen von Gotteslästerungen ist ein Ordnungsdelikt, das unter den Paragraphen fallen sollte, der das Verüben ›groben Unfugs‹[27] mit Disziplinierung bedroht. Gedanke und Dichtung hätten den Nutzen davon. Gegen ein Werk von dem bittern Ernst des Einstein'schen mit dem Unfug-Paragraphen vorzugehen, könnte die Behörde doch wohl eher Abstand nehmen.[28]

Konkreter Auslöser dieser Stellungnahme aus dem Jahr 1922, der von zahlreichen anderen Intellektuellen in ähnlicher Weise wie von Thomas Mann kommentiert wurde, war ein Prozess gegen den Schriftsteller Carl Einstein[29] und seinen Herausgeber Ernst Rowohlt. In Einsteins anarchistischem Drama *Die schlimme Botschaft* aus dem Jahr 1921 erscheint Christus in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg auf der Erde und wird unter Erniedrigungen der saturierten Bourgeoisie erneut ans Kreuz geschlagen. Das Werk löste einen von der nationalistischen Presse initiierten Skandal aus, in deren Folge Einstein und sein Verleger im Oktober 1922 unter Berufung auf eben diesen § 166 RStGB wegen Blasphemie zu einer Geldstrafe verurteilt wurden. Mehrfach griff die linksliberale Berliner Wochenzeitung *Das Tage-Buch* den Fall auf und bat namhafte Künstler und Wissenschaftler um Stellungnahme zu diesem Thema.

Mit seiner Erklärung im *Tribunal* vom Juni 1931 hatte Thomas Mann um Wahrheit und Gerechtigkeit willen trotz der absehbaren Reaktion aus Reihen nationalsozialistischer Kreise billigend in Kauf genommen, zum wiederholten Male in ein Wespennest zu treten.[30] Kurz vor der Auseinandersetzung um die

[26] Korrekt muss es RStGB heißen.

[27] Wahrscheinlich nimmt Thomas Mann hier Bezug auf den § 360 Abs. 1 Nr. 11 RStGB alter Fassung, der »groben Unfug« bis zur Strafrechtsreform 1975 unter Strafandrohung (Geldbuße oder Freiheitsstrafe) stellte.

[28] 15.1, 560 (*Gotteslästerung*, 1922). – Bei dem Text *Gotteslästerung* handelt es sich um Thomas Manns Antwort auf eine Umfrage der Zeitschrift *Das Tage-Buch* (14. 10. 1922, Jg. 3, H. 41, Berlin, S. 1437).

[29] Carl (eigentlich Karl) Einstein (1885–1940).

[30] Zitat aus einem Brief an Agnes E. Meyer vom 23. 12. 1948: »Das Schlimme ist, daß heute die

Ereignisse in Gunzenhausen hatte Mann in einem grundsätzlichen Aufsatz mit dem Titel *Die Wiedergeburt der Anständigkeit* (1931) seiner Überzeugung Ausdruck gegeben, dass es in Zeiten »voll von einer peinlich angeregten Halbgeistigkeit« (XII, 652) Aufgabe des Schriftstellers und intellektuellen Literaten sei, sich zu aktuellen Themen zu äußern und (Fehl-)Entwicklungen offen anzusprechen.

Beinahe reflexartig rief der Artikel im *Tribunal* kurz nach seinem Erscheinen den *Völkischen Beobachter*, das Münchner Parteiblatt der NSDAP, auf den Plan, der dankbar die Gelegenheit aufnahm, Thomas Mann einmal mehr die »deutschnationalen Press-Erinnyen« (XIII, 613) auf den Hals zu hetzen. Unter der Überschrift »Thomas Mann in hochachtungsvoller Ergebenheit an … den Bolschewismus!« stichelte das *Kampfblatt der national-sozialistischen Bewegung Großdeutschlands*[31] zwei Wochen später gegen den neuesten »Mitarbeiter des ›Tribunal‹«. Hier wurde der Vorfall wie folgt dargestellt:

> In Gunzenhausen erfolgte die Verurteilung einiger Kommunisten, die durch das Singen eines Liedes: ›Drei Vaterunser bet' ich nicht, an einen Herrgott glaub' ich nicht‹ Gotteslästerung begangen haben.[32]

Während sich der Artikel im *Tribunal* im Wesentlichen auf die unmittelbaren Ereignisse in Gunzenhausen und die Folgen der Notverordnung bezog, holte die wenige Tage später im *Völkischen Beobachter* erschienene Replik deutlich weiter aus. Der mit »Dr. W. Sch.«[33] unterzeichnete Artikel belegt, unabhängig von seiner unverhohlenen Feindseligkeit gegen den Literatur-Nobelpreisträger und von seinem von Polemik geprägtem Inhalt, subtile Kenntnis der literarischen und politischen Aktivitäten Manns. Gewollt oder ungewollt offenbart der Autor des Artikels eine eingehende Beschäftigung mit Thomas Mann, der sich – damals bereits internationale Anerkennung genießend – als besonders dankbarer Gegner für die Nationalsozialisten anbot, die sich Anfang der Dreißigerjahre noch mit dem Image einer provinziellen Splittergruppierung herumschlagen mussten. Offensichtlich schöpfte die Schriftleitung des *Völkischen Beobachters* bei diesem Text, wie bei zahlreichen ähnlichen Hetzartikeln der Vorjahre, aus einem Pool von Verleumdungen gegen den Schriftsteller, die auf den jeweils aktuellen Anlass zugeschnitten wurden.

Welt aus Wespennestern besteht und man das Hineintreten kaum vermeiden kann, wenigstens nicht, wenn es einem ein bißchen um Wahrheit und Gerechtigkeit zu tun ist.« (Br III, 65)

[31] So lautete der offizielle Untertitel des *Völkischen Beobachters.*

[32] Völkischer Beobachter Nr. 182, 1. Juli 1931 (Erstes Beiblatt), München: Eher Verlag 1931. Nachfolgend zitiert als: VB, Nr. 182.

[33] Das Autorenkürzel ist nicht sicher zu dechiffrieren, evtl. handelt es sich um Dr. Walther Schmitt, Staats- und Rechtswissenschaftler, der ab September 1930 in der Schriftleitung des *Völkischen Beobachters* in München tätig war.

In den Ausführungen des *Völkischen Beobachters* vom Juli 1931 steht – entsprechend des vorliegenden Falles eines Engagements für die Belange der Roten Hilfe – das Bestreben im Vordergrund, Thomas Mann als kommunistischen Parteigänger darzustellen. Der »Dichter des ›Zauberbergs‹« sei mit seinem Statement »zum neuesten Mitarbeiter des ›Tribunal‹, des Organs der roten Verbrecherhilfe« avanciert. Mit dem Einsatz für die Rote Hilfe habe er »eine neue Liebe entdeckt«:

> Herr Thomas Mann ist also ganz derselben Meinung wie die Rote Hilfe. Und er beeilt sich, der Hilfsorganisation der kommunistischen Mordbanden seine ›Hochachtung‹ und ›Ergebenheit‹ auszudrücken. Derselben Organisation, die allein zu dem Zwecke besteht, dem Verbrechertum zum Sieg über alle sittlichen und rechtlichen Autoritäten zu verhelfen.[34]

Die Gründung der Roten Hilfe Anfang der Zwanzigerjahre ist als Folge der nachgerade als hysterisch zu bezeichnenden Linken- und Kommunistenhatz in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg und den Ereignissen im Zusammenhang mit der gescheiterten Revolution 1918/1919 zu sehen. Nachdem die damals bereits aufstrebenden Rechtskräfte im Deutschland der Weimarer Republik nicht müde wurden, vor einem Linksruck und einer angeblich drohenden kommunistischen oder gar russischen Gefahr[35] zu warnen, arbeiteten die nicht nur in Bayern von reaktionär-konservativen Kreisen bestimmten Polizei- und Justizbehörden mit großer Ausdauer daran, jegliche politische Aktivität aus dem linken Spektrum mit aller Macht zu bekämpfen. Als Folge dieser auch vor Sippenhaft nicht zurückschreckenden Maßnahmen gründete sich im April 1921 auf Betreiben des kommunistischen Reichstagsabgeordneten Wilhelm Pieck das Rote-Hilfe-Komitee. Im Oktober 1924 schließlich wurde die Rote Hilfe Deutschland als zwar KPD-nahe, offiziell aber

> … überparteiliche Hilfsorganisation zur Unterstützung
> a) der proletarischen Klassenkämpfer, die wegen einer aus politischen Gründen begangenen Handlung oder wegen ihrer politischen Gesinnung in Haft gekommen sind;
> b) der Frauen und Kinder von Inhaftierten, gefallenen oder invaliden Klassenkämpfern des Proletariats[36]

[34] VB, Nr. 182.

[35] Die ›russische Gefahr‹ wurde auch in regierungsamtlichen Schreiben, vor allem im Zusammenhang mit der Rekrutierung von Freikorpsmitgliedern im März/April 1919, immer wieder heraufbeschworen (z. B. in: Stadtarchiv Weißenburg, Rep 346 I–III [Bürgerwehr]).

[36] Bericht über die Verhandlungen der I. Reichstagung der RHD, Berlin 1925, S. 102–104. Zit. nach Nikolaus Brauns: »Kraft wahrer Solidarität« – Oskar Maria Graf und die Rote Hilfe in München, in: Jahrbuch der Oskar Maria Graf-Gesellschaft 2008/09, hrsg. von Ulrich Dittmann und Hans Dollinger, München: Allitera 2009, S. 11.

gegründet. Parteiübergreifend engagierte sich die Rote Hilfe für die Opfer politischer Willkür, die Interessen inhaftierter politischer Gefangener und derer Familien, die nach den herrschenden Gepflogenheiten der Rechtsprechung nahezu ausschließlich aus dem linken Spektrum stammten. Als ideologischen Beistand konnte die Rote Hilfe einen Kreis von ca. sechshundert Persönlichkeiten aus dem demokratischen und intellektuellen Spektrum einbinden. Kampagnen wurden unter anderem von Albert Einstein, Kurt Tucholsky, Heinrich und Thomas Mann, Oskar Maria Graf, Erich Mühsam und Carl von Ossietzky unterstützt. Auch wenn für die im Hintergrund agierende KPD neben der aktiven Unterstützung der propagandistische Erfolg, sich auf die Beihilfe breiter Kreise der deutschen Intelligenz berufen zu können, eine nicht unerhebliche Bedeutung hatte, ist der Großteil der Prominenz, die sich hier engagierte, als parteipolitisch ungebunden und keinesfalls als linksextrem zu bezeichnen. Dass die Einbindung neutraler Unterstützer ganz bewusst und nicht ohne Hintergedanken stattfand, zeigen verschiedene Hinweise auf. Aus dem unmittelbaren Kontext der Gunzenhausen-Affäre stammt die vielsagende, sowohl Stolz als wohl auch ein gewisses Maß an Häme gegenüber dem politischen Gegner ausdrückende Aussage, »daß es der Roten Hilfe gelungen ist, für ihren Kampf gegen die Kulturreaktion auch namhafte Literaten zu gewinnen«[37].

Die Stellungnahme im Zusammenhang mit dem ›Vaterunser-Skandal‹ in Gunzenhausen stellte nicht den ersten Berührungspunkt Manns mit der Roten Hilfe Deutschland dar, die das *Tribunal* herausgab. Bereits Jahre vor der Anfrage im Frühjahr 1931 hatte die KP-nahe Unterstützervereinigung Beistand vom Literaturnobelpreisträger erhalten. Das früheste bekannte Engagement von Thomas Mann in diesem Zusammenhang stammt aus dem Jahr 1925, als er in dem vom Verlag der Roten Hilfe herausgegebenen Band *Politische Justiz gegen Kunst und Literatur* gegen die Beschlagnahme von Larissa Reissners Reportagensammlung *Hamburg auf den Barrikaden* protestierte.[38] Im Juni 1926 unterzeichnete er den im *Berliner Tageblatt* unter der Überschrift »Kinder in Not« veröffentlichten Aufruf der Mitglieder des Kuratoriums für die Kinderheime der Roten Hilfe.[39] Ziel der Kuratoren waren Schutz und finanzielle Förderung der beiden Rote Hilfe-Kinderheime in Worpswede und Elgersburg, die Waisenkinder aufnahmen und Kindern inhaftierter Aktivisten Erholungsurlaube ermöglichten.[40] In den Folgejahren finden sich immer wieder von Thomas Mann mitunterzeichnete Aufrufe zu Aktionen, die sich gegen

[37] Tribunal. Organ der Roten Hilfe, 5.9.1931, 7. Jg., H.16, Berlin.
[38] Politische Justiz gegen Kunst und Literatur, Berlin: Rote Hilfe Deutschlands 1925, S. 21.
[39] Berliner Tageblatt (Morgen-Ausgabe), Jg. 55, H. 267, Berlin: Rudolf Mosse, 9.6.1926, S. 3.
[40] Vgl. Brauns (2003), S. 118–129.

die Unterdrückung kommunistischer Aktivisten[41] wendeten. Dass Thomas Mann und seine Mitstreiter das Gros dieser Maßnahmen nur in wenigen Fällen in unmittelbarer Zusammenarbeit mit kommunistischen Unterstützervereinigungen betrieben, zeigt deutlich, dass Mann nicht Parteiraison, sondern inhaltliche, in der Regel humanitäre Gründe bewegten. Explizit äußerte sich Thomas Mann zu seiner Motivation, die Rote Hilfe zu unterstützen:

> Ich weiß von dem Wirken der ›Roten Hilfe Deutschlands‹ seit längerem und habe mich, von Fall zu Fall entscheidend und ohne nach ihrem Parteicharakter weiter zu fragen, gelegentlich an ihren humanitären Aktionen beteiligt.[42]

Die aktive Unterstützung »humanitärer Aktionen« darf dabei nicht als Zufallsprodukt angesehen werden, sondern erhält im Zusammenhang mit der Vielzahl an politischen Statements Manns aus dieser Zeit besondere Bedeutung. Der von den Völkischen zum Unwort umgedeutete Begriff ›Demokratie‹ war für Thomas Mann nach seinen eigenen Worten »Humanität« (15.1, 522). Umgekehrt darf man damit vielleicht auch sagen: Die Unterstützung humanitärer Aktionen war für ihn gelebte Demokratie. Der nicht trennbare Kampf für Demokratie und Humanität brachte Mann früh in Konflikt mit der völkischen Presse. Diese sah nicht in Demokratie und Humanität, sondern in »aus dem Blute blühenden, nationalen Mythos Sinn und Inhalt der Zeit«[43]. Dank intensiver propagandistischer Agitation war es den Nationalsozialisten bereits vor der Machtübernahme gelungen, den Begriff ›Demokratie‹ und eine demokratische Einstellung an sich als undeutsch zu stigmatisieren. Dies belegt unter anderem ein Schriftwechsel, der aus dem Umfeld einer weiteren Aktion gegen Thomas Mann mit Bezug zur Region Weißenburg-Gunzenhausen stammt.[44] Nach massiven Protesten des nationalsozialistischen Kampfbundes für deutsche Kultur gegen ein Engagement von Erika Mann am Weißenburger Bergwaldtheater im Jahr 1932 bestätigte der (parteilose) Weißenburger Bürgermeister die vom KfdK vorgebrachten Argumente gegen einen Auftritt Erikas: Neben ihrer »pazifis-

[41] Neben der Unterstützung von Max Hoelz, auf die unten noch eingegangen wird, engagierte sich Mann im Rahmen der Hilfe für die in Amerika zu Unrecht zum Tode verurteilten italo-amerikanischen Arbeiter Ferdinando Sacco und Bartolomeo Vanzetti. Vgl.: Potempa, A 24.

[42] Zitiert nach Felix Halle (Hrsg.): Anklage gegen Justiz und Polizei. Zur Abwehr der Verfolgungen gegen das proletarische Hilfswerk für die politischen Gefangenen und deren Familien, Berlin: Mopr 1926, S. 96.

[43] Friedrich Hussong, zitiert in Ignatz Wrobel (=Kurt Tucholsky): Bemerkungen. Die Weltbühne, Jg. 28, H. 7, Berlin: Weltbühne 16. 2. 1932, S. 262.

[44] Vgl. Irmela von der Lühe: Erika Mann. Eine Lebensgeschichte, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2009, S 88–92; Martin Weichmann: Der »Fall Erika Mann«, in: Weißenburger Blätter / villa nostra, H. 2/2004, Weißenburg: Braun & Elbel 2004, S. 5–29; Ders: Propaganda in der Provinz, in: Die Gazette, H. 3/2004, München: Kastner 2004, S. 28–36.

tischen Agetation [!]«[45] wiederspreche die »demokratische Einstellung«[46] dem deutschen Geist des Schiller'schen Dramas.[47] Ähnlich wie in Gunzenhausen war den agitierenden, nationalsozialistisch gesteuerten Organen weniger um die speziellen Vorkommnisse in der fränkischen Provinz gelegen, als vielmehr darum, keine Möglichkeit auszulassen, gegen Thomas Mann zu hetzen. Im Weißenburger Fall sprach dies der Landesleiter des KfdK explizit aus: »Wir bezwecken damit auch ein anderes Ziel, nämlich, daß die unerfreuliche Erscheinung Thomas Mann allmählich in Deutschland unmöglich wird.«[48]

Zwei zentrale Werke, welche die Rechtspresse im propagandistischen Kampf gegen Thomas Mann immer wieder heranzog, waren die *Betrachtungen eines Unpolitischen* aus dem Jahr 1918 und die *Deutsche Ansprache – Ein Appell an die Vernunft* vom 17. Oktober 1930. In der Entgegnung auf Manns Stellungnahme für die ›Vaterunser-Sänger‹ im *Tribunal* bildeten diese im *Völkischen Beobachter* vom 1. Juli 1931 von der völkischen Presse sattsam ausgeschlachteten Stellungnahmen, die unter unterschiedlichsten Voraussetzungen entstanden waren, den Auftakt für ein vielfältiges Potpourri an Anfeindungen.

> Der München-Bogenhausener Konjunkturliterat Thomas Mann, der sich in angeblich ›deutschen Ansprachen‹ und ›unpolitischen‹ Betrachtungen gefällt und dabei verrät, daß ihm so ziemlich die meisten Blätter der deutschen Geschichte unbekannt geblieben sind, hat eine neue Liebe [d. i. die zur Roten Hilfe] entdeckt.[49]

Die kriegseuphorische, antidemokratische, separatistische Grundtendenz, die Teilen der *Betrachtungen eines Unpolitischen* nicht abzusprechen sind, passte fatalerweise sehr gut in die Gedankenwelt der Deutschnationalen und späteren Nationalsozialisten. Spätestens nach seinem klaren Bekenntnis zur Republik, das der Schriftsteller im Oktober 1922 mit seiner Rede *Von deutscher Republik* (15.1, 514–559) in aller Öffentlichkeit abgelegt hatte, war der Fall für das konservativ-völkische Lager klar: Thomas Mann hatte in ihren Augen seine ursprüngliche, in den *Betrachtungen* ausgedrückte politische Überzeugung verraten, vertrat mit seinem Einsatz für die Republik undeutsche Ideale, betrieb gar Wahlpropaganda für die Sozialdemokratie. Die Kürzungen der *Betrachtungen* aus dem Herbst 1921 lieferten – auch wenn sie erst 1927 von den einschlägigen Kreisen bewusst wahrgenommen und im großen Stil propagandistisch ausge-

[45] Bgm. Dr. Hermann Fitz an Dr. Walter Stang, KfdK München vom 24. 5. 1932, Stadtarchiv Weissenburg, VV 77.

[46] Bgm. Dr. Hermann Fitz an die KfdK Ortsgruppe Nürnberg vom 15. 6. 1932, Stadtarchiv Weissenburg, VV 77.

[47] Erika Mann sollte in Schillers *Wallenstein* in der Rolle der Thekla auftreten.

[48] Brief an Dr. Hermann Fitz vom 17. 11. 1932, VV 77.

[49] VB, Nr. 182.

schlachtet wurden[50] – weitere Argumente für einen angeblichen Verrat gegen deutsch-nationale Interessen. Mann hätte »aus einer antidemokratischen Streitschrift heimlich einen demokratischen Traktat gemacht« (XII, 639). Die Kritik der radikal-rechten Kreise war nach Manns Überzeugung natürlich von Anbeginn nicht »philologischer Empfindlichkeit«, sondern »politischem Haß«[51] zuzuschreiben. Bis zum Erscheinen des Hetzartikels von 1931 war das Thema von der völkischen Propaganda bereits so oft verwendet und ausgebreitet worden, dass dem einschlägig ›vorgebildeten‹ Leser nun offensichtlich eine kleine Anspielung auf die ›unpolitischen‹ *Betrachtungen* ausreichte, um das ganze Programm an Verunglimpfung vor dem geistigen Auge ablaufen zu lassen.

Aus dem unmittelbaren Umfeld der ersten großen publizistischen Welle gegen Thomas Mann im Zusammenhang mit den Veränderungen an den *Betrachtungen eines Unpolitischen* stammt auch die im Artikel von 1931 ›aufgewärmte‹ Kontroverse um eine Aussage im Zusammenhang mit der Ehrung dreier Piloten. Da diese, wie in der Folge noch gezeigt werden wird, im Zusammenhang mit dem ›Schutzhaftbefehl‹ gegen Thomas Mann Bedeutung erlangte, soll auch sie etwas genauer beleuchtet werden. In der Version von »Dr. W. Sch.« stellte sich der Sachverhalt wie folgt dar:

> Dies letztere würde auch am wenigsten zu dem Charakterbild eines Thomas Mann passen, der […] die heroische Tat eines Köhl und Hünefeld mit dem empörend frechen Schimpfwort von den ›Fliegertröpfen‹ abzutun wagte. Der giftig-gehässig von dem ›nationalistischen Kopfstand‹ Münchens sprach, zur Bezeichnung des begeisterten Empfangs, den die Münchner Bevölkerung den großen deutschen Fliegern bereitete.[52]

Ausgelöst wurde die Debatte um die »Fliegertröpfe« durch den Kulturwissenschaftler und Redakteur der *Süddeutschen Monatshefte* Arthur Hübscher. Dieser hatte in seinem Artikel »Die überarbeiteten ›Betrachtungen eines Unpolitischen‹«[53] im Juni 1927 heftige Vorwürfe gegen Mann erhoben. Der Schriftsteller habe durch seine Kürzung der *Betrachtungen* dem Leser, »der das undemokratische […] Buch Thomas Manns zu kaufen willens [war], *heimlich eine demokratische Bearbeitung*« (XIII, 604 f.) zugeschoben. Mann sollte nach Meinung Hübschers diese Änderungen ausdrücklich bekannt machen und sich gleichzeitig in seiner Funktion als »Führer der jüngeren Generation« offen zur »Vaterlandspartei« bekennen. In einem vertraulichen Brief an Hübscher wies Mann die Vorwürfe in Bezug auf die angeblich sinnverfälschende Veränderung

[50] Vgl. Arthur Hübscher: Die überarbeiteten »Betrachtungen eines Unpolitischen«, in: Das Gewissen, Jg. 9, H. 25, Berlin: Ring 20. 6. 1927, S. 2 f.

[51] XIII, 607 (*Antwort an Arthur Hübscher*, 1928).

[52] VB, Nr. 182.

[53] Hübscher (1927).

der *Betrachtungen* zurück und distanzierte sich mit Verweis auf einen tagespolitisch aktuellen Vorgang von jeglichem nationalistischen Treiben:

> Und da ich Ihnen gerade an dem Tage schreibe, wo unsere gute, aber mißleitete Stadt [München] zu Ehren der beiden Flieger-Tröpfe den nationalistischen Kopfstand vollführt, so will ich auch gleich noch zugeben, daß mir dies Wesen schlimmer scheint, als ›Jonny spielt auf‹. (Br I, 280f.)

Die in seinen Augen »modisch maßlose und kulturwidrige Überwertung sportlicher Rekorde und ihre nationalistische Ausbeutung« (XIII, 610) bezog sich auf die Berichterstattung über Ehrenfried Günther Freiherr von Hünefeld und Hermann Köhl, die am 12. April 1928 zusammen mit dem irischen Piloten James Fitzmaurice den Atlantik zum ersten Mal in Ost-West-Richtung mit einem Flugzeug überquert hatten. Am 27. Juni 1928 bereitete die Stadt München der Besatzung der Bremen einen triumphalen Empfang mit

> … Glockengeläut, Ministern, ausgerückten Schulen, Ehrentrünken, Ehrenjungfrauen, Oberbürgermeistern, gesperrtem Verkehr und einem Demonstrationsgewoge schwarzweiß-roter Fahnen […]. (XIII, 610)

Nicht die fliegerische Leistung, sondern dieser in seinen Augen maßlos übertriebene Empfang mit seinem pseudo-patriotischen Überschwang hatte die Kritik Manns hervorgerufen. Die Münchner Presse bediente sich der von Hübscher weitergeleiteten Inhalte des Privatschreibens, verfälschte Manns allgemeine Ablehnung »nationalistischer Kopfstände« in eine Verunglimpfung der ›Fliegerhelden‹ und entfachte damit eine Diskussion, die sich über längere Zeit hinzog. Dass Thomas Mann bereits kurz nach seiner bewusst missverstandenen Aussage die Tat der »tapferen Luftschiffer« (XIII, 609) und deren persönliche Leistung ausdrücklich anerkannte, ging im propagandistischen Getöse völlig unter.

Einen weiteren beliebten Tummelplatz für die NS-Propagandisten stellte die *Deutsche Ansprache* vom 17. Oktober 1930 dar. Mit Bezug auf diese ereiferte sich das völkische Blatt:

> Tradition verpflichtet! Derselbe ›Zivilisations-Literat‹, der in einer ›deutsch‹ genannten Ansprache die ›Geistfreundlichkeit‹ des marxistischen Kulturprogramms entdeckte, wird auch bei der Revolutionshetze der bolschewistischen Verbrecherhilfe sympathische Züge feststellen.[54]

Weiten Raum hatte in der *Deutschen Ansprache* die Auseinandersetzung mit den irrationalen Versuchungen der nationalsozialistischen Bewegung eingenommen. »… Fanatismus, […] gliederwerfende Unbesonnenheit, die orgiasti-

[54] VB, Nr. 182.

sche Verleugnung von Vernunft, Menschenwürde, geistiger Haltung […]« sah Mann in keiner »tieferen Seelenschicht des Deutschtums wirklich zu Hause« (XI, 880). Bereits 1920 hatte er in einem *Offenen Brief an Hermann Grafen Keyserling* betont, dass im sentimentalen »Obskurantismus« (15.1, 291) der NS-Ideologie weder Geist noch auch die Seele beheimatet wären. Gerade aber der Geist – im Sinne Keyserlings als Subsumierung der Tradition der Aufklärung und rationaler kritischer Fähigkeiten[55] – sei immer schon wesentlicher Bestandteil der deutschen Kultur gewesen. Aufgabe der Deutschen nach dem Zusammenbruch der Monarchie und den verheerenden Folgen des Krieges sei eine Besinnung auf die demokratischen Ideale, die Mann in der »antik-christlichen Humanitätsidee« (15.1, 1084) verwurzelt sah: »Mein Vorsatz ist es […], euch […] zu gewinnen […] für das, was Demokratie genannt wird und was ich Humanität nenne […].« (15.1, 522) Diese Ideale zurückzuerobern, bedurfte es nach Meinung von Thomas Mann Geistfähigkeit und Geistfreundlichkeit – Inhalte, die er in der völkischen Ideologie nicht erkennen konnte, die aber durchaus im sozialistischen Gedankengut zu finden seien. Unausgesprochen fand Mann Belege für »Geistfreundlichkeit« in der Praxis auch in den Unterstützeraktionen der Roten Hilfe mit ihrer Hilfe für in Not geratene Kinder und inhaftierte Systemkritiker, für die er sich konsequenterweise aktiv einsetzte. Mit dem Zitat der »Geistfreundlichkeit des marxistischen Kulturprogramms« nimmt der *Völkische Beobachter* also Bezug auf eine Thematik, die den Schriftsteller schon lange beschäftigte und bei gründlicher Betrachtung einen Großteil des gesellschaftspolitischen Diskurses der Weimarer Zeit beleuchtet. Genau genommen fasste »Dr. W. Sch.« im konkreten Fall zwei unterschiedliche Statements zusammen. Näher am Zitat ist eine Formulierung aus dem Essay *Kultur und Sozialismus* von 1927:

> Die sozialistische Klasse ist, in geradem Gegensatz zum kulturellen Volkstum, geistfremd nach ihrer ökonomischen Theorie, aber sie ist geistfreundlich in der Praxis –, und das ist, wie heute alles liegt, das Entscheidende. (XII, 647)

In der *Deutschen Ansprache* von 1930 lautete der Hinweis auf die nach Meinung Manns vorliegende zivilisatorische Überlegenheit des ›linken‹ Gesellschaftsgedankens:

> Aber der Augenblick ist längst gekommen, zu erkennen, daß die gesellschaftliche Klassenidee [des Sozialismus] weit freundlichere Beziehungen zum Geist unterhält als die bürgerlich-kulturelle Gegenseite […]. (XI, 884)

Der Einsatz für Max Hoelz, um den man wissen muss, um folgende Passage im Artikel vom 1. Juli 1931 zu verstehen, stellte in den Augen des *Völkischen*

[55] Hermann Keyserling: Was uns Not tut, was ich will, Darmstadt: O. Reichl 1922.

Beobachters einen weiteren Beweis für eine angebliche kommunistische Gesinnung von Thomas Mann dar:

> Dieser Wutanfall des Bolschewistenblattes findet bei Herrn Thomas Mann aus Bogenhausen begeisterten Beifall. Man hat schließlich nicht umsonst die Freilassung des Mordbrenners Max Hölz verlangt […] Herr Thomas Mann ist also ganz derselben Meinung wie die Rote Hilfe. Und er beeilt sich, der Hilfsorganisation der kommunistischen Mordbanden seine ›Hochachtung‹ und ›Ergebenheit‹ auszudrücken. Derselben Organisation, die allein zu dem Zwecke besteht, dem Verbrechertum zum Sieg über alle sittlichen und rechtlichen Autoritäten zu verhelfen.
> Herr Thomas befindet sich mit seinem Schreiben an die ›Rote Hilfe‹ in guter Gesellschaft. Seine ›hochachtungsvolle Begrüßung‹ wird […] triumphierend veröffentlicht […].[56]

In einem Artikel der reaktionären *Berliner Nachtausgabe* unter dem Titel »Thomas Manns Kotau vor Paris. Der Mann, der für Vaterlandsverräter eintritt und sein Volk lästert« war die Unterstützung des sächsischen Arbeiters durch Thomas Mann bereits vor großer Öffentlichkeit ausgebreitet worden.[57] Hoelz, Sympathisant der KAP[58], wurde 1921 wegen eines angeblichen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt. Da bereits zum Zeitpunkt der Urteilsverkündung die Beweislage sehr dünn war, kann auch hier von einem politisch motivierten Urteil der rechtslastigen Gerichtsbarkeit ausgegangen werden. Trotz des zwischenzeitlich vorliegenden Unschuldsbeweises wurde das Verfahren erst Jahre später nach heftigen, parteiübergreifenden Protesten wieder aufgenommen. 1927 trat das Neutrale Komitee für Max Hoelz, darunter Thomas Mann, Albert Einstein, Heinrich George und Heinrich Zille, mit einem Solidaritätsaufruf an die Öffentlichkeit. Mit gleichem Ziel wie die Rote Hilfe, aber nicht in organisatorischer Union, forderten die Unterzeichner die Überprüfung des Urteils von 1921 und die Freilassung von Hoelz. In rechtsextremen Kreisen wurde das Engagement für den radikalen Kommunisten aufs Heftigste verurteilt. Die Tatsache, dass für die Mitglieder des Komitees wiederum humanitäre, nicht politische Aspekte und ein Appell für die Rechtsgleichheit aller Verurteilter und Inhaftierter im Vordergrund standen, wurde dabei stillschweigend übergangen.

Neben den aufgrund ihres noch vergleichsweise greifbaren Zusammenhangs mit einem Engagement im kommunistischen Umfeld etwas ausführlicher geschilderten Anschuldigungen finden sich in der Erwiderung des *Völkischen*

[56] VB, Nr. 182.

[57] Thomas Manns Erwiderung *Gegen die ›Berliner Nachtausgabe‹* erscheint am 24.2.1928 in: Die literarische Welt, Jg. 4, H. 8, Berlin 1928 (siehe XI, 766–773).

[58] Kommunistische Arbeiterpartei, 1920 gegründeter linker Flügel der KPD.

Beobachters auf den *Tribunal*-Artikel noch zahlreiche weitere mehr oder weniger versteckte Attacken aus dem Repertoire der damals von der völkischen Presse verwendeten Schmähungen. Eine Variante aus dem Diffamierungskatalog des *Völkischen Beobachters,* die auch im Rahmen der Weißenburger Pressekampagne gegen Erika Mann ein Jahr später zum Einsatz kam, waren Hinweise auf den Vermögensstand und die noble Wohnlage Manns, hier im Zusammenhang mit der Herausgeberschaft der Reihe *Romane der Welt*:

> Die zersetzenden Triebe des Bogenhausener Konjunktur-Literaten, bei Duzend Gelegenheiten sehr wenig ›deutsch‹ (vgl. die Herausgabe der ›Romane der Welt‹, äußerst einträglich für Herrn Mann, weniger vorteilhaft für die deutsche Kultur!) und meist sehr politisch hervorgetreten, sind endlich zum völligen Durchbruch gekommen.[59]

Die *Romane der Welt* waren ein Projekt, das Thomas Mann Anfang des Jahres 1927 zusammen mit dem deutsch-amerikanischen Schriftsteller und Übersetzer Herman George Scheffauer[60] für den Knaur Verlag umsetzte. Da Deutschland »keinen Dickens und Balzac, auch keinen Dostojewski« habe, sollte die Reihe in »massenfreundlicher Großzügigkeit« der Verbreitung dieser »modern-populärere[n], […] demokratische[n] Kunstform« (X, 673 f.) dienen. Bereits kurz nach Bekanntwerden seines Engagements wurden Stimmen laut, die von erheblichen Geldsummen sprachen, welche dem Schriftsteller sein redaktionelles Engagement einbringen würde. Der genaue Betrag, den Thomas Mann in diesem Zusammenhang erhalten hatte, ist nicht bekannt. Insgesamt dürften sich die missgünstigen Zeitgenossen jedoch »etwas übertriebene Vorstellungen«[61] über die wahre Summe gemacht haben. Manns Kommentar zu den Vorwürfen einer finanziellen Vorteilnahme lautete: »Wie in Deutschland heute gehaßt wird, das ist gräßlich.« (XI, 757) Auch das *Weißenburger Tagblatt* bediente sich 1932 dieser kruden Neidattacken und schrieb im Zusammenhang mit der Entlassung Erika Manns aus ihrem Engagement am Bergwaldtheater vom »bekannten und sehr vermögenden Schriftsteller Thomas Mann.«[62] Die *Deutsche Kulturwacht* stellte im selben Zusammenhang fest: »Daß sie [Erika] nicht minderbemittelt ist, wird jeder, wenn er an Thomas Mann denkt, verstehen.«[63]

[59] VB, Nr. 182.

[60] Eigentlich Hermann Georg Scheffauer (geb. 1878 in San Francisco, gest. 7. 10. 1927 in Berlin). Neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit übersetzte er u. a. eine 1928 unter dem Titel *Children and Fools* erschienene Sammlung von neun Kurzgeschichten Thomas Manns.

[61] In Klaus Harpprecht: Thomas Mann. Eine Biographie, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 2005, S. 622.

[62] Weißenburger Tagblatt Nr. 29, 3. 2. 1933.

[63] Hans Hagenmüller: Erika Mann gegen Bergwaldtheater Weißenburg, in: Deutsche Kulturwacht, Blätter des Kampfbundes für deutsche Kultur, H. 4/1933, Berlin 1933, S. 16.

Als letztes Beispiel für die umfassenden Anfeindungen im Artikel des *Völkischen Beobachters* sei ein Hinweis auf Manns ablehnende Haltung gegen den Antisemitismus angeführt, der aufgrund seines elaborierten Kodes im Kontext der plumpen Diffamierungen besonders deplatziert wirkt. Der tiefere Sinn des angeführten Zitats von Sigmund Freud dürfte sich dem durchschnittlichen Leser des *Völkischen Beobachtes* kaum erschlossen haben:

> In einem Aufsatz über den Juden Freud schrieb einmal Herr Th. Mann: ›Sein Antirationalismus bedeutet die Einsicht in die tatsächlich-machtmäßige Überlegenheit des Triebes über den Geist.‹ Freud kann dies heute bei seinem Bewunderer Th. Mann feststellen.[64]

Zitiert wurde hier aus einem Vortrag vom 16. Mai 1929,[65] den Thomas Mann im Auditorium Maximum der Universität München auf Einladung des Clubs demokratischer Studenten gehalten hatte und in dem er auf die Einflüsse Schopenhauers und Nietzsches auf die psychoanalytische Gedankenwelt Siegmund Freuds eingegangen war. Nur am Rand sei angemerkt, dass obiges Zitat nur der Anfang eines Gedankengangs über Freuds Werk war, der in folgendem Freud-Zitat gipfelte: »… die Stimme des Intellekts ist leise, aber sie ruht nicht, ehe sie sich Gehör verschafft hat.«[66] In Bezug auf die dunklen Jahre des anbrechenden Dritten Reichs muss leider festgestellt werden, dass es lange dauerte, bis sich Freuds Zuversicht erfüllte und es der »Stimme des Intellekts« in Deutschland gelang, sich Gehör zu verschaffen.

Mit einem weiteren Verweis auf die Psychoanalyse schließt der Artikel im *Völkischen Beobachter*:

> Ein ›Dichter‹ hat damit [durch den Ausdruck seiner Hochachtung an den Bolschewismus] seine Heimat gefunden, der der literarische Exponent einer längst verfaulenden liberalistisch-bürgerlichen Epoche ist. Insoweit ist auch Herr Thomas Mann ein Symbol und seine Adresse an die ›Rote Hilfe‹ bekommt ihren besonderen Sinn: Es ist die Kapitulation einer kraftlosen Welt, die sich schon längst auf die psychoanalytische Sezierung ihrer eigenen Fäulnis – und sei es der Lungentuberkulose! – beschränkt hat, vor dem Bolschewismus.
> Deshalb die Straße frei für ein neues, kraftbewußtes, deutsches Geschlecht![67]

Insgesamt scheint es, dass für Thomas Mann der ›Fall Gunzenhausen‹ mit seiner Stellungnahme abgeschlossen war. Weitere Ausführungen des Schriftstellers, die sich ausdrücklich auf die Vorgänge beziehen, sind nicht bekannt.

[64] VB, Nr. 182.

[65] X, 276 (*Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte*, Erstabdruck in: Die psychoanalytische Bewegung, Jg. 1, H. 1, Wien Mai/Juni 1929, S. 3–32).

[66] In: *Die Zukunft einer Illusion,* 1927 (Sigmund Freud: Fragen der Gesellschaft/Ursprünge der Religion. Frankfurt/Main: S. Fischer 1989 [= Studienausgabe, Bd. IX], S.186).

[67] VB, Nr. 182.

Ob Mann den Ort, an dem sich der von ihm kommentierte Vorfall abspielte, überhaupt bewusst wahrgenommen hatte, lässt sich nicht nachvollziehen. Als rein zufällige Koinzidenz darf Manns Aufenthalt in Franken kurz vor der Veröffentlichung im *Tribunal* angesehen werden: Am 10. Juni 1931, also vier Tage vor Erscheinen der Stellungnahme zum fraglichen Tatbestand der Gotteslästerung in Gunzenhausen, traf der Schriftsteller in Nürnberg ein, um am darauffolgenden Tag in Erlangen einen Vortrag vor dem Deutschen Republikanischen Studentenbund zu halten. Durchaus denkbar wäre, dass Thomas Mann bereits vor seinen Ausführungen zu den Geschehnissen in der fränkischen Provinz über einen Freund, mit dem er wenige Monate vor dem ›Gotteslästerungsskandal‹ einen längeren Ferienaufenthalt in St. Moritz verbracht hatte, zumindest aus Erzählungen Kenntnis von Gunzenhausen hatte: Jakob Wassermann[68], Redaktionskollege aus gemeinsamer Zeit beim *Simplicissimus*, hatte nach dem frühen Tod seiner Mutter regelmäßig die Schulferien bei einer in Gunzenhausen lebenden Tante verbracht. Geradezu liebevoll beschreibt er in seiner Autobiographie *Mein Weg als Deutscher und Jude*[69] die für ihn offensichtlich glücklichen Tage in der Altmühlstadt. Theoretisch denkbar wäre, dass Wassermann in persönlichen Gesprächen auch Thomas Mann gegenüber von dieser Zeit und der Stadt, in der er sie verlebte, berichtet hatte.

Journalistischen Abschluss fand die Affäre in einem zweiten Artikel des *Tribunal*, der am 5. September 1931 erschien. Mit genüsslicher Häme kommentierte das Wochenblatt »das krächzende Geschrei« des Artikelschreibers, »der sich schamhaft Dr. W. Sch. nennt«. Aus diesem klinge

> … die ganze ohnmächtige Wut heraus, daß es der Roten Hilfe gelungen ist, für ihren Kampf gegen die Kulturreaktion auch namhafte Literaten zu gewinnen. Auch der Wutanfall des Nazi-Blattes wird nichts daran ändern, daß sich in den Spalten des Völkischen Beobachters nur der Abschaum und der Abfall des verwesenden Bürgertums, die Lanzknechte[!], Streikbrecher und die jämmerlichen Topfkratzer angesammelt haben, während der Kampf gegen die Kultur-Reaktion, den das Proletariat führt, auch von den ehrlichen Intellektuellen, ob Bolschewisten oder Nichtbolschewisten, unterstützt wird.[70]

Ein nachhaltiger Kampf der Roten Hilfe gegen die Kultur-Reaktion, wie ihn das *Tribunal* hier postulierte, entspricht nicht den historischen Realitäten. Hauptinhalt war zu dieser Zeit – und blieb es bis zum Verbot der Organisation im Jahr 1933 – der Kampf für die Rechte der Arbeiterschaft und Unterstützung inhaftierter Genossen. Die werbewirksame Kooperation mit »ehrlichen Intel-

[68] Geb. 10. 3. 1873 in Fürth, gest. 1. 1. 1934 in Altaussee.
[69] Jakob Wassermann: Mein Weg als Deutscher und Jude, Berlin: S. Fischer 1921.
[70] Tribunal. Organ der Roten Hilfe, 5. 9. 1931, Jg. 7, H. 16, Berlin, S. 18.

lektuellen« dürfte allerdings zur Unterstützung der verdienstvollen Arbeit für notleidende Arbeiter und deren Familien beigetragen haben.

Der Begriff »Kampf gegen die Kultur-Reaktion« hingegen fasst sehr gut die politischen Aktivitäten Manns zusammen, aufgrund derer er sich seit Mitte der Zwanzigerjahre im Dauerclinch mit völkischen Kreisen befand. Die punktuellen Übereinstimmungen mit den Ideen der Klassenkämpfer der Roten Hilfe lassen allerdings zu keinem Zeitpunkt den Fehlschluss zu, Thomas Mann sei, wie es der *Völkische Beobachter* zu suggerieren suchte, (Salon-)Kommunist gewesen. Die Zuneigung zur Linken war vielmehr der deutlich stärkeren Abneigung Manns gegen den raumgreifenden Faschismus geschuldet. Trotz der aktiv betriebenen negativen Besetzung des Begriffs ›Bolschewismus‹ vonseiten der Nationalsozialisten stand Thomas Mann zu seiner prinzipiell positiven Haltung der Inhalte des Sozialismus, in Teilen auch des Kommunismus. Fernab von parteipolitischen Überlegungen betrachtete er die gesellschaftlich relevanten Inhalte der verschiedenen Programme. In Anlehnung an einen Vortrag mit dem Titel *The War and the Future*, den er am 13. Oktober 1943 in der Library of Congress in Washington gehalten hatte, erschien 1944 der Aufsatz *Schicksal und Aufgabe* (XII, 918–939). Hierin definierte Thomas Mann (wenn auch dreizehn Jahre nach dem ›Gotteslästerungsskandal‹ und im Wissen um die katastrophalen Folgen der Machtübernahme von 1933) unter Betonung der soziologischen Aspekte sehr anschaulich seine Sicht auf die verschiedenen Systeme: Der Faschismus sei demnach als eine »rückschlägige Bewegung gegen die rationalistische Humanität des neunzehnten Jahrhunderts« zu verstehen. In seinem gegenrevolutionären Ursprung stelle er von Beginn an einen Versuch dar,

> … die Völker und ihre Glücksansprüche niederzuhalten und jeden sozialen Fortschritt zu verhindern, indem man ihm den Schreckensnamen des ›Bolschewismus‹ anheftet. In den Augen des konservativen Kapitalismus des Westens war der Faschismus schlechthin das Bollwerk gegen den Bolschewismus und gegen alles, was man mit diesem Namen treffen wollte […].
> … [I]ch glaube, ich bin vor dem Verdacht geschützt, ein Vorkämpfer des Kommunismus zu sein. Trotzdem kann ich nicht umhin, in dem Schrecken der bürgerlichen Welt vor dem Wort Kommunismus, diesem Schrecken, von dem der Faschismus so lange gelebt hat, etwas Abergläubisches und Kindisches zu sehen, die Grundtorheit unserer Epoche. (XII, 930ff.)

Die vorgestellten Presseartikel, die aus einem Randgeschehen der mittelfränkischen Provinzgeschichte entstanden, belegen exemplarisch zwei verschiedenartige Formen der medialen Vereinnahmung von Thomas Mann, die in analoger Weise ab Mitte der Zwanzigerjahre wiederholt zu beobachten sind. Die Tatsache, dass sich die beiden diametral unterschiedlichen politischen Lager, aus denen die Artikel stammen, zur Betonung ihrer Interessen derselben

Person bedienen, zeigt die damalige Ausnahmestellung Manns nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Wächter über die Wahrung der Meinungsfreiheit und als Kämpfer für die Demokratie.

Im Vordergrund des Artikels der kommunistischen Roten Hilfe steht unübersehbar der inhaltliche Bezug: Einsatz für Menschen, die Opfer der Willkürrechtsprechung wurden. Eine Instrumentalisierung der Stellungnahme ist dabei allerdings nicht zu übersehen und war von den Herausgebern mit Sicherheit auch ganz bewusst bezweckt. Da Mann sich zu dieser Zeit mit seinen Unterstützeraktionen zwar häufig an der Spitze, aber doch in einem breiten Feld namhafter Intellektueller befand, mag ihm das – zumindest in den Anfangsjahren seiner politischen Betätigung – ein gewisses Gefühl von Sicherheit und Gemeinschaft gegeben haben. Wegen des zunehmenden politischen Drucks in seiner späteren Wahlheimat Amerika und der Tatsache, dass seine Stellungnahmen, wie im vorliegenden Fall, wiederholt in einem vorab nicht abgesprochenen Kontext oder gar sinnverfälschend gekürzt erschienen, wurde Mann spätestens nach dem Untergang des Dritten Reichs in Bezug auf politische Statements zunehmend vorsichtiger. Anfang 1951 erklärte er seinen Rückzug von allen kollektiven Protesten.[71]

In der Replik, die wenige Tage nach dem Erscheinen des Artikels im *Tribunal* im *Völkischen Beobachter* erschien, steht weniger der konkrete Fall der verurteilten Jugendlichen aus Gunzenhausen als die willkommene Möglichkeit zu einem weiteren Kapitel polemischer Kritik an der Tätigkeit und Haltung Thomas Manns im Vordergrund. So grotesk und mutwillig konstruiert ein Großteil der vorgestellten Vorwürfe aus heutiger Sicht wirken mögen, stellten sie doch wesentliche Anklagepunkte bei dem vom stellvertretenden Chef der bayerischen Polizei, Reinhard Heydrich, beantragten Schutzhaftbefehl gegen Thomas Mann und seiner späteren Ausbürgerung dar:

> Thomas Mann ist […] Anhänger der marxistischen Idee […]. So hat er u. a. 1927 einen Aufruf des Kuratoriums für die Kinderheime der Roten Hilfe als dessen Mitglied unterzeichnet.[72] […]
> Der Empfang der Ozeanflieger Köhl und Hünefeld in München im Jahre 1928 wurde von Mann als ›nationaler Kopfstand‹[73] und die beiden Flieger als ›Fliegertröpfe‹ bezeichnet.[74]

[71] Vgl.: Thomas Mann. Tagebücher 1951–1952, hrsg. von Inge Jens, Frankfurt: S. Fischer 1997, S. 767.

[72] Mann unterschrieb zwei Spendenaufrufe zur Unterstützung der Kinderheime der Roten Hilfe, beide stammen aus dem Jahr 1926 [!].

[73] Wie oben gezeigt (vgl. Kritik an den »Fliegertröpfen«) sprach Mann in seinem Privatschreiben an Hübscher nicht von einem *nationalen* sondern von einem *nationalistischen* Kopfstand.

[74] Oberführer Reinhard Heydrich, Bayerische Politische Polizei, am 12. 7. 1933 an den Reichs-

Auch das Engagement gegen Zensurmaßnahmen, welche die Verbreitung zahlreicher Werke seiner Kollegen behinderten, wurde gegen ihn verwendet und als »Bewunderung der bolschewistischen Literatur« interpretiert.[75] Aufgrund der detailgenauen Auflistung von kritischen Äußerungen Manns aus einem Zeitraum von deutlich über zehn Jahren, die im dargestellten Artikel ausgebreitet wurden, drängt sich der Verdacht auf, dass sich die Schriftleitung des *Völkischen Beobachters* nicht nur im vorliegenden Fall aus einer bereits existierenden Sammlung entsprechender Vorwürfe und Anschuldigungen bediente. Als erwiesen darf angesehen werden, dass die Münchner Polizeidirektion zu dieser Zeit systematisch Presseäußerungen über Mann sammelte. Für Paul Egon Hübinger steht fest, dass bei der Münchner Polizei ab spätestens 1927 ein »sorgfältig geführtes Dossier« mit Presseberichten über politische Aussagen von Thomas Mann existierte, aus dem sich 1933/34 die Bayerische Politische Polizei zur Formulierung des Ausbürgerungsantrags bediente.[76] Teil dieser Sammlung dürfte auch der besprochene Artikel aus dem *Völkischen Beobachter* gewesen sein. Ob ein Informationsaustausch zwischen der Münchner Polizei und der nationalsozialistischen Presse stattfand, bleibt Spekulation. Mit Hans Ritter von Seißer stand bis 1930 jedenfalls ein Mann an der Spitze der Polizeidirektion, der als enger Mitarbeiter Gustav von Kahrs die Grundidee der ›Ordnungszelle Bayern‹ mitgetragen hatte und der dem Erstarken der Nationalsozialisten in der ›Hauptstadt der Bewegung‹ zumindest nicht hemmend entgegenstand.

Auch wenn zu diesem Zeitpunkt noch niemand ahnen konnte, dass der nationalsozialistischen Bewegung in Kürze der Durchbruch gelingen würde, unterstützte der *Völkische Beobachter* höchst erfolgreich das seit Längerem existente Bestreben völkischer Kreise, Thomas Mann mit allen Mitteln öffentlich zu diskreditieren. Die Zeilen, die Mann seinem Freund und Schriftstellerkollegen Lion Feuchtwanger Jahre später im Exil zum 70. Geburtstag schrieb, trafen uneingeschränkt auf ihn selbst zu:

> … kommt das [die NS-Ideologie] […] zur Macht, wie es nur zu wahrscheinlich ist, so bricht mir mein Werk den Hals, so ist meines Bleibens nicht, ich muß fliehen – wenn ich's noch kann. Wissentlich gräbt er sich selbst den Boden ab – aus Übermut kaum. Er muß es – es ist da ein Auftrag des Geistes, der keine Selbstschonung duldet und alle Furcht niederhält. (X, 534)

statthalter des Führers in Bayern Franz Ritter von Epp. BayHstA, in: Thomas Mann. Ein Leben in Bildern, hrsg. von Hans Wysling, Zürich: Artemis & Winkler 1994, S. 317.

[75] Antrag auf Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft von Thomas Mann, dat. 18. Januar 1934, gez. von Gauleiter Adolf Wagner. Zit. nach Paul Egon Hübinger: Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte, München: Oldenbourg, 1974, S. 402.

[76] Paul Egon Hübinger: Thomas Mann und Reinhard Heydrich in den Akten des Reichstatthalters v. Epp, in: Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte, Jg. 28, H. 1 (Januar), 1980, S. 111–143.

Tatsächlich machte es der »Auftrag des Geistes« – das beherzte Eintreten für politisch Verfolgte, der Kampf gegen den kulturellen Niedergang und den Ungeist der nationalsozialistischen Idee – für Mann bereits im Februar 1933 unmöglich, nach einer Lesereise in die Schweiz und nach Holland in die deutsche Heimat zurückzukehren. Das Engagement für die Rechte der Gunzenhausener ›Vaterunser-Sänger‹ war letztlich ein kleines Mosaiksteinchen im Reigen zahlreicher politischer Äußerungen, die für Thomas Mann 1936 im Ausbürgerungsverfahren mündeten.

Walter Ludwig Schomers

Einführung in die Ausstellung »Thomas Mann und Frankreich« im Goethe Museum Düsseldorf [1]

Hans Dieter Metz zum Gedenken

Lange Zeit hatte Thomas Mann Probleme mit Frankreich und auch Frankreich tat sich lange schwer mit ihm. Die deutsche Thomas-Mann-Forschung scheint am Verhältnis der beiden wenig interessiert, trotz einiger weniger Aufsätze. Diese Vernachlässigung verwundert, da Thomas Mann in den Dreißigerjahren in einem Brief an seinen französischen Verleger Gaston Gallimard – er fühlte sich vom Verlag nicht gut behandelt – feststellte, dass er mit keinem anderen Land engere Beziehungen unterhielt als gerade mit Frankreich.[2] Das gilt für die Zwanzigerjahre bis in die Dreißigerjahre. Am Ende seines Lebens, in der Zeit des französischen *Docteur Faustus*[3], erlebten diese Beziehungen noch einmal einen Hochpunkt, bedingt durch den Krieg (»Il a maintenu«[4], so François Mauriac über Thomas Mann) und durch das Buch. Jacob Burckhardt sprach in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* über die deutsch-französischen Beziehungen von Dynamik und Stillstand.[5]

Die Anregung zu dem Thema geht zurück auf ein Kolloquium über ›Temps et Paroles‹, wie Zeit sich widerspiegelt im dichterischen Werk, an der Universität von Cergy-Pontoise, zu dem ich eingeladen war. Ich wählte Thomas Manns Tagebücher von 1933/34 als Gegenstand. Bei der Vorbereitung gewann ich den Eindruck, dass Frankreich bei Thomas Manns Entwicklung zu Republik und Demokratie eine Rolle spielte. Die Antwort konnte nur in Paris gefunden werden. Ich fuhr also über Jahre hindurch immer wieder nach Paris.

[1] Die hier wiedergegebene Rede habe ich zur Eröffnung der Ausstellung »Thomas Mann und Frankreich« im Goethe-Museum Düsseldorf gehalten, die dort vom 14. 2. bis 30. 3. 2014 gezeigt wurde und ein gemeinsames Projekt der Thomas-Mann-Gesellschaft e.V. Düsseldorf und des Instituts Français, Düsseldorf, war.

[2] Thomas Mann an Gaston Gallimard am 9. 3. 1935 (unveröffentlichter Brief im Archiv Gallimard). In dem Brief geht es um die ungebührlich große Verzögerung des Erscheinens der *Histoires de Jacob*. In Amerika und in anderen Ländern sind die beiden ersten Bände seit langem erschienen, schreibt Thomas Mann, aber »mes relations spirituelles qui m'unissent avec votre pays étant les plus intimes et les plus étroites que celles envers aucun autre pays«. Die *Histoires des Jacob* erschienen schließlich im Mai 1935.

[3] Der *Docteur Faustus* erschien in Paris bei Albin Michel im Mai 1950.

[4] François Mauriac in dem Huldigungsbuch: Hommage de la France à Thomas Mann à l'occasion de son quatre-vingtième anniversaire, hrsg. von Karl Flinker, Paris: Flinker 1955, S. 21.

[5] Jacob Burckhardt: Weltgeschichtliche Betrachtungen, Krefeld: Scherpe 1948.

Nach langem Suchen und etwas Glück stieß ich in der Bibliothèque Littéraire Jacques Doucet auf unbekannte Briefe Thomas Manns an Gide, Du Bos und Schlumberger.[6] Kontakte ergaben sich, denen ich weitere Hinweise verdankte. In Sèvres, im Hause Bertaux[7], erfuhr ich einiges. Alain Rivière[8] riet mir, ich solle mich ans IMEC wenden (Institut Mémoires de l'Édition Contemporaine). Hier fand ich die Briefe an Martin Flinker[9], die das Thomas-Mann-Archiv suchte. Über das Deutsche Historische Institut in Paris kam ich zum Centre de Documentation juive contemporaine, von dort zu den Archives Nationales. Dort liegt der Bericht von Simon Kra über die Liquidation des Verlags durch die deutschen Besatzungsbehörden. Seine Archive wurden nie gefunden. Auch Thomas Manns Verlage halfen mir: Bei Albin Michel hatte man eine Mappe für mich vorbereitet, bei Gallimard konnte ich eine Woche arbeiten. Alle Briefe Thomas Manns konnte ich kopieren, handschriftlich: ›Sie sind der erste, der sich dafür interessiert‹, sagte man mir. Auch in Privatarchive fand ich Zugang. Die Bouquinisten und Buchantiquare sollen nicht vergessen werden.

Als Ergebnis der ersten archivalischen Recherchen in Paris ergab sich, dass eine direkte, eine spürbare Beeinflussung Thomas Manns bei seiner Entwicklung zum Republikaner durch französische Kollegen nicht belegbar ist, was sie freilich nicht völlig ausschließt. Die Thematik wurde nun ausgeweitet zum Verhältnis zwischen Thomas Mann und Frankreich – ein Thema, das in dieser Form in Deutschland noch nicht Gegenstand einer Ausstellung gewesen ist.

»Literaturausstellungen sind immer fragwürdige Veranstaltungen«[10], schrieb Marcel Reich-Ranicki 1970 anlässlich der Ausstellung »Deutsche Literatur heute« des Kuratoriums unteilbares Deutschland in Berlin. Das Eigentliche, was einen Schriftsteller ausmacht, seine Werke nämlich, könne man nicht sichtbar machen. Wir sind, kann man sagen, in einer besseren Situation: Das ›Beiwerk‹ ist für unsere Zwecke natürlich wichtig. Bücher, Briefe, Fotos und die Reaktionen, das heißt die Rezensionen, kann man sichtbar machen, will sagen: ausstellen. In Thomas Manns Gesamtwerk spielen Briefe, die Essays und die Tagebücher eine wichtige Rolle. Für seine Beziehung zu Frankreich sind die verschiedenen französischen Rezeptionszeugnisse von Bedeutung. Die Quellenlage zum frühen Thomas Mann, insbesondere was diese Beziehung angeht, ist jedoch äußerst dürftig. So ist denn mehr vermutet und spekuliert als er-

[6] André Gide (1869–1951); Charles Du Bos (1882–1939): Essayist, Freund Gides; Jean Schlumberger (1877–1968): Schriftsteller, Mitbegründer der *Nouvelle Revue Française*.

[7] Félix Bertaux (1881–1948): Germanist, Briefwechsel mit Thomas Mann.

[8] Sohn von Jacques Rivière (Leiter der *Nouvelle Revue Française* bis zu seinem frühen Tod 1925).

[9] Martin Flinker (1895–1986): eröffnete 1946 die »Librairie allemande« am Quai des Orfèvres in Paris, Briefwechsel mit Thomas Mann.

[10] Marcel Reich-Ranicki: Einhundertvierzig deutsche Dichter, in: Die Zeit, 20. 3. 1970.

schlossen und belegt worden. Die Tagebücher dieser Zeit hat er verbrannt, die Notizbücher enthalten kaum Hinweise zu Frankreich. Neben Thomas Manns Neigung zur skandinavischen, dann auch zur russischen Literatur trat seine Kenntnis der Franzosen auffallend zurück. Katia Mann bestätigt es: »Er hatte kein starkes Verhältnis zur französischen Literatur. Er hat französisch auch nur ziemlich mühsam und nicht viel gelesen«[11], heißt es in ihren *Ungeschriebenen Memoiren.* Über seine Beschäftigung mit französischer Literatur vor allem in jüngeren Jahren hat Thomas Mann selbst im Laufe seines Lebens bei verschiedener Gelegenheit unterschiedliche Aussagen gemacht. Die Frage nach französischem Einfluss, die ihm etwa 1904 im Rahmen einer Umfrage gestellt wird, beantwortet er hinhaltend, ausweichend, und im Laufe der Zeit benennt er diesen Einfluss mit verschiedenen Namen und bewertet ihn unterschiedlich. Es bleibt der Eindruck des Vagen.

Am 17. Januar 1896 schreibt Thomas Mann an seinen Schulfreund Otto Grautoff:

> Ich lese augenblicklich ausschließlich französisch, was ich endlich gründlich lernen muß, und ich kenne schon jetzt kaum einen feineren Genuß, als die Lektüre Maupassant'scher Novellen, dieser kleinen wagehalsigen Geschichten, die unübersetzt und unübersetzbar sind. Auch Bourget ist ja im Original etwas unvergleichlich Anderes! Und dann eröffnet sich einem eine ganze, neue Litteratur, die Schule von 1830 z. B., die man bislang nur aus seinem Brandes kennt, Balzac, Mérimée, Stendhal; und die großen Kritiker! ––– (21, 66)

Es ist das einzige überlieferte Zeugnis Thomas Manns aus dieser Zeit über seine Kontakte mit französischer Literatur – und aus diesem Grunde wohl eher überschätzt worden, zumal diese Hinweise wenig überzeugend sind.

Ilse Martens, der damals in München lebenden Schwester seines Schulfreundes Armin Martens, verdanken wir eines der frühesten Zeugnisse dieser an Belegen so kargen Zeit: einen Eintrag Thomas Manns vom 17. 12. 1895 in ihr Freundschaftsalbum, in dem unter dem Titel *Erkenne Dich selbst!* (14.1, 33 f.) vorgedruckte Fragen zur Selbstcharakteristik zu beantworten waren. Eine Frage betraf die Lieblingsdichter und Thomas Mann rechnete neben Goethe auch Ernest Renan und Paul Bourget dazu.[12] Paul Bourget kannte er durch seinen Bruder, der ihm seinen ersten Roman gewidmet hatte. Auch Bourgets *Cosmopolis* (1892) war ihm bekannt, die *Essais de psychologie contemporaine*

[11] Katia Mann: Meine ungeschriebenen Memoiren, hrsg. von Elisabeth Plessen und Michael Mann, Frankfurt/Main: S. Fischer 1974, S. 36.

[12] Ernest Renan (1823–1892): Religionswissenschaftler und Orientalist, Hauptwerk: *Vie de Jésus*; Paul Bourget (1859–1941): Schriftsteller und Essayist. Zusammen mit Ferdinand Brunetière (1849–1906), Kritiker und Direktor der *Revue des deux Mondes*, vertrat Bourget den Typus des »roman modèle«, den Gide bekämpfte.

(1883) hatte er wohl ebenfalls durch seinen Bruder kennengelernt.[13] Bourget war ein einflussreicher Romancier und Essayist, zusammen mit Ferdinand Brunetière[14] vertrat er den ›idealen französischen Roman‹ gegen den ausländischen Roman. Ernest Renan war Religionswissenschaftler und Orientalist, den Thomas Mann kaum kennen konnte. Seinen Namen hat er vermutlich Georg Brandes' *Hauptströmungen der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts* entnommen.[15] Thomas Mann hatte sich 1894 an der Münchener Universität als freier Hörer für mehrere Kollegs eingeschrieben und dort vermutlich Georg Brandes' Standardwerk kennen gelernt, das eine der wichtigsten Quellen für ihn war und ihm manche Originallektüre ersetzte.

Am 20. August 1897 schreibt er an Grautoff, dass die »intensivste Kultur erst bei den romanischen Ländern beginnt« (21, 98). Als erstes Land nennt er Frankreich. Von Emile Zola sagt er 1924, er habe ihn damals, als er *Buddenbrooks* schrieb, nicht gekannt. In *On Myself* dagegen heißt es 1940:

> Meine Konzentrierung auf die Prosa begann bei der Berührung mit europäischer Erzählungskunst, mit den großen Werken der Franzosen, Russen und Skandinavier, die zur Zeit der naturalistischen Bewegung und Lufterneuerung, also in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in Deutschland ihren Einzug hielten. Zola, Tolstoi, Turgenjew waren meine Götter […]. (XIII, 134)

Der Freund Félix Bertaux hält 1924, als er über den Einfluss Zolas in Deutschland sprach, fest: »… et la miniature des Buddenbrooks eût à peine été possible sans les fresques qui l'ont précédée dans l' ›Historie naturelle et sociale d'une famille sous le Second Empire‹.«[16]

In seinem *Lebensabriß*, den Thomas Mann 1930 anlässlich des Nobelpreises verfasst, erwähnt er Paul Bourget nicht mehr. Eher denn Verdrängung bedeutet dieses Aussparen, dass er ihn – aus der Distanz von dreißig Jahren – als bedeutungslos für sein gewordenes Werk einschätzt. Die entscheidende Rolle wird Nietzsche zugeschrieben. Im Gegensatz zu Klaus Schröter, der den Beginn von Thomas Manns Nietzsche-Lektüre mit Oktober 1896 ansetzt, um seine Zöglings-These zu begründen und gleichzeitig Thomas Manns Beitrag *Ein*

[13] Paul Bourget: Cosmopolis, Paris: Alphonse Lemerre 1892; Paul Bourget: Essais de psychologie contemporaine, Paris: Alphonse Lemerre 1883.

[14] Siehe Anm. 12.

[15] Georg Brandes (1842–1927): dänischer Literarhistoriker, Hauptwerk: *Hauptströmungen der Literatur des neunzehnten Jahrhunderts* – 6 Bde., die ab 1872 auf Deutsch erschienen (Leipzig: Verlag H. Barsdorf 1894).

[16] Félix Bertaux: L'Influence de Zola en Allemagne, in: Revue de litterature comparee 4, 1924, S. 73–91, 90. – Ü: »… und die Miniatur der ›Buddenbrooks‹ wäre kaum möglich gewesen ohne die Fresken, die ihr vorausgegangen waren in der ›Natur- und Sozialgeschichte einer Familie im Zweiten Kaiserreich‹.«

nationaler Dichter in die alleinige Abhängigkeit von Bourget zu stellen,[17] – im Gegensatz zu ihm lässt Peter de Mendelssohn Thomas Mann eineinhalb Jahre früher Nietzsche lesen. Der französische Germanist Louis Leibrich äußert dazu: »L'omission de Bourget est significative.« [18] Die wenigen Ideen, die er von Bourget entliehen habe, bedeuteten wenig im Vergleich zu dem Einfluss Nietzsches.

Von Buddenbrooks *zum Ersten Weltkrieg*

In seinem Aufsatz *Nationale und internationale Kunst* schreibt Thomas Mann 1922 über die Vorbilder seines ersten Romans:

> Die literarischen Einflüsse, die an dem Buche mitwirkten, kamen überall her […]; und ich vergesse auch nicht, daß eine französische Erzählung, die bewunderungswürdige ›Renée Mauperin‹ der Goncourts, es war, deren Lektüre mich ermutigte, nach novellistischen Versuchen es mit einer Romankomposition zu wagen. (15.1, 510)

Seinem Lübecker Publikum erzählt Thomas Mann in seinem Vortrag *Lübeck als geistige Lebensform* (1926) die Entstehungsgeschichte der *Buddenbrooks*. In dieser frühen Zeit, nach dem Erfolg seiner ersten Erzählungen, die auch mit ihrer Länge in das nervöse Zeitalter passten, das immer neue Reize und Anregungen bot, »glaubte [er] nicht, daß [er] es je mit einer großen Komposition würde aufnehmen können und wollen.« (XI, 379) Dass er es dennoch tat, hängt mit einem römischen Leseerlebnis zusammen. Während des Rom-Aufenthaltes 1897 mit seinem Bruder Heinrich las er *Renée Mauperin*, einen Roman der Brüder Edmond und Jules de Goncourt.[19] Sein Verleger Samuel Fischer hatte ihm angeboten, gerne etwas Größeres als den Novellenband zu veröffentlichen, einen Roman etwa, nur solle er nicht zu umfangreich sein.[20] Thomas Mann scheute vor solchem Unterfangen zurück, weil er glaubte, nicht genügend Durchhaltekraft zu besitzen. *Renée Mauperin* ist eine Milieustudie, vor

[17] Vgl. hierzu meinen Aufsatz: Thomas Mann und Paul Bourget, in: Thomas Mann Jahrbuch 15, hrsg. von Eckhard Heftrich, Thomas Sprecher und Ruprecht Wimmer, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 2002, S. 193–199.

[18] Louis Leibrich: Thomas Mann, une recherche spirituelle, Paris: Aubier 1974, S. 61.

[19] Edmond de Goncourt (1822–1896), Jules de Goncourt (1830–1870): bedeutende Schriftsteller des 19. Jahrhunderts; Edmond und Jules de Goncourt: Renée Mauperin, Paris: Ernest Flammarion 1864 (auf Deutsch: Karlsruhe: Amadis 1964). Mit ihren Romanen verkörperten sie das nervöse Zeitalter und hinterließen ein interessantes Tagebuch: Das *Journal* betrifft die Jahre 1851–1896 (Paris: Laffont 1989). Sie stifteten den Prix Goncourt, den bedeutendsten französischen Literaturpreis.

[20] Brief von Samuel Fischer vom 29. 5. 1897 an Thomas Mann (Samuel und Hedwig Fischer: Briefwechsel mit Autoren, Frankfurt/Main: S. Fischer 1989, S. 394).

dem gesellschaftlichen Hintergrund von Gelderwerb und Wohlstand endet sie tragisch. Entscheidend für Thomas Mann war aber etwas anderes: die Komposition des Romans. Er war in eine Vielzahl von Kapiteln eingeteilt: fünfundsechzig kleine Einheiten, dem impressionistisch-nervösen Temperament der Autoren entsprechend. Ein Buch, das er in Rom »las und wiederlas, mit einem Entzücken über die Leichtigkeit, Geglücktheit und Präzision dieses in ganz kurzen Kapiteln komponierten Werkes.« (XI, 379f.) Er fand, »dergleichen müsse doch schließlich auch wohl zu machen sein.« (XI, 380) Dem Dilemma der großen Form sieht Thomas Mann sich durch die Leichtigkeit der Komposition des französischen Werkes enthoben. Darin ist die entscheidende Lesefrucht zu sehen: Die Angst vor Fortgang und Ende des Erzählwerkes war genommen. Nach umfangreichen Vorbereitungen und Frage-Katalogen an die Familie »schichtet« Thomas Mann in Rom »langsam Blatt für Blatt die ersten Teile auf« (ebd.). In München wird es weitergeführt und vollendet. An Grautoff heißt es am 25. Oktober 1898, er »arbeite ziemlich fleißig an ›Buddenbrooks‹« (21, 105). Auf seinem Schreibtisch befindet sich ein Porträt Napoleons, den er den »Sieger« nennt und damit den Grund der Hinwendung zum französischen Imperator erkennen lässt: »… da giebt es mancherlei Hoffnung und Stolz und Ehrgeiz.« (21, 106) Keineswegs also ist diese Sympathie ausschließlich der Pietät gegenüber dem Urgroßvater Marty geschuldet, der als Kriegslieferant Napoleons ein Vermögen erworben hatte, wie Heinrich Mann später dem Freund Félix Bertaux mitteilte. Am 20. Juli 1900 kann Thomas Mann schließlich seinem Freund Grautoff berichten: »Heute habe ich die letzte Zeile meines Romans geschrieben.« (21, 120)

Nicht nur Thomas Mann hatte ein Leben lang seine Schwierigkeiten mit Frankreich, auch die Gegenseite, die französische Kritik, hatte Schwierigkeiten mit diesem Autor und es dauerte annähernd zehn Jahre, bis er überhaupt zur Kenntnis genommen wurde. *Buddenbrooks* und den Erfolg des Buches hat man in Frankreich recht spät bemerkt. Längst war es, schon ab 1903, in mehrere europäische Sprachen übersetzt – Thomas Mann hat es befriedigt hervorgehoben. Die noch lange ausstehende französische Ausgabe hat er höflich übergangen. Sie folgte erst dreißig Jahre später – nach dem Nobelpreis – 1932 bei Fayard[21], das Buch war längst ein europäischer Bestseller. Noch 1907 kennt Tédore de Wyzewa[22], Übersetzer und Kritiker, nicht einmal den Namen des Autors.

Maurice Muret, ein Kritiker aus der Westschweiz, publiziert 1908 im *Journal des Débats politiques et littéraires* einen umfangreichen Artikel über *Budden-*

[21] Les Buddenbrook, übers. von Geneviève Bianquis, Paris: A. Fayard 1932.

[22] Teodore de Wyzewa (1863–1917): polnisch-französischer Kritiker der *Revue des deux Mondes*.

brooks[23] mit kritisch-lobender Tendenz. Es ist die erste nachgewiesene Arbeit über Thomas Mann in Frankreich. Wenn man die französische Zurückhaltung Übersetzungen gegenüber bedenkt, weil man negative Einflüsse auf die französische Identität befürchtete – »la république xénophobe« [24] lautet eine jüngere Publikation –, dann ist es eher als Pioniertat anzusehen. Wie die französischen Naturalisten schreibe Thomas Mann, so Muret, die ›biologische und soziale Geschichte‹[25] einer Familie und seiner Zeit. Zu allem Unglück habe er auch deren Pessimismus übernommen, den er geradezu mit Wollust vertrete. Aber der Roman entspreche nicht der französischen Vorstellung eines »roman modèle«[26]. Seinen kritischen Vorbehalt begründet Muret mit der verwirrenden Vielzahl der Kapitel. Sie widerspreche den Vorstellungen der ›Lateiner‹, die den harmonisch gebauten Roman bevorzugten: »Il règne dans les *Buddenbrooks* une confusion extrême.«[27] Man könne dieses Meisterwerk im Ausland nicht als Meisterwerk im absoluten Sinne bezeichnen. Der Streit zwischen Paul Bourget und Albert Thibaudet[28] über die Komposition eines Romans brachte Muret offensichtlich in ein Dilemma, was durch die Bezeichnung »chef d'œuvre«[29] angedeutet wird. Man darf darin eine große Wertschätzung für Autor und Werk sehen. Für die Weltliteratur, heißt es am Ende, sei Thomas Mann keineswegs verloren. So schließt Muret mit einem rhetorischen Glanzstück, einer Litotes, denn eigentlich sagt er damit: Hier haben wir es mit einem Stück Weltliteratur zu tun.

Es ist vermutlich Murets Verdienst, dass der Durchbruch damit geschafft ist. Schon im nächsten Jahr beginnt man, sich verstärkt mit Thomas Mann auseinanderzusetzen. Bis 1914 werden es fünf gewichtige Artikel von Germanisten, die sich nicht um Bourget und seine Normen kümmern, sondern die ›kosmo-literarische‹ Öffnung vorziehen, wie Thibaudet sie gefordert hatte. Joseph Dresch, Ernest Tonnelat, Georges Tibal[30] und Félix Bertaux – sie bewundern Thomas Manns Kunst der Beschreibung, die Personengestaltung und den Aufbau. Im Gegensatz zu Muret, der die »confusion« bemängelt hatte,

[23] Maurice Muret: »Les Buddenbrooks« par Thomas Mann, in: Journal des Débats politiques et littéraires, Jg. 120, H. 83 (24. 3. 1908), S. 1. – Muret (1870–1954) lebte in Paris und bekannte sich zur französischen Kultur.

[24] Jean-Pierre Deschodt / François Huguenin: La république xénophobe, Paris: J.C. Lattès 2001. – Siehe auch die Rezension von Roger-Pol Droit in: Le Monde des Livres, 9. 11. 2001. – Auch: La France des ›indésirables‹, in: Le Monde des Livres, 5. 4. 2002.

[25] Vgl. Muret, Les Buddenbrooks, S. 1.

[26] Ebd.

[27] Ebd.

[28] Albert Thibaudet (1874–1936): Kritiker, Dozent an der Université de Genève.

[29] Muret, Les Buddenbrooks, S. 1.

[30] Joseph Dresch (1871–1958), Ernest Tonnelat (1877–1948), Georges Tibal: französische Germanistik-Professoren zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

wird jetzt die Komposition des Romans als ein »ensemble harmonieux, presque symétrique« hervorgehoben. Abschließend nennt ihn Dresch, mit dem Thomas Mann auch in brieflichem Wechsel stand, »un génie plastique«[31]. Ein französisches Buch steht am Anfang.

Aufschlussreich ist Thomas Manns Beitrag zu der bereits erwähnten Umfrage unter dem Titel »Der französische Einfluss« von 1904 in der Wiener Wochenschrift *Die Zeit*:

> … und wie ich gegen die südliche Landschaft eine gelinde Verachtung hege, so erregt mir jene gewisse Gemeinheit, die unzweifelhaft dem romanischen Kunstgeschmack anhaftet, einen instinctiven und nervösen Unwillen.[32]

Der Erste Weltkrieg unterbricht diese ersten Kontakte. Mit den *Gedanken im Kriege* (1914) gewinnt er in Frankreich keine Freunde. In Frankreich heißt es, es sei ein Krieg der Zivilisation gegen den Militarismus. Bei Thomas Mann wird es umgewandelt in Kultur gegen Zivilisation; für ihn ist der Krieg »Reinigung« und »Befreiung« (15.1, 32), eine ›kultische Handlung‹ – Begriffe, die er wohl bei Joseph de Maistre[33] fand. Sein direkter Gegenspieler ist Romain Rolland[34], der ihn mit einem wütenden Stier vergleicht. Thomas Mann beginnt 1915 den gewaltigen Essay *Betrachtungen eines Unpolitischen*. Darin schreibt er über Rolland, er stehe nicht über dem »Getümmel« (13.1, 64), sondern äußere sich als Franzose, wie er selbst als Deutscher spreche. Heinrichs *Zola*-Artikel, den er persönlich gegen sich gerichtet sieht, gibt den *Betrachtungen* neuen Auftrieb. An Paul Amann schreibt er im September 1915: »Aber das politische Advokatentum, das Jakobiner- und Freimaurerwesen der Romanen, der demokratische Doktrinär und tyrannische Revolutionsschulmeister ist mir ein Gräuel […].« (22, 96f.) Er meint zugleich die deutschen ›Ententefreunde‹. Er ist gegen die Demokratie, sieht jedoch ihr Kommen nach dem Krieg. Er greift die französi-

[31] Joseph Dresch: Un nouveau roman de Thomas Mann, in: Revue Germanique, 6. Jg., Paris 1910, S. 174–188.

[32] 14.1, 73. Umfrage unter deutschen Schriftstellern und Künstlern, erschienen in: Die Zeit, 16. 1. 1904, Bd. 38, Nr. 485, S. 32f.

[33] Joseph de Maistre (1753–1821) hat Thomas Mann beeinflusst, vor allem sein Werk: Les soirées de Saint-Pétersbourg ou Entretiens sur le gouvernement temporel de la Providence, suivis d'un Traité sur les sacrifices, Paris: Librairie grecque, latine et Française 1821 (auf Deutsch bereits 1824: Abendstunden zu St. Petersburg oder Gespräche über das Walten der göttlichen Vorsicht in zeitlichen Dingen, 2 Bde., Frankfurt/Main: Andreäische Buchhandlung 1824). – Siehe auch Joseph de Maistre: Considérations sur la France, London 1797 (deutsche Übersetzung: Betrachtungen über Frankreich, hrsg. von P. R. Rohden, Berlin: Hobbing, 1924).

[34] Romain Rolland (1866–1944): französischer Schriftsteller. Den Ersten Weltkrieg verbrachte Rolland in der Schweiz. Thomas Mann griff er in seinem Artikel »Les Idoles« (4. 12. 1914) an, der Eingang fand in seine Artikelsammlung: Au-dessus de la mêlée, Paris: Librairie Paul Ollendorff, 1915, S. 84–96.

sche Politik an, nie aber die französische Kultur. Bei Hippolyte Taine[35] findet er Gründe gegen die Jakobiner.

Die Briefe an Paul Amann sind für die *Betrachtungen* aufschlussreich, für seine Einstellung zu Frankreich. In ihnen schreibt er, dass er begierig auf Hinweise sei, die die jüngere französische Literatur betreffen; dass er des Krieges müde sei (1916) und sich Deutschland nicht als Siegermacht vorstellen könne, den Fuß auf dem Nacken des Besiegten. Zuletzt spricht er sich für die Überwindung des politischen Preußentums aus. Zu Paul Claudel[36] teilt er Amann am 25. Februar 1916 mit: »… als ich L'annonce faite à Marie von Claudel las, zuerst deutsch und dann im Original, da war ich verzaubert!« (22, 121) Nach der Lektüre Claudels notiert er 1920 in sein Tagebuch: »[…] diese Art Franzosentum ist für mich sehr fruchtbar, ihre Geistigkeit spricht mich unmittelbar an und hilft mir. Der Zbg hatte sofort Nutzen.« (Tb, 3.4.1920) Die *Betrachtungen eines Unpolitischen* erscheinen im Oktober 1918, zeitgleich veröffentlicht sein Freund Ernst Bertram, mit dem er sich während der Entstehung der *Betrachtungen* intensiv austauscht, bei Georg Bondi seinen *Nietzsche. Versuch einer Mythologie.*

Niederlage, Ende der Monarchie und Ausrufung der Republik stürzen Thomas Mann in politische Bedrängnis. Ein haltloses Suchen beginnt, ein Hinwenden nach unterschiedlichen Seiten. Es ist ein Hin und Her bis zum ersten Bekenntnis zur Republik, das die Vernunft ihm abnötigt.

Seinen Frieden mit der neuen Ordnung und mit Frankreich macht er noch nicht. Zu den *Betrachtungen* erscheinen 1921 erste Rezensionen, von Geneviève Maury (*Revue de Genève*) und Pierre Mille, die sich auf das nichtvorhandene Demokratie-Verständnis beschränken und Thomas Mann nicht befriedigen. Es erscheint noch eine weitere Besprechung, ebenfalls in der *Revue de Genève*, von Georges Guy-Grand: *Les conditions du ›rapprochement‹*.[37] Thomas Mann vermerkt zu dem Artikel: »Ich müßte richtigstellend antworten […]« (Tb, 6.6.1921) Dabei bleibt es. Vermutlich meinte er den Hinweis auf Joseph de Maistre, der sich als berechtigt herausstellte.

[35] Hippolyte Taine (1828–1893): Les origines de la France contemporaine 1876–1896, 14 Bde, Paris: Hachette o.J. – Thomas Mann benutzte die deutsche Ausgabe: Die Entstehung des modernen Frankreich, 3 Bde., übersetzt von Leopold Katscher (Kurzke), Leipzig: Abel & Müller o.J. – Heute die einbändige Ausgabe von Katscher, Frankfurt/Main: G.B. Fischer 1954.

[36] Paul Claudel (1868–1955): Diplomat, Schriftsteller. Claudels Werk *L'annonce faite à Marie* (Paris: Gallimard 1912) erschien in hohen Auflagen. Die deutsche Fassung wurde offensichtlich zeitgleich publiziert, übersetzt von Hans Urs von Balthasar (Luzern: Stocker 1946).

[37] Laut Anmerkungen zum Tagebuch konnte dieser Artikel »nicht nachgewiesen« werden, durch Zufall wurde er gefunden.

André Gide hatte 1919 in *Réflexions sur l'Allemagne*[38] mit Deutschland abgerechnet und anschließend festgestellt, er brauche Deutschland für eine europäisch inspirierte Literatur. Ernst Robert Curtius hatte 1918 *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich* veröffentlicht. Gide wurde auf dieses Buch durch eine Rezension von Aline Mayrisch in der *Nouvelle Revue Française* (unter dem Pseudonym Alain Desportes)[39] aufmerksam. Gide und Curtius nehmen 1920 Kontakt miteinander auf und treffen sich 1921 auf Schloß Colpach in Luxemburg. Sie beschließen, die Annäherung zwischen beiden Ländern durch einen öffentlichen Dialog anzuregen; ohne die Öffentlichkeit zu strapazieren. Als dritten Partner schlägt Curtius Thomas Mann vor. Thomas Mann nutzt die Gelegenheit, um mit seinem Beitrag *Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen* im *Neuen Merkur* im Januar 1922 mit Pierre Mille polemisch abzurechnen. Es ist ein Beleg für sein gedankliches Verharren in den *Betrachtungen eines Unpolitischen*.

Zwei Ereignisse sollen noch erwähnt werden. Das eine betrifft das Verhältnis Félix Bertaux' zu Thomas Mann. 1923 veröffentlicht Bertaux ein brillantes Porträt Thomas Manns, im Briefwechsel zwischen den beiden bedankt Thomas Mann sich überschwänglich. Am 23. Mai schreibt er:

> Jedenfalls soll kein weiterer Tag vergehen, ohne daß ich Ihnen für Ihre außerordentliche Studie Dank gesagt habe, die ich gleich gestern Abend mit größtem Genuß, größter Bewunderung für Ihre Kunst der Analyse und Charakteristik las. Es ist und bleibt wahr: in der Kultur der literarischen Kritik wenigstens ist Frankreich allen anderen Ländern voraus […]. (22, 479)

Wenige Tage später, am 10. Juni 1923, bezeichnet er in einem Brief an Bertram die Franzosen als »gräßliches, Volk, gräßlich, gräßlich« (22, 484). Das zweite Ereignis freut Thomas Mann noch mehr: 1924 erscheint beim Verlag Stock mit *Tonio Kröger* (u. a. Erzählungen) das erste Buch Thomas Manns »in der Sprache Flauberts« (22, 471). Der Verlag Simon Kra publiziert weitere Erzählungen: *La Mort à Venise* (1925), übersetzt von Félix Bertaux, und *Tristan* (1926). Auch in Zeitungen und Zeitschriften erscheinen Übersetzungen und 1925 veröffentlicht Félix Bertaux zudem seine Rezension des *Zauberberg*: Aus verschiedenen Nationen Europas seien die Personen – »de l'Europe malade«; relativ seien die Begriffe des Raumes und der Zeit; zwei Personen verkörperten das Absolute: Settembrini, »celui de la raison latine«, und Naphta, Jesuit, konvertierter Jude und eines »mysticisme qui va de l'Inquisition au Bolchevisme«; der Schritt,

[38] André Gide: Réflexions sur l'Allemagne, in: Nouvelle Revue Française, Jg. 6, H. 69, Paris: Gallimard 1919, S. 35–46.

[39] Alain Desportes: Lettres allemandes. Les pionniers litteraires de la France nouvelle, in: Nouvelle Revue Française, Jg. 8, H. 85, Paris: Gallimard 1920, S. 626–635.

den Thomas Mann auf seinen Bruder zugehe, nähere das geteilte europäische Denken, den Geist der Musik und den der Logik.[40]

1926 reist Thomas Mann nach Paris. Durch Vermittlung von Henri Lichtenberger, Professor an der Sorbonne, hatte er Ende 1925 eine Einladung der Carnegie-Stiftung für einen Paris-Aufenthalt im Februar 1926 erhalten. Dabei spielten vermutlich *Von Deutscher Republik* und *Goethe und Tolstoi* eine Rolle. Der Locarno-Vertrag hatte Frankreich zufriedengestellt. Mit Herriot, der Briands Bereitschaft zur Verständigung unterstützt hatte, und später mit Stresemann bahnte sich ein Wandel in den deutsch-französischen Beziehungen an.

Thomas Mann hatte 1925 die Essayfassung von *Goethe und Tolstoi* mit dem überarbeiteten Schluss abgedruckt, in dem er die Annäherung an Frankreich nahelegt. Im gleichen Jahr erscheint *Deutschland und die Demokratie. Die Notwendigkeit der Verständigung mit dem Westen.* In der Zeitschrift *L'Europe Nouvelle*, auf deren Rundfrage er antwortet, erscheint er auf Französisch: *L'esprit de l'Allemagne et son avenir entre la mystique slave et la latinité occidentale*. Der deutsche Untertitel ist eindeutig, während die französische Fassung durch das ›entre‹ vielleicht Anlass zu Verwechslung gibt, da Deutschland in Frankreich mit ewigem ›Werden‹ stigmatisiert war. Jedenfalls hat Henri Massis in seinem Buch *Défense de l'Occident*[41] (1927) Thomas Mann umgefälscht; es handelt sich um einen Text aus den *Betrachtungen* und eine wichtige Passage aus seinem Aufsatz *L'esprit de l'Allemagne*: Dort, wo Thomas Mann eine deutsche Wendung zur Verständigung betont, dreht Massis sie um in eine Bedrohung. Im *Mercure de France* hatte Jean-Edouard Spenlé (Straßburg) im Juli 1925 *L'examen de conscience d'un écrivain allemand. Les Romans de Thomas Mann* publiziert. Im Vorfeld der Einladung war dies zu berücksichtigen.

Die Parisreise gerät zu einem Erfolg für Thomas Mann: sein Vortrag *Die geistigen Tendenzen des heutigen Deutschlands* am ersten Tag, Empfang mit Festessen in der Botschaft, Besuch beim französischen PEN und ›Dîner amical‹ mit Reden von Bertaux, Charles Du Bos und Maurice Boucher und weiterer kultureller Institutionen. Die wichtigsten Ergebnisse seiner Reise hält Thomas Mann in seiner *Pariser Rechenschaft* im gleichen Jahr fest: Zuerst der Kontakt zur französischen Hochschulgermanistik mit brieflichem Austausch, der sich in der nachfolgenden Generation fortsetzt, dann ist Thomas Manns Werk fortan Gegenstand der französischen Vorlesungs- und Prüfungsprogramme und schließlich der Vertrag mit dem Verlag S. Kra für sein Gesamtwerk, der sich jedoch als nicht realisierbar erweisen wird. (Vgl. 15.1, 1115–1214)

[40] Vgl. Félix Bertaux: Der Zauberberg, par Thomas Mann, in: La Nouvelle Revue Française. Revue Mensuelle de Littérature et de Critique, Jg. 13, H. 145, Paris: Gallimard, S. 508–510.

[41] Henri Massis: Défense de l'Occident, Paris: Plon 1927. – Massis gehörte zur rechten Action Française und war Redenschreiber von Pétain in Vichy. 1960 wurde er in die Académie Française gewählt.

Mit den *Betrachtungen,* den *Essays* und dem *Zauberberg* hatte Thomas Mann eine Schaffensphase abgeschlossen. Der Nobelpreis 1929 bewirkte in Frankreich endlich die Übersetzung des *Zauberberg* und auch der *Buddenbrooks.* 1931 erscheint *La Montagne magique* in der Übersetzung von Maurice Betz beim Verlag Fayard. Dieser lädt Thomas Mann zur Buchvorstellung nach Paris ein, wo er mehrere Vorträge hält, u.a. am Institut International de Coopération Intellectuelle im Palais Royal aus *Goethe und Tolstoi.* Im Hause Bertaux in Sèvres lernt er bei einem déjeuner endlich André Gide und Jean Schlumberger kennen. Gide hat in seinem *Journal*[42] ausführlich über das Zusammentreffen berichtet.

Bei Grasset erschien 1931 *Sang réservé* (*Wälsungenblut*).

Das Exil

Im Oktober 1930 hält Thomas Mann in Berlin die Rede *Deutsche Ansprache. Ein Appell an die Vernunft.* Darin fordert er die Deutschen auf, bei den kommenden Reichstagswahlen SPD zu wählen.

Am 10. Februar 1933 hält Thomas Mann in München den Vortrag *Leiden und Größe Richard Wagners.* Am Tag darauf bricht er mit seiner Frau auf, um in Belgien und Paris den Vortrag zu wiederholen. Anschließend war ein Urlaub im Tessin geplant. Von dieser Reise sollten sie nicht zurückkehren können. Im Mai nimmt er auf René Schickeles Vorschlag Quartier in Sanary-sur-Mer bei Toulon. Sie bleiben dort bis zum 22. September. Eine ›Kolonie‹ vor allem von Schriftstellern hatte sich in Sanary versammelt. In seinem Buch *Mein Zwanzigstes Jahrhundert* bezeichnete Ludwig Marcuse Sanary später als die Hauptstadt der deutschen Literatur.[43] Thomas Mann liebte den Süden nicht; für ihn war alles ›wackelig‹ und unter seinem Niveau.

Bei Gallimard erscheinen die ersten Bände der *Joseph*-Romane, übersetzt von Louise Servicen. Aber Thomas Mann fühlt sich nicht wohl in dem Verlag und auch der Verlag mochte ihn wohl nicht. Dennoch veröffentlicht die von Gallimard herausgegebene *Nouvelle Revue Française* auf Anregung des Schriftstellers André Chamson 1935 einen Artikel zu Thomas Manns 60. Geburtstag – Glückwünsche einer Reihe von Autoren. Als Louise Servicen die Übersetzung der von Thomas Mann 1936 zum achtzigsten Geburtstag Sigmund Freuds gehaltenen Festrede dem Leiter der *Nouvelle Revue Française*, Jean Paulhan, zur Veröffentlichung anbietet, lehnt dieser jedoch ab. Thomas Mann spreche darin zu wenig über Freud und zu viel über sich selbst, so Paul-

[42] André Gide: Journal 1889–1939, Paris: Gallimard 1951, S. 1044.
[43] Ludwig Marcuse: Mein Zwanzigstes Jahrhundert, Frankfurt/Main: S. Fischer 1968, S. 151.

han: »Merci, mais il parle trop de lui même et trop peu de Freud.«[44] Die Rede wird daraufhin in der Literaturzeitschrift *Europe* veröffentlicht.

1937 hat man Mühe mit der Veröffentlichung von *Avertissement à l'Europe*[45]. Erst das Eingreifen Schlumbergers macht das Erscheinen möglich.[46]

Erst 1936 solidarisiert sich Thomas Mann mit der Emigration. Von diesem Tag an wird er als Repräsentant des deutschen Exils bezeichnet. 1938 siedelt er in die USA über, daher hatte er nicht unter der deutschen Besatzung zu leiden. Seine Bücher waren in Frankreich verboten, sein Name stand auf der Liste der verbotenen Bücher bzw. Autoren, der sogenannten »Liste Otto«.[47]

Nachkrieg

1947 erscheint *Doktor Faustus*. Louise Servicen übersetzt den Roman ins Französische, er erscheint 1950 bei Albin Michel. Thomas Mann reist erneut nach Paris und wird am Flughafen von André Sabatier, dem literarischen Leiter des Verlags, und Louise Servicen, mit dem *Docteur Faustus* unter dem Arm, empfangen. Im Tagebuch notiert der Autor: »Réception im Ritz, überfüllt. Journalisten, beständig. Dreistündiges Signieren von Büchern bei Flinker.«[48] Am gleichen Abend: »… Conférence im Amphitheater der Sorbonne. 2000 Personen. Stürmischer Empfang. Reden von Vermeil, Jules Romain, dem Germanisten Boucher.« (Tb, 13. 5. 1950)

Der *Docteur Faustus* ist ein nicht zu überbietender Erfolg. Das Echo der französischen Kritiker in den Zeitungen und Zeitschriften ist groß und positiv. Über siebzig Artikel in französischer Sprache erscheinen zu dem Roman.[49] Besonders angetan ist Thomas Mann von Marcel Brions *Le »Faust« de Thomas Mann*, der am 10. Mai 1950 in *Le Monde* erscheint: »Artikel von M. Brion über Faustus der angenehmste.« (Tb, 13. 5. 1950)

[44] Im Archiv Gallimard.

[45] Thomas Mann: Avertissement à l'Europe (Achtung Europa), traduit par Rainer Biemel, Préface d'André Gide, Paris: Gallimard 1937.

[46] Schlumberger verwies auf die politische Bedeutung der Schrift; Archiv Gallimard.

[47] Benannt nach Otto Abetz (1903–1958), von 1940 bis 1944 deutscher Botschafter im besetzten Frankreich.

[48] Tb, 13. 5. 1950. Vor der Buchhandlung Flinker am Quai des Orfèvres bildeten sich lange Warteschlangen auf der Straße. Vgl. Martin et Karl Flinker: De Vienne à Paris. Catalogue d'exposition à Paris en 2002. Textes réunis par Isabelle Pleskoff avec la collaboration de Rohi Greenwald, Paris: IMEC 2002.

[49] Als wichtigste Beispiele seien die folgenden genannt: Max-Pol Fouchet: Le Diable est-il allemand? in: Carrefour, Nr. 298 (Beilage: Les livres étrangers), 30. 5. 1950, S. 8; Pierre Macaigne: Le génie conduit-il à la folie, in: Figaro, 31. 5. 1950; Maurice Blanchot: Thomas Mann et le mythe de Faust, in: Critique, Jg. 5, H. 41, Bd. 6, Oktober 1950, S. 3–21; Marcel Brion: Le »Faust« de Thomas Mann, in: Le Monde (Lectures étrangeres), 10. 5. 1950.

Die schöne Geste als letzter Höhepunkt

Am 6. Juni 1955 feiert Thomas Mann seinen achtzigsten Geburtstag. Zu diesem Tag überreicht ihm Frankreich ein Buch: *Hommage de la France à Thomas Mann à l'occasion de son quatre-vingtième anniversaire*.[50] Es wird ihm dargebracht von dem versammelten politischen, wissenschaftlichen und kulturellen Frankreich und zeichnet sich durch hervorragende Artikel über ihn und sein Werk aus.

In seinem Werk *L'identité de la France*[51] (1986) nennt der französische Historiker Fernand Braudel zwei Begriffe, die für die Identität Frankreichs die entscheidende Rolle spielen: »le Cœur« und »la Raison« – das Herz und der Verstand. Man kann diese Identität mit *la France profonde*, dem Wesen Frankreichs, gleichsetzen und Thomas Mann fragen, wie er zu ihr stehe. Mit dem Herzen hatte Thomas Mann keinen Zugang zu Frankreich, er mochte den ›tintenblauen Himmel‹ des Südens nicht, wohl aber mit dem Verstand. Frankreich, das war für ihn Paris mit seinen Verlagen und seinen Intellektuellen, seinen Buchhandlungen, in deren Schaufenstern er seine Bücher bewundern konnte. Die *France profonde* kannte er nicht.

[50] Karl Flinker (Hrsg.): Hommage de la France à Thomas Mann à l'occasion de son quatre-vingtième anniversaire, Paris: Flinker 1955.

[51] Fernand Braudel: L'identité de la France, 3 Bde., Paris: Arthaud 1986.

Katrin Bedenig

Thomas-Mann-Archiv Online

Neue Recherchemöglichkeiten eröffnen neue Themenfelder für die Thomas-Mann-Forschung

Seit Frühjahr 2015 sind sämtliche Handschriften und Presseartikel des Thomas-Mann-Archivs Zürich online recherchierbar. In einem groß angelegten Erschließungs- und Digitalisierungsprojekt wurden im Zeitraum von knapp zwei Jahren die Nachweise des Gesamtbestands an Werkmanuskripten, Briefen, Tage- und Notizbüchern, Werkmaterialien und historischen Zeitungsdokumentationen elektronisch erfasst und die Originale zur künftigen Schonung und Sicherung digitalisiert.[1] Es handelt sich dabei um über 34.000 zum Teil umfangreiche Dokumente und mehr als 80.000 Pressetexte. Der Zugang zur Archivdatenbank *Thomas-Mann-Archiv Online* erfolgt über www.online.tma.ethz.ch und ermöglicht erstmals die ortsunabhängige Einsichtnahme in die Metadaten dieser Bestände. Das neue Angebot des Thomas-Mann-Standorts Zürich steht dabei im Umfeld von Initiativen der Partner-Institutionen in München, Marbach und Lübeck.[2] Die Thomas- und Familie-Mann-Forschung wird in absehbarer Zeit durch den virtuellen Zusammenfluss bisher analog verzeichneter Mann-Bestände über stupende neue Forschungsmöglichkeiten verfügen. Am Beispiel der neuen Recherchemodi von *Thomas-Mann-Archiv*

[1] Das 2012 beantragte Projekt wurde aus Mitteln des Impulsprogramms der Schulleitung der ETH Zürich gefördert. Ein Team aus zwölf Projektmitarbeitenden beteiligte sich an der Erfassung der Metadaten, während zusätzlich vier Projektmitarbeitende die Digitalisierung im spezialisierten *Digicenter* der ETH-Bibliothek Zürich übernahmen. Aus urheberrechtlichen Gründen werden die Digitalisate bis zur Rechtefreigabe ausschließlich im Lesesaal des Thomas-Mann-Archivs einsehbar sein. Die Rechte an Texten werden erst 70 Jahre nach dem Tod des Autors frei. Bei Korrespondenz- und Pressebeständen gelten Rechte für sämtliche Einzelautoren.

[2] Das Literaturarchiv Monacensia hat bereits den Nachlass Monika Manns und die Tagebücher Klaus Manns online zugänglich gemacht (www.monacensia-digital.de) und mit der Digitalisierung seiner Erika- und Klaus-Mann-Bestände begonnen. Das Deutsche Literaturarchiv Marbach weist einen großen Teil seiner Thomas-Mann-Korrespondenzen online nach (www.dla-marbach.de/opac-kallias) und beteiligt sich derzeit an einem Projekt, das künftig verschiedene Briefbestände der Exilszeit digital vernetzen und visualisieren möchte (www.exilnetz33.de). Das Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrum in Lübeck weist eine umfangreiche historische Pressesammlung online nach (buddenbrookhaus.faust-web.de), hat damit begonnen, Teile seiner Handschriftenbestände intern zu digitalisieren, und plant in Zukunft auch online zugängliche Nachweise dieser Bestände.

Online können schon jetzt neue Fragestellungen und Forschungsthemen in den Blick genommen werden.

Das Interessante am gegenwärtigen Zeitpunkt ist der Systemwechsel der Nachweismöglichkeiten. Jede Zeit nutzt die ihr zur Verfügung stehenden technischen Mittel. Noch zu Lebzeiten Thomas Manns und zum Zeitpunkt seiner Nachlasserschließung wurden Handschriftenkataloge in der analogen Verzeichnisform physischer Karteikärtchen zugänglich gemacht. Ende des 20. Jahrhunderts begannen viele Archive und Bibliotheken, ihre Handschriftenbestände in Datenbanken zu verwalten, doch waren diese Kataloge noch nicht online nutzbar. Der Zugang zu Handschriftennachweisen in Online-Katalogen ist das Ergebnis intensiver Anstrengungen der letzten Jahre und hat für den deutschsprachigen Raum beispielsweise über den *Kalliope-Verbund*[3] entscheidend zur verbesserten Auffindbarkeit beigetragen. Es werden nun zunehmend ortsunabhängige und kombinierte Abfragen möglich. Worauf wir uns freuen dürfen, ist die Aussicht, dass immer mehr Archive und Bibliotheken ihre Bestände online nachweisen und ihre bisher gesondert verwalteten Bestandesteile in einem System zusammenführen. In Zukunft werden die bisherigen Einzelinitiativen in gemeinsame, übergeordnete und transnationale Portale münden können wie beispielsweise *Archives Portal Europe* und *Europeana*.[4]

Am Beispiel von *Thomas-Mann-Archiv Online* lässt sich bereits nachvollziehen, welche zusätzlichen Forschungsfelder durch die neuen Recherchemöglichkeiten angeregt oder überhaupt erst umsetzbar gemacht werden.

Bisher konnte innerhalb einzelner Bestandesteile recherchiert werden. Neu ist eine Verknüpfung der Teilbestände von Werk, Korrespondenz, Materialien und Pressedokumentationen möglich. Was bisher durch den Forschenden punktuell zusammengetragen werden musste, kann nun systematisch und übergreifend ausgewertet werden. Dabei ist nicht nur eine Abfrage nach Stichworten möglich, sondern es können verschiedene Kriterien wie Zeitraum, Personen und Werke miteinander kombiniert werden.

Neue Forschungsmöglichkeiten werden insbesondere für die verschiedenen Korrespondenzbestände eröffnet. Nach wie vor stellen die *Regesten und Register* ein universelles Nachschlagewerk dar, doch sind sie nur auf die Briefe Thomas Manns ausgerichtet. Für die jeweiligen Gegenbriefe und für die Korrespondenzen anderer Familienmitglieder fehlte bisher ein vergleichbares Verzeichnis. Durch die online zugängliche Datenbank wird es nun möglich, großräumige Abfragen unter bisher nicht einzeln recherchierbaren Gesichtspunkten – wie Adressaten, spezifische Zeiträume, Überlieferungsart[5] – durch-

[3] kalliope-verbund.info.

[4] www.archivesportaleurope.net; www.europeana.eu.

[5] Beispielsweise als Brief, Karte, Telegramm, Widmung, Manuskript oder Typoskript.

zuführen. Daraus ergeben sich spannende Perspektiven für epochenspezifische Fragestellungen – welche Briefe erhielt Thomas Mann zu Exilsbeginn im März 1933? – und zur personenübergreifenden Vernetzung von Informationen – welche Briefe aus dem Freundes- und Familienkreis Thomas Manns insgesamt existieren aus dem Zeitraum März 1933? Über die Möglichkeit, neu aus frei wählbaren Zeitsegmenten alle erhaltenen Korrespondenzen parallel anzeigen zu lassen, werden Forschende in Zukunft den historischen Informationsaustausch auf eine Weise visualisieren können, wie es mit bisherigen Mitteln nicht möglich war.

Da auch die ausführliche historische Pressesammlung, die von 1895 bis in die Gegenwart reicht, erstmals einzeln erschlossen wurde, ergeben sich bisher noch nie dagewesene Auswertungsmöglichkeiten für die Rezeptionsgeschichte. Ein sehr großes Korpus an Pressemeldungen wird in Zukunft rasch und umfassend befragt werden können und zusätzliche Antworten zu Fragen der zeitgenössischen wie auch der bis in die Gegenwart reichenden Rezeption Thomas Manns und seiner Werke liefern. Gleichzeitig wird der Bestand an historischen Zeitungsmeldungen neu aber auch nach Familienmitgliedern, Zeitgenossen, Orten und Zeitspannen recherchiert werden können.

Insgesamt dürfen wir uns nicht nur weitere Fragestellungen zur Thomas- und Familie-Mann-Forschung versprechen, sondern vielfältige neue Themenbereiche in anderen Fachgebieten wie beispielsweise der Biografie-, Sozialgeschichts- und Kommunikationsforschung.

Siglenverzeichnis

[Band arabisch, Seite]	Thomas Mann: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Werke – Briefe – Tagebücher, hrsg. von Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke, Terence J. Reed, Thomas Sprecher, Hans Rudolf Vaget und Ruprecht Wimmer in Zusammenarbeit mit dem Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Frankfurt/Main: S. Fischer 2002 ff.
[Band römisch, Seite]	Thomas Mann: Gesammelte Werke in dreizehn Bänden, 2. Aufl., Frankfurt/Main: S. Fischer 1974.
Br I–III	Thomas Mann: Briefe 1889–1936, 1937–1947, 1948–1955 und Nachlese, hrsg. von Erika Mann, Frankfurt/Main: S. Fischer 1962–1965.
BrAM	Thomas Mann – Agnes E. Meyer. Briefwechsel 1937–1955, hrsg. von Hans Rudolf Vaget, Frankfurt/Main: S. Fischer 1992.
BrHa	Thomas Mann – Käte Hamburger. Briefwechsel 1932–1955, hrsg. von Hubert Brunträger, Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann 1999 (= TMS XX).
BrKer	Thomas Mann – Karl Kerényi. Gespräch in Briefen, hrsg. von Karl Kerényi, Zürich: Rhein 1960.
DüD I–III	Dichter über ihre Dichtungen, Bd. 14/I–III: Thomas Mann, hrsg. von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Fischer, München: Heimeran; Frankfurt/Main: S. Fischer 1975–1981.
Ess I–VI	Thomas Mann: Essays, Bd. 1–6, hrsg. von Hermann Kurzke und Stephan Stachorski, Frankfurt/Main: S. Fischer 1993–1997.

Reg I–V	Die Briefe Thomas Manns. Regesten und Register, Bd. 1–5, hrsg. von Hans Bürgin und Hans-Otto Mayer, Frankfurt/Main: S. Fischer 1976–1987.
Tb [Datum]	Thomas Mann: Tagebücher. 1918–1921, 1933–1934,1935–1936, 1937–1939, 190–1943, hrsg. von Peter de Mendelssohn, 1944–1.4.1946, 28.5.1946–31.12.1948. 1949–1950, 1951–1952, 1953–1955, hrsg. von Inge Jens, Frankfurt/Main: S. Fischer 1977–1995.
TMA	Thomas-Mann-Archiv der ETH-Bibliothek Zürich
TM Jb [Band]	Thomas Mann Jahrbuch 1 (1988) ff., begründet von Eckhard Heftrich und Hans Wysling, hrsg. von Katrin Bedenig, Thomas Sprecher, Hans Wißkirchen (ab 2013), Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann.
TMS [Band]	Thomas-Mann-Studien 1 (1967) ff., hrsg. von Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Bern/München: Francke, ab 9 (1991) Frankfurt/Main: Vittorio Klostermann.

Thomas Mann: Werkregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf die Anmerkungen.

An die Redaktion des ›Svenska Dagbladet‹, Stockholm 115, *133, 139*
[Antwort an Arthur Hübscher] 242, *250*

Betrachtungen eines Unpolitischen 115–128, 129–145, 241 f., 260 ff.
Briefe 19, 57, 98, *200, 237,* 243
Briefwechsel und Briefadressaten
Amann, Paul 141, *202,* 260 f.
Ben-Chorin, Schalom 41, *53*
Bertaux, Félix 262
Bertram, Ernst 262
Fischer, Samuel *257*
Gallimard, Gaston 253
Grautoff, Otto 255, 256, 258
Hamburger, Käte 75, 93
Hartman, Robert S. 57
Hübscher, Arthur 242 f., *250*
Kerényi, Karl 93
Meyer, Agnes E. 86, *236*
Schickele, René 19, *84*
Buddenbrooks 82, 153, 164, 197, 211–229, 256, 257 ff., 264

Chamisso 118
Collegheft 1894–1895 157

Das Eisenbahnunglück 201
Das Ewig-Weibliche 123
Das Gesetz 47–62, *63, 71, 96*
Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen 262
Das Wunderkind 214
Der alte Fontane 119
Der Literat 121
Der Tod in Venedig 63, 73, *77*
Der Zauberberg 13, 17, 36, 63, *77, 81, 84*, 127, 153 f., 162, 167–195, 197, 202, 205 f., 238, 262, *263,* 264
Deutsche Ansprache. Ein Appell an die Vernunft 241, 243 f., 264
Deutschland und die Demokratie. Die Notwendigkeit der Verständigung mit dem Westen 263
Die Entstehung des Doktor Faustus 50, 97, 112, 53
Die Flieger, Cossmann, ich 237, 243
[Die geistigen Tendenzen des heutigen Deutschlands] 244, 263
[Die geistige Situation des Schriftstellers in unserer Zeit] 199
[Die gesellschaftliche Stellung des Schriftstellers in Deutschland] 118
Die Stellung Freuds in der modernen Geistesgeschichte 247
[Die Theaterzensur] 118
Die Wiedergeburt der Anständigkeit 237
Doktor Faustus 44, 47, *50, 93*, 95, *96,* 112, 154, 265

Ein nationaler Dichter 256 f.

Felix Krull 149 ff., 159, 162
Freud und die Zukunft 14, 33, 35

Freund Feuchtwanger 251
Friedrich und die große Koalition 115, 132, 136

Gabriele Reuter 123
Gedanken im Kriege 115–128, 129, 132, *139,* 157, 260
[Gegen die Beschlagnahme von Larissa Reissners »Hamburg auf den Barrikaden«] 232
[Gegen die Verunglimpfung von Alexander M. Freys »Spuk des Alltags«] 231
Geist und Kunst 120
[George Bernhard Shaw zum siebzigsten Geburtstag] 147
Goethe und Tolstoi 263 f.
[Gotteslästerung] 236
[Gutachten über Kurt Kläbers »Barrikaden an der Ruhr«] 232
Gutachten [über Pornographie und Erotik] 118
[Gutachten zu Bruno Vogel »Es lebe der Krieg!«] 232
Gute Feldpost 115, 119

Joseph und seine Brüder 9–46, 47–62, 63–74, 75–96, 97–113, 162, 264

Klärungen. Offener Brief an Hermann Grafen Keyserling 244
Königliche Hoheit 125 ff.
[Konflikt in München] 243
Kultur und Sozialismus 242, 244

Lebensabriß 198, 256
Leiden und Größe der Meister 30
Leiden und Größe Richard Wagners 264
[Liliencron] 158
Lob der Vergänglichkeit 155
Lübeck als geistige Lebensform 257

Mario und der Zauberer 198–207
Mein Sommerhaus 197–209
München als Kulturzentrum 231

[Nationale und internationale Kunst. Brief an den Redakteur] 257

[On Myself] 256

Pariser Rechenschaft 14, *34,* 263

Schicksal und Aufgabe [The War and the Future] 249
Schwere Stunde 118

Tagebücher 11, 16, 19 f., 23, *51,* 53, *93,* 98, 128, 134, 156, 159, *171, 173, 175, 179, 182,* 209, *250,* 253, 254 f., 261, 265
Tonio Kröger 122 f., 197, 207, 262
Tristan 262

[Über die Kritik] 118
[Über Karl Kraus] 124
[Über Oskar Kokoschka] 14 f.

[Volksromane] 116
Von deutscher Republik 240 f., 244, 263

Personenregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf die Anmerkungen.

Abetz, Otto *265*
Adorno, Theodor W. 157, 160
Albrecht, Andrea
– Käte Hamburger 39, *47, 53,* 75 ff., 93
Alighieri, Dante (s. a. Dante) 26
Amann, Paul *141, 202,* 260 f.
Arasmus, Rudolf 45
Arendt, Hanna 162
Assmann, Jan
– Exodus *48, 50, 52, 60*
– Moses der Ägypter *55*
– Thomas Mann und Ägypten *65, 77, 87, 95*
Auerbach, Elias
– Wüste und Gelobtes Land 50 f., 59
Austin, John L.
– How to do things with words *100*

Bab, Julius 17 f., 32
Bach, Johann Sebastian 26
Bachtin, Michail
– Das Wort im Roman *105*
Badt-Strauss, Bertha 41
Baeck, Leo 19
Baeumler, Alfred 14
Bahr, Hermann 125 f.
Bajorat, Archibald
– Nida – Nidden – Neringa *201*
Balthasar, Hans Urs von *261*
Balzac, Honoré de 246, 255
Bang, Herman 123
Bartl, Andrea
– In Spuren gehen *213*
Becher, Hubert 17, 45
Becker, Jean-Jacques *134*
Beheim-Schwarzbach, Martin 45
Behler, Ernst
– Charakteristiken und Kritiken I *112*
Ben-Chorin, Schalom (= Fritz Rosenthal) 41, *53*
Benn, Gottfried
– Fazit der Perspektiven 94
Bermann Fischer, Gottfried 11, 14 f., 17, 20 ff., 31
Bernhardi, Friedrich von
– Deutschland und der nächste Krieg 134
Bernini, Cornelia
– Hans Wysling. Ausgewählte Aufsätze 152
Bertaux, Félix 254, 256, 258 f., 262 f., 264
– Der Zauberberg, par Thomas Mann *263*
– L'Influence de Zola en Allemagne *256*
Bertram, Ernst 94, 262
– Nietzsche 261 f.
Bethmann Hollweg, Theobald von
– Betrachtungen zum Weltkriege *136*
Betz, Maurice 264
Bianquis, Geneviève *258*
Biemel, Rainer *265*

Birus, Hendrik
– Goethe. West-östlicher Divan *48*
Bismarck, Otto von 120, 133
Blanchot, Maurice
– Thomas Mann et le mythe *265*
Blanckenburg, Friedrich von
– Über den Roman *106*
Blank, Herbert 18
Bloch, Ernst 53
Blöcker, Karsten 165
Blödorn, Andreas 165
Blumensath, Heinz
– Strukturalismus in der Literaturwissenschaft *100*
Bölsche, Wilhelm
– Die Abstammung des Menschen 169, 185, 192 ff.
Bode, Christoph
– Der Roman *104*, 110, 112
Bohnenkamp, Klaus E.
– Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke *91*
Bolin, Norbert
– Im Klang der Wirklichkeit *96*
Bolt, Rolf *231*
Borchmeyer, Dieter 165
– Moderne Literatur *99*
Born, Wolfgang 15
Boucher, Maurice 263, 265
Bourget, Paul *257*, 259
– Cosmopolis 255 ff.
– Essais de psychologie contemporaine 255
Brandes, Georg 255
– Hauptströmungen der Literatur 256
Braudel, Fernand
– L'identité de la France 266
Brauns, Nikolaus 231
– Oskar Maria Graf und die Rote Hilfe *238*
– Schafft Rote Hilfe! *234, 239*
Brehm, Bruno 217
– Apis und Este
Briand, Aristide 263
Brion, Marcel
– Le »Faust« de Thomas Mann 265
Broch, Hermann
– Briefe von 1929 bis 1951 *111*
– James Joyce und die Gegenwart *111*
Brod, Max *138*
Bronsen, David 214
– Joseph Roth *216*
– Joseph Roth und die Tradition *214, 225*
Bruendel, Steffen
– Solidaritätsformel oder politisches Ordnungskonzept? *129*, 142
Brunetière, Ferdinand *255*, 256
Buber, Martin
– Moses *59*
Bülow, Bernhard von 135
Burckhardt, Jacob
– Weltgeschichtliche Betrachtungen 253
Bussmann, Monica
– Kommentar zu Felix Krull, GKFA 150

Canby, Henry Seidel 36 f.
Cather, Willa 24 ff.
– Not under Forty 25
Chamisso, Adelbert von
– Peter Schlemihls wundersame Geschichte 118
Chamson, André 264
Chopin, Frédéric 223
Claudel, Paul
– L'annonce faite à Marie 261
Conrad, Joseph
– Nostromo *194*
Cronheim, Fritz 18 f.
Culmann, Karl 181 f.
Cunningham, Raymond
– Myth and Politics 78
Curling, Maud
– Joseph Roths »Radetzkymarsch« *224*
Curtius, Ernst Robert
– Wegbereiter 262

Dacqué, Edgar
– Urwelt, Sage und Menschheit 94 f., *95*

Danneberg, Lutz
– Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert *94*
Dante (Alighieri) 26
Darwin, Charles 72, 134, 138, 172, *183,* 192
Deschodt, Jean-Pierre
– La république xénophobe *259*
Desportes, Alain (= Aline Mayrisch)
– Lettres allemandes 262
Detering, Heinrich 164
– Das offene Geheimnis *115*
– Juden, Frauen und Litteraten *115*
– Kommentar zu den Essays II, GKFA *139*
– Thomas Manns amerikanische Religion *77*
– Thomas Manns »Doktor Faustus« *95*
Dickens, Charles 246
Diebold, Bernhard 13 f., 24, 26, 34, 39
Dierks, Manfred 164
– Die Figur des Dr. Unruhe *95*
– Mythos und Psychologie *77*
Dithmar, Reinhard
– Mose und die Zehn Gebote *47, 56*
Dittmann, Ulrich
– Jahrbuch der Oskar Maria Graf-Gesellschaft *238*
Döblin, Alfred 19
– Berlin Alexanderplatz 97
Dollinger, Hans
– Jahrbuch der Oskar Maria Graf-Gesellschaft *238*
Dostojewski, Fjodor Michailowitsch 116, 246
Dresch, Joseph 259 f.
Droit, Roger-Pol *259*
Du Bos, Charles 254, 263
Dülfer, Jost
– Kriegsmentalität *130*

Eder, Jürgen
– In Spuren gehen *213*
Eigen, Manfred
– Thomas Mann, Erwin Schrödinger 156
Einstein, Albert 236, 239, 245
Einstein, Carl
– Die schlimme Botschaft 236
Eisner, Pavel 23
Engel, Manfred
– Roman der Goethezeit 83
Engelhardt, Dietrich von
– Die Welt der Wissenschaften 167
– Thomas Mann und die Wissenschaften 167
Epkenhans, Michael
– Europa am Abgrund? *135*
Epp, Franz Ritter von *251*
Ewen, Jens
– Deutungsangebote *96*
– Moderne ohne Tempo 81

Fadiman, Clifton P. 37
Fähnders, Walter
– Avantgarde und Moderne *100*
Faulkner, William 38, *211*
Fechner, Frank
– Thomas Mann und die Demokratie *143*
Fest, Joachim
– Betrachtungen über einen Unpolitischen *142*
Feuchtwanger, Lion 251
Fischer, Bernd Erhard
– Thomas Mann in Nidden *198*
Fischer, Fritz
– Griff nach der Weltmacht *133*
Fischer, Samuel 11, 212, 257
Fitz, Hermann *241*
Fitzmaurice, James 243
Flasch, Kurt
– Die geistige Mobilmachung *129*, 130
Flinker, Karl
– Hommage de la France *253, 266*
– De Vienne à Paris *265*
Flinker, Martin 254, 265
– De Vienne à Paris *265*
Fontane, Theodor 119
Forman, Henry James 29
Forster, Leonard 155
Fouchet, Max-Pol
– Le Diable est-il allemand? *265*

Frank, Manfred
– Der kommende Gott *69*
Franz, Markus
– Im Klang der Wirklichkeit *96*
Freud, Sigmund 14, 33, *34*, 35, 38, 50 ff., 54 f., 2447, 264 f.
– Der Mann Moses und die monotheistische Religion 50 f.
– Fragen der Gesellschaft *247*
– Totem und Tabu 94
Frey, Moritz 232
Friedenthal, Herbert *27*
Friedrich der Große 122, 124, 134, 136
Friedrich, Gunter *231*
Frisby, David P.
– Georg Simmel. Philosophie des Geldes *91*
Frisch, Max 161
Frizen, Werner 165
Fröhlich, Michael
– Imperialismus *133*
Fuchs, Georg
– Kaiser, die Kultur und die Kunst 135
Fulda, Ludwig *137*

Gabriel, Markus
– Warum es die Welt nicht gibt *91*
Gallimard, Gaston 253 f., 264, *265*
Galsworthy, John
– The Man of Property 211
Galvan, Elisabeth 165
– Zur Bachofen-Rezeption 66
Gasset, Ortega y *27*
Genette, Gérard *79*
– Die Erzählung *99*
George, Heinrich 245
Gerigk, Horst-Jürgen
– Epen des Niedergangs *211*
Gibbons, Edward
– The History of the Decline and Fall of the Roman Empire 135, 138
Gide, André 254, *255*, 262, 264, *265*
– Journal 1889–1939 264
– Réflexions sur l'Allemagne 262
Girard, René 70
– Das Heilige und die Gewalt *70*
– Ich sah den Satan vom Himmel fallen *70*
Goebbels, Joseph 22, 33, 162
Gödde, Christoph
– Theodor W. Adorno, Thomas Mann – Briefwechsel 157
Görtemaker, Manfred
– Thomas Mann und die Politik 131
Goethe, Johann Wolfgang von 30, *43*, 44, 48 ff., *84*, 123, 150, 152, 155, 157, 161, 199 f., 255,
– Dichtung und Wahrheit *48 f.*
– Werther *107*
– West-östlicher Divan *48 ff.*
– Wilhelm Meisters Lehrjahre 83
Gogol, Nikolai Wassiljewitsch
– Taras Bulba 215
Goldberg, Oskar
– Die Wirklichkeit der Hebräer 94
Goldstein, Franz 22
Golka, Friedemann W.
– Joseph. Biblische Gestalt und literarische Figur *67*
– Mose *47*
Gollwitzer, Heinz
– Geschichte des weltpolitischen Denkens *133*
Goncourt, Edmond und Jules
– Renée Mauperin 211, 257
Graf, Oskar Maria *238*, 239
Grass, Günter 155, 161
Grautoff, Otto 255 ff.
Grillparzer, Franz
– Der arme Spielmann 214 f., 223
Gronicka, André von *112*
Grübel, Rainer
– Die Ästhetik des Wortes *105*
Gut, Philipp
– Thomas Manns Idee einer deutschen Kultur *144*
Gutbrodt, Fritz
– Die Familie Mann in Kilchberg 154
Guy-Grand, Georges
– Les conditions du »rapprochement« 261

Haas, Willy 15, 23

Hackert, Fritz
– Joseph Roth: Werke *211, 218*
Haeckel, Ernst *192*
Händel, Georg Friedrich 26
Hagenmüller, Hans
– Erika Mann gegen Bergwaldtheater Weißenburg *246*
Halle, Felix
– Anklage gegen Justiz und Polizei *240*
Hamburger, Käte 39, *53,* 75 f., 93
– Der Humor bei Thomas Mann *40*
– Logik der Dichtung *77*
– »Joseph und seine Brüder«. Eine Einführung *40, 53 f., 93*
– Thomas Manns biblisches Werk *40, 47*
– Thomas Manns Faustroman *93*
Hansen, Volkmar
Thomas Mann. Romane und Erzählungen *206*
Hardenberg, Friedrich von (= Novalis) 127
– Glaube und Liebe 125
Harpprecht, Klaus
– Thomas Mann. Eine Biographie *246*
Hartwich, Wolf-Daniel
– Die Sendung Moses *48 f., 52, 55*
Harvey, William 183
Hauptmann, Gerhart 197 f., 200
Haydn, Joseph 26
Heftrich, Eckhard 165
– Geträumte Taten *103*
– Thomas Mann Jahrbuch *211, 257*
Heine, Gert 165
Heine, Heinrich 57
– Geständnisse 54 f.
Heinemann, Gerd *55*
Heisserer, Dirk 165
Helmholtz, Hermann von 183
Hepburn, Katherine 25
Herder, Johann Gottfried von 55
Hermann, Armin 167
Hermann, Ludimar
– Lehrbuch der Physiologie 182 ff.
Herriot, Édouard 263
Hertwig, Oscar 168
– Allgemeine Biologie 178 ff.
Herwig, Malte
– Bildungsbürger auf Abwegen 168
Herz, Ida 19
Hesse, Hermann
– Glasperlenspiel 40
Heuss, Theodor 18, 30
Heydrich, Reinhard 250
Hillebrandt, Claudia
– Sympathie und Literatur *96*
Hiller, Kurt 119
Himmler, Heinrich *33*, 46
Hindemith, Paul
– Cardillac 28
Hinkel, Hans 18
Hitler, Adolf 12, 24 f., 40, 47 f., 56, 162
Hobbes, Thomas 57 f.
Hodler, Ferdinand *137*
Hoelz, Max (auch: Hölz, Max) 240, 244 f.
Hoffmann, Johannes 233
Hofmannsthal, Hugo von
– Elektra 91
Hohmeyer, Jürgen
– Thomas Manns Roman »Joseph und seine Brüder« *77*
Holl, Karl
– Kriegsmentalität 130
Horaz 201
Horne, John N.
– Deutsche Kriegsgreuel *137*
Hoser, Paul *231*
Howell, Esther-Julia *231*
Huch, Ricarda *138*
Hübinger, Gangolf
– Die Intellektuellen im wilhelminischen Deutschland 129
Hübinger, Paul Egon 251
– Thomas Mann, die Universität Bonn und die Zeitgeschichte 251
– Thomas Mann und Reinhard Heydrich 251
Hübscher, Arthur 242 f., 250
– Die überarbeiteten »Betrachtungen eines Unpolitischen« 242

Hünefeld, Günther Freiherr von 242 f., 250
Huguenin, François
– La république xénophobe *259*
Huppert, Hugo 12
Hussong, Friedrich *240*

Ihering, Herbert 13

Jacobsen, Jens Peter
– Niels Lyhne 211
Jäger, Christoph
– Humanisierung des Mythos *76*
Jäger, Georg
– Geschichte des deutschen Buchhandels *212*
Jaspers, Karl 53
Jeismann, Michael
– Das Vaterland der Feinde *129,* 139
Jens, Inge und Walter 164, *250*
Jonas, Erna *200*
Jonas, Klaus W. 165
Joule, James 183
Joyce, James 27, 36, 43, *111*, 194
– Finnegan's Wake 194
– Ulysses 97, 110
Jüngling, Markus
– Verstehensbegriffe in den Kulturwissenschaften *111*

Käser, Andreas
– Thomas Mann als (biblischer?) »Redaktor« 50
Kahr, Gustav von 233
Kalkschmidt, Eugen 16
Kampmann, Elisabeth
– Sympathie und Literatur *96*
Kant, Immanuel 92 f., 161
Karthaus, Ulrich 165
Katscher, Leopold *261*
Keiler, Jelka
– Geschlechterproblematik und Androgynie *66*
Kerr, Alfred 13
Keyserling, Hermann
– Was uns Not tut 244
Kielland, Alexander
– Schiffer Worse 211
Kiesel, Helmuth
– Geschichte der literarischen Moderne *97*
Kinder, Anna
– Geldströme *65*
Kirchhoff, Gustav Robert 183
Kläber, Kurt
– Barrikaden an der Ruhr 232
Klatt, Johanna
– Manifeste *138*
Klarmann, Adolf D.
– Das Österreichbild *225*
Klopstock, Friedrich Gottlieb
– Der Tod Adams 30
Knopf, Alfred A. 24 f., 37 f.
Köhl, Hermann 242 f., 250
Köhnke, Klaus Christian
– Georg Simmel. Philosophie des Geldes *91*
Körner, Theodor
– Zriny 223
Koester, Eckart 143
– »Kultur« versus »Zivilisation« 141, 144
Kokoschka, Oskar 14 f.
Koller, Michael
– Not kennt kein Gebot *136*
Koplowitz, Oskar (= Oskar Seidlin) 22, 35, 43
Koopmann, Helmut 159 f., *213*
– Führerwille und Massenstimmung *206*
– Thomas Mann: Buddenbrooks *226*
– Thomas Mann Handbuch *36*
Korrodi, Eduard 22, 28, 31, 34, 40
Kra, Simon 254, 262
Kramer, Alan
– Deutsche Kriegsgreuel *137*
Kramme, Rüdiger
– Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen *91*
Kraus, Karl 124
Kreis, Georg
– Frankreichs republikanische Großmachtpolitik *140*

Křenek, Ernst 14 f., 17
– Jonny spielt auf 14
Kretschmann, Carsten
– Burgfrieden und Union sacrée *141 f.*
Krieck, Ernst 33, 169, 172
– Die Revolution der Wissenschaft *172,* 175 ff.
Kurella, Alfred 12, 21 f., 35
Kurzke, Hermann 165
– Epoche – Werk – Wirkung *78*
– Thomas Mann. Betrachtungen 131, *139*
– Thomas Mann und der Konservatismus *116*
Kuschel, Karl-Josef
– Glanz und Elend eines deutschen Rotariers *199*
Kyora, Sabine
– Eine Poetik der Moderne *108*

Ladenthin, Volker
– Thomas Mann. Das Gesetz *47*
LaGuardia, Fiorello 24
Lamprecht, Karl 137
Lang, Bernhard
– Buch der Kriege – Buch des Himmels *49*
Lawrence, D. H. 27
Le Goff, Jacques
– Reims 137
Lehnert, Herbert 165
Leibniz, Gottfried Wilhelm 92
Leibrich, Louis
– Thomas Mann, une recherche sprituelle 257
Leonardo da Vinci *173,* 194
Levin, Harry 43
– James Joyce 97
Lewis, Sinclair 24
Lewisohn, Ludwig 41 f.
Lichtenberger, Henri 263
Liliencron, Detlev von 118, 158
Lindemann, Thomas
– Les doctrines darwiniennes *134*
Linden, Walther 29 f.
Lintz, Katja
– Ein moderner Roman 80
Lion, Ferdinand 28
Lipschütz, Alex 168, *169*
– Warum wir sterben 185, 188 ff.
Löffelmeier, Anton *231*
Lörke, Tim
– Das protestantische Land 94
Löschner, Claudia
– Käte Hamburger 75
Löwe, Matthias
– Existenz, Humanität, Fiktion 75
Lorenz, Robert
– Manifeste *138*
Lowe-Porter, Helen Tracy 24, 36, 39
Lubich, Frederick A.
– Fascinating Fascism *56*
Lughofer, Johann Georg
– Joseph Roths Romane *216, 223*
Lühe, Irmela von der
– Erika Mann *240*
Lützeler, Paul Michael
– James Joyce 111
Lukács, Georg 39, 44
– Skizze einer Geschichte *226*
– Thomas Mann *44*
Lunzer, Heinz
Joseph Roth *214*
Luther, Martin 51, 55, *94*, 30

Macaigne, Pierre
– Le génie conduit-il à la folie *265*
Magris, Claudio
– Der ostjüdische Odysseus *214*
Maillard, Christine
– Literatur und Wissen(schaften) *94*
Maistre, Joseph de 260 f.
– Considérations sur la France *260*
– Les soirées de Saint-Pétersbourg *260*
Mann, Erika 16, 240, *240 f.,* 246
Mann, Frido
– Mein Nidden 209
Mann, Heinrich 115, 121, 124, *131*, 154, 157, 215, 258
– Der Untertan *215*
Mann, Katia
– Memoiren 255

Mann, Klaus 16, 19, 22, 197, 267
– Der Wendepunkt 208 f.
– Nidden 203 ff.
Mann, Michael *255*
Mannheim, Karl
– Ideologie und Utopie *141*
Manolescu, Georges 152
Marcuse, Ludwig 21 f.
– Mein Zwanzigstes Jahrhundert 264
Margalit, Avishai
– The Decent Society 54
Markl, Dominik
– Der Dekalog als Verfassung des Gottesvolkes *59*
Martens, Armin 255
Martens, Ilse 255
Martens, Kurt 157
Martínez, Matías
– Erzähltheorie 79, *80*, 81, *86*
Marty, Johann Heinrich 258
Marx, Friedhelm 165
– Christusfigurationen *66*
– Thomas Manns »Doktor Faustus« *95*
– Über die Verständlichkeit der modernen Literatur 110, *111*
Massis, Henri
– Défense de l'Occident 263
Matter, Harry 165
– Die Literatur über Thomas Mann 9–46
Maupassant, Guy de 255
Mauriac, François 253
Maury, Geneviève 261
Max, Katrin
– Wortkunst ohne Zweifel *81*
Mayer, Hans 39
Mayer, Mathias
– Hugo von Hofmannsthal: Sämtliche Werke *91*
Mayrisch, Aline (Alain Desportes) 262
Mendelssohn, Peter de 257
Mérimée, Prosper 255
Metz, Hans Dieter 253
Meyer, Agnes E. 37 f., 42, *72*, 86, *236*
Meyer, Eugene 37
Meyer, Hermann von 181, *182*
Meyer, Max Wilhelm
– Weltschöpfung 169, 185, 190 ff.
Meyer-Rewerts, Ulf Gerrit
– Das »Manifest der 93« *137*
Michel, Albin *253*, 254, 265
Michelangelo 54, *173*
Miegel, Agnes
– Die Frauen von Nidden 199–203, 208
Mille, Pierre 261 f.
Milton, John 26
Molo, Walter von 44
Mommsen, Wolfgang J.
– Der Topos vom unvermeidlichen Krieg *130*
– Intellektuelle im deutschen Kaiserreich *129*
– Kultur und Krieg *141*
Morgenstern, Julian 42
Moulden, Ken
– Buddenbrooks-Handbuch *211*
Muckermann, Friedrich 17
Mühlhäußer, Werner *231*
Mühsam, Erich 118, 239
Muret, Maurice
– Les Buddenbrook 258 f.
Musil, Robert
– Der Mann ohne Eigenschaften 97, *102*

Nagel, Stefan
– Aussonderung und Erwählung *63*, *72*
Napoleon Bonaparte 258
Naumann, Friedrich 30, *133*, *137*
Naumann, Uwe *205*
Nebel, Gerhard 44
Nechoschet, Har 40
Neumann, Michael
– Kommentar zu Der Zauberberg, GKFA *168*, *188*
Niederberger, Judith
– Karl Schmid 155
Nietzsche, Friedrich 55, 77, 91, 121, 152, 247, 256 f., 261
Nolte, Charlotte
– Being and Meaning *78*

Novalis (Friedrich von Hardenberg) 127
– Glaube und Liebe 125
Nürnberger, Helmuth
– Joseph Roth 214

Obenauer, Karl Justus 32 f., *33*
Ossietzky, Carl von 239
Osterhammel, Jürgen
– Die Verwandlung der Welt *133*
Ottwalt, Ernst 11 f., *12,* 21

Paulhan, Jean 264
Pearson, Charles
– National Life and Character *134*
Pétain, Philippe *263*
Petersen, Jürgen
– Der deutsche Roman der Moderne 110
Pieck, Wilhelm 238
Pietersteiner, Monika
– Heinrich Manns »Untertan« und Joseph Roths »Spinnennetz« 215
Pils, Holger 165
Planck, Max *137*
Plessen, Elisabeth *255*
Ponten, Josef 17, 30
– Offener Brief an Thomas Mann 13
Potempa, Georg 165
– Aufrufe *119,* 231 f.
Prater, Donald A.
– Deutscher und Weltbürger *203, 206*
Preisinger, Alexander
– Musikalischer Verfall *223*
Priddat, Birger P.
– Über das Scheitern der Familie *227*
Prochasson, Christophe
– Au nom de la patrie *129*
Proust, Marcel 36, *108,* 143
Pütz, Peter 165
Pyta, Wolfram
– Burgfrieden und Union sacrée 141 f.

Racine, Jean Baptiste 26
Rad, Gerhard von
– Biblische Josephserzählung *49*
Rammstedt, Angela
– Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen *91*
Rammstedt, Otthein
– Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 91
Rasmussen, Anne
– Au nom de la patrie *129*
Rathenau, Walther 127
Rauschning, Hermann 56 f.
Reed, Terence James 165
Reich-Ranicki, Marcel 254
Reinhardt, Max 121
Reissner, Larissa
– Hamburg auf den Barrikaden 232, 239
Rembrandt (van Rijn) *173*
Renan, Ernest 255 f.
Reuter, Gabriele 123
Reventlow, Ernst Christian Einar Ludwig Detlev zu
– Weltfrieden oder Weltkrieg! *133*
Rietra, Madeleine
– Joseph Roth. Briefwechsel mit Verlagen *228*
– Joseph Roth. Briefwechsel Stefan Zweig *217*
Rivière, Alain 254
Rivière, Jacques *254*
Roberto, Federico de
– I Viceré 211
Robinson, Armin L.
– The Ten Commandments 47, 56 f.
Rohrbach, Paul
– Deutschland unter den Weltvölkern 133 f.
Rolland, Romain 115, 132, 144, 260
– Au-dessus de la mêlée 260
Romain, Jules 265
Roosevelt, Eleanor 25
Roth, Friederike (Friedl) 216
Roth, Joseph 211–229
– Das Spinnenetz 215
– Der stumme Prophet 216
– Der Vorzugsschüler 214
– Die Flucht ohne Ende 215
– Die Rebellion 215

– Hiob 216
– Hotel Savoy 215
– Perlefter 215
– Radetzkymarsch 211–229
– Rechts und Links 216 f.
– Tarabas 215
– Zipper und sein Vater 214, 216 f., *228*
Rothe, Wolfgang
– Schriftsteller und totalitäre Welt *136*
Rowohlt, Ernst 15, 236

Saar, Ferdinand von 223
Sabatier, André 265
Sacco, Ferdinando *240*
Sandberg, Hans-Joachim 165
Sarnetzki, Dettmar Heinrich 21, 12 f.
Scheffauer, Herman George (Hermann Georg) 246
Scheffel, Michael
– Erzähltheorie 78, *80*, 81, *86*
Schelers, Max
– Stellung des Menschen im Kosmos 94
Scherrer, Paul
– Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns *120*
Schickele, René 19, *84*, 264
Schiller, Friedrich 54 f., 155 ff., 161
– Horen *48*
– Wallenstein 55, 241
Schirnding, Albert von 165
Schivelbusch, Wolfgang
– Die Bibliothek von Löwen *137*
Schlegel, August 112
Schlegel, Friedrich *112*
Schlumberger, Jean 254, 264 f.
Schmid, Karl 155
Schmid, Konrad
– Erzväter und Exodus *48*
Schmid, Wolf
– Elemente der Narratologie *82, 103*
Schmidl, Stefan
– Musikalischer Verfall *223*
Schmitt, Walther *237*
Schnädelbach, Herbert
– Philosophie in Deutschland *91*
Schneider, Hans Ernst (= Hans Schwerte) 45 f.
Schneider, Jens Ole
– Anthropologischer Wissensanspruch *94*
Schneider, Peter-Paul *50*
Schöffler, Heinz 45
Schöll, Julia
– Joseph im Exil *64*
Schöllgen, Gregor
– Stationen der deutschen Außenpolitik *135*
Schomers, Walter L.
– Thomas Mann und Paul Bourget *257*
Schopenhauer, Arthur *77*, 91 f., 152, *247*
Schramke, Jürgen
– Zur Theorie des modernen Romans *98, 106*
Schröter, Klaus
– Thomas Mann im Urteil seiner Zeit 11 f., 15 ff., 20 f., 29 ff., 33, 35, 256
Schwabe, Toni 123
Schwendener, Simon 181
Schwerte, Hans (= Hans Ernst Schneider) 45 f.
Schwienhorst-Schönberger, Ludger
– Joseph Roths »Hiob« *216*
Schwöbel, Christoph
– Die Religion des Zauberers 50, *76*
Seidlin, Oskar (= Oskar Koplowitz) 22, 35, 43
Seißer, Hans Ritter von 251
Selbmann, Rolf
– Dünen in München *198*
– Neulektüre Tonio Kröger *207*
Sellin, Ernst
– Mose und seine Bedeutung 52
Servicen, Louise 264 f.
Shaw, George Bernhard 21, 147
Siegel, Rainer Joachim
– Joseph Roth. Briefwechsel Stefan Zweig 217

Simmel, Georg 91
– Großstädte und das Geistesleben *91*
– Philosophie des Geldes *91*
Sinsheimer, Hermann 32
Slochower, Harry
– Thomas Mann's Joseph Story 25, 29, 38 f., 44
Sloterdijk, Peter
– Die schrecklichen Kinder der Neuzeit 64 f.
– Im Schatten des Sinai *56*, 58
Sontheimer, Kurt
– Thomas Mann und die Deutschen *130*, 131
Spencer, John 55
Spengler, Oswald
– Der Untergang des Abendlandes 94, 135, 138, 169, 172, 173 ff.
Spenlé, Jean-Edouard
– L'examen de conscience d'un écrivain allemand (T. M.) 263
Sprecher, Thomas 147–158
– Bruchstücke einer großen Mazeration 155
– Davos im Zauberberg 153
– Die Familie Mann in Kilchberg 154
– Felix Krull und Goethe 150
– Hans Wysling: Ausgewählte Aufsätze 152
– Im Geiste der Genauigkeit 156
– Karl Schmid, ein Schweizer Citoyen 155
– Karl Schmid – Gesammelte Werke und Briefe 155
– Kommentar zu Felix Krull, GKFA 150 ff.
– Literatur und Recht 154
– Literatur und Verbrechen 154
– Ostschweizer Korpsgeist 149
– Schweizer Monat 1921–2012 156
– Theodor W. Adorno, Thomas Mann – Briefwechsel 157
– Thomas Mann – Collegheft 1894–1895 157
– Thomas Mann in Nidden *197*
– Thomas Mann in Zürich 153
– Thomas Mann Jahrbuch *199*, *211*, *227*, *257*
– Thomas Mann und Heinrich Mann im Spiegel der Karikatur 154
– Thomas Manns »Doktor Faustus« *95*
– Thomas-Mann-Studien 151, 156 f.
– Und was werden die Deutschen sagen 154
Stachorski, Stephan 165
Stang, Walter *241*
Stanzel, Franz
– Theorie des Erzählens *98*
Steinhardt, Minni 41
Steinitz, Wolfgang
– Deutsche Volkslieder 238
Stendhal (= Marie-Henri Beyle) 255
Sternberger, Dolf 39
Sternburg, Wilhelm von
– Joseph Roth *213*, 15 f.
Sterne, Laurence
– Tristram Shandy 43
Stifter, Adalbert 223
Stockinger, Ludwig
– Das Gesetz, die Bibel und die Dichtung *96*
Stockmann, Hagen
– Das »Manifest der 93« *138*
Stresemann, Gustav 263
Süskind, Wilhelm E. 16, *27*
Suhrkamp, Peter 39
Swensen, Alan
– Gods, Angels and Narrators *78*, *105*

Taine, Hippolyte
– Les origines de la France 261
Theall, Donald
– Beyond the Word *194*
Thibaudet, Albert 259
Thieß, Frank 44
Thomé, Horst
– Geschichtsspekulation als Weltanschauungsliteratur 94
– Weltanschauungsliteratur 94
Thompson, Dorothy 24 f., 29
Tibal, Georges 259

Tirpitz, Alfred von *135*
Titzmann, Michael
– Literatur und Wissen(schaften) *94*
Todorov, Tzvetan
– Kategorien der literarischen Erzählung 100
Tolstoi, Leo 256, 263 f.
Tonnelat, Ernest 259
Tucholsky, Kurt 239, *240*
Turgenjew, Iwan Sergejewitsch 256

Ungern-Sternberg, Jürgen von 129, *137*
Ungern-Sternberg, Wolfgang von *137*

Vaget, Hans Rudolf 165
– Thomas Mann, der Amerikaner *24, 35*, 43, *72*
Valéry, Paul 194
Vanzetti, Bartolomeo *240*
Vermeil, Edmond 265
Vogel, Bruno
– Es lebe der Krieg *232, 235*
Vogt, Jochen
– Thomas Manns »Buddenbrooks« *218*
Vollhardt, Friedrich
– Wissen in Literatur im 19. Jahrhundert *94*
Voltaire 125
– Candide 53 f.
Vormbaum, Thomas
– Thomas Mann. Das Gesetz 47

Wagener, Hans
– Thomas Mann in der amerikanischen Literaturkritik *36*
Wagner, Adolf *251*
Wagner, Richard 11, 116, 152, 264
Waldersee, Graf von *133*
Warburton, William 55
Wassermann, Jakob 129
– Mein Weg als Deutscher und Jude 248
Weber, Max 55, 133
Wecker, Joachim 15, 30
Wedekind, Frank 118
Weichmann, Martin
– Der »Fall Erika Mann« *240*
– Propaganda in der Provinz *240*
Weigand, Hermann J. 36
Weimar, Peter
– Die doppelte Thamar *71*
Wells, H. G.
– The Time Machine 171
Weltmann, Lutz 18, 30
Wenzel, Georg 164
Werfel, Franz *138*
Whitman, Walt 127
Wilde, Oscar
– Dorian Gray 123
Kaiser Wilhelm II. 142
Wilhelmy, Thorsten
– Legitimitätsstrategien der Mythosrezeption 79 f.
Wilpert, Gero von
– Buddenbrooks-Handbuch *211*
Wimmer, Ruprecht 165
– Thomas Mann Jahrbuch *199, 211, 227, 257*
Windfuhr, Manfred
– Heinrich Heine. Historisch-kritische Gesamtausgabe *55*
Wirth, Albrecht
– Die gelbe und die slawische Gefahr *135*
Wißkirchen, Hans 165
Die frühe Rezeption von Thomas Manns »Buddenbrooks« *213*
Die Welt der Wissenschaften 167
Neue Studien zum Werk Thomas Manns *9*
Thomas Mann Jahrbuch *227*
Thomas Mann und die Wissenschaften 167
Thomas Mann und Heinrich Mann im Spiegel der Karikatur 154
Und was werden die Deutschen sagen 154
Wolff, Julius 181
Woolf, Virgnia
– Mr. Bennett und Mrs. Brown 110
Wolters, Dierk
– Zwischen Metaphysik und Politik *77, 95*

Wrobel, Ignatz (= Kurt Tucholsky)
– Bemerkungen *240*
Wulf, Joseph
– Literatur und Dichtung im Dritten Reich *18*
Wysling, Hans *123,* 148 f., 151 f., 157, 159 f., 165
– Dichter oder Schriftsteller? *13*
– Narzissmus und illusionäre Existenzform 151
– Quellenkritische Studien zum Werk Thomas Manns *120*
– Selbstkommentare. Doktor Faustus *112*
– Selbstkommentare. Joseph *76*
– Thomas Mann. Ein Leben in Bildern *251*
– Thomas Manns Maja-Projekt *123*
Wyzewa, Tédore de 258

Yahuda, Abraham Shalom
– Sprache des Pentateuch 94

Zenck, Martin
– Verstehensbegriffe in den Kulturwissenschaften *111*
Ziemann, Benjamin
– Gewalt im Ersten Weltkrieg *137*
Zille, Heinrich 245
Zissler, Dieter 167 f.
Žmegač, Viktor
– Moderne Literatur *99*, 110
Zola, Emile 256, 260
Zweig, Stefan 19, 217, 225

Die Autorinnen und Autoren

Miriam Albracht, Heinrich-Heine-Universität, Institut für Germanistik II, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf.

Prof. Dr. Dr. h.c. Jan Assmann, Egger Wiese 13, 78464 Konstanz.

Dr. Katrin Bedenig, Thomas-Mann-Archiv der ETH Zürich, Schönberggasse 15, CH-8001 Zürich.

Prof. Dr. Dr. h.c. Dieter Borchmeyer, Universität Heidelberg, Germanistisches Seminar, Hauptstr. 207–209, 69117 Heidelberg.

Dr. Armando Caracheo, ETH–Zürich, Department Geistes-, Sozial- und Staatswissenschaften, Rämistrasse 101, CH-8092 Zürich.

Prof. Dr. Dr. h.c. Heinrich Detering, Georg-August-Universität, Seminar für Deutsche Philologie, Käte-Hamburger-Weg 3, 37073 Göttingen.

Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Koopmann, Universität Augsburg, Neuere deutsche Literaturwissenschaft, Universitätsstr. 10, 86135 Augsburg.

Prof. Dr. Georg Kreis, Europainstitut der Universität Basel, Gellertstrasse 27, CH-4020 Basel.

Dr. Katja Lintz, Arcisstr. 66, 80799 München.

Dr. Matthias Löwe, Friedrich-Schiller-Universität Jena, Institut für Germanistische Literaturwissenschaft, Fürstengraben 18, 07743 Jena.

Dr. Walter Ludwig Schomers, Bohlinger Straße 19, 78239 Rielasingen-Worblingen.

Prof. Dr. Rolf Selbmann, Ludwig-Maximilians-Universität München, Department I – Germanistik, Komparatistik, Nordistik, Deutsch als Fremdsprache, Deutsche Philologie, Schellingstr. 3 RG, 80799 München.

PD Dr. Dr. Thomas Sprecher, Silbergrundstrasse 1, CH-8700 Küsnacht.

Dr. Martin Weichmann, Römerbrunnenweg 33, 91781 Weißenburg.

Simon Wirthensohn, Ludwig Boltzmann Institut für Neulateinische Studien, Langer Weg 11, A-6020 Innsbruck.

Auswahlbibliographie 2013–2014

zusammengestellt von Gabi Hollender

Primärliteratur

Jonas, Klaus W.: Drei Generationen Familie Thomas Mann: aus dem Briefwechsel eines Bibliographen, hrsg. und kommentiert von Dirk Heisserer, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014 (= Thomas-Mann-Schriftenreihe, Bd. 10), 395 S.

Mann, Thomas: Fiorenza: Gedichte: Filmentwürfe, hrsg. und textkritisch durchgesehen von Elisabeth Galvan, Frankfurt/Main: S. Fischer 2014 (= Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Thomas Mann, Bd. 3.1 und 3.2), 157 S. und 498 S.

Mann, Thomas: Mario und der Zauberer: ein tragisches Reiseerlebnis, illustriert von Kat Menschik, Großhansdorf: Officina Ludi Pressendrucke 2014, 47 S.

Pringsheim, Hedwig: Tagebücher, hrsg. und kommentiert von Cristina Herbst, Göttingen: Wallstein 2014, Bd. 3: 1898–1904, 895 S.

2. Sekundärliteratur

Ackermann, Gregor, Delabar, Walter und Heisserer, Dirk: 10. Nachtrag zur Thomas-Mann-Bibliographie, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 199–204.

Aerni, Heinrich: Thomas Mann und Hermann Hans Wetzler: neue Quellen zum deutsch-amerikanischen Dirigenten und Komponisten Hermann Hans Wetzler (1870–1943) als Modell für Wendell Kretzschmar in »Doktor Faustus«, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 171–197.

Amrein, Ursula: Angeblich keine Opposition: Thomas Mann spricht in Zürich über Richard Wagner und der »Ring des Nibelungen« (1937), in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 109–125.

Anz, Thomas: Wer weiss was woher wie und wozu?: Zirkulationen (un)geordneten Wissens zwischen Psychoanalyse und Literatur, in: Gess, Wissens-Ordnungen, S. 123–144.

Assmann, Jan: Die Gott-Mythologien der Josephsromane, Düsseldorf: F. Böttger 2013 (= Schriftenreihe des Ortsvereins BonnKöln der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft e.V., Bd. 7), 29 S.

Bachmann, Magdalena Maria: Altern und Tod – Literatur als Antwort auf das

Versagen von Medizin und Religion in Thomas Manns Novelle »Die Betrogene«, in: Hackl, Wolfgang (Hrsg.): Sprache – Literatur – Erkenntnis, Wien: Präsens 2014 (= Stimulus, 2012), S. 193–205.

Bade, James N.: The »Magic Mountain« of Weimar politics: the impact of the assassination of Walther Rathenau on Thomas Mann?, in: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur, Jg. 106, H. 1, 2014, S. 37–53.

Baskakov, Alexej: »Ströme von Kraft«: Thomas Mann und Tolstoi, Köln: Böhlau 2014, 272 S.

Bastek, Alexander: Mit anderen Augen: Thomas Mann und die bildende Kunst, in: Bastek, Thomas Mann und die bildende Kunst, S. 11–21.

Bastek, Alexander (Hrsg.): Thomas Mann und die bildende Kunst: Katalog zur Ausstellung im Museum Behnhaus Drägerhaus und im Buddenbrookhaus Lübeck, 13. September 2014 bis 6. Januar 2015, Petersberg: Imhof 2014, 351 S.

Bedenig, Katrin: »viel Schönes …«: Thomas Manns Ausstellungsbesuch in der Kunsthalle Düsseldorf, in: Bastek, Thomas Mann und die bildende Kunst, S. 252–257.

Benini, Arnaldo: Fiorenza, lebensunfähig auf der Bühne, aber lesenswert, in: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich, Nr. 35, 2012–2013, S. 27–34.

Bergdolt, Klaus: Stadt der Gesundheit, Stadt des Todes: Aschenbachs Vorläufer und die »Zweideutigkeit« Venedigs, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 17–35.

Bernhardt, Sebastian: Von Mann zu Mann: das Lübecker Buddenbrookhaus erhält 81 Postkarten von Thomas Mann an seinen Bruder Heinrich aus den Jahren 1901 bis 1928, in: Arsprototo: das Magazin der Kulturstiftung der Länder, H. 1, 2013, S. 20–25.

Blamberger, Günter: Kippfiguren: Thomas Manns Todesbilder, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 37–48.

Blödorn, Andreas: Porträt des Künstlers als Huhn: Maler und ihre Werke beim jungen Thomas Mann: vom »Willen zum Glück« bis zum »Zauberberg«, in: Bastek, Thomas Mann und die bildende Kunst, S. 73–79.

Bonifazio, Massimo: Verschiebungen: Thomas Manns Essays über Sigmund Freud, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 115–130.

Boschung, Dietrich: Der Tod und der Jüngling: Tadzios antike Präfigurationen, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 131–143.

Bührle, Iris Julia: Aschenbachs Totentanz: »Der Tod in Venedig«, in: Bührle, Iris Julia: Literatur und Tanz: die choreographische Adaptation literarischer Werke in Deutschland und Frankreich vom 18. Jahrhundert bis heute, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014, S. 437–485.

Cambi, Fabrizio: »Mein Verhältnis zum Judentum war von jeher abenteuerhaft-weltkindlich«: Thomas Mann und das jüdische Problem, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 61–71.

Cha, Kyung-Ho: Die Naturgeschichte des Menschen in Thomas Manns Essays und Romanen, in: Bartl, Andrea (Hrsg.): Naturgeschichte, Körpergedächtnis: Erkundungen einer kulturanthropologischen Denkfigur, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014 (= Konnex, Bd. 1), S. 135–158.

Conte, Domenico: Aufklärung, Zivilisation und nächtlicher Humanismus bei Thomas Mann, in: Neugebauer, Georg (Hrsg.): »Aufklärung« um 1900: die klassische Moderne streitet um ihre Herkunftsgeschichte, Paderborn: Fink 2014 (= Laboratorium Aufklärung, Bd. 7), S. 147–160.

Conte, Domenico: Benedetto Croce, la Germania e Thomas Mann, a partire dalle »Pagine sulla guerra« (1919), in: Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 211–223.

Conte, Domenico: Colleghi in mitologia?: Kerényi, Thomas Mann e dintorni, in: Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 95–120.

Conte, Domenico: Eros e distruzione, in: Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 153–166.

Conte, Domenico: Illuminismo, civilizzazione e umanesimo notturno, in: Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 25–41.

Conte, Domenico: Italia e continenti morali: Benedetto Croce e Thomas Mann, in Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 185–209.

Conte, Domenico: Modernità e primitivismo in Ernst Jünger: con uno sguardo a Thomas Mann, in: Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 167–184.

Conte, Domenico: Mutilazioni di guerra: arte, politica e »umanità«, in: Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 1–24.

Conte, Domenico: Nobiltà dello spirito sull'abisso, in Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 225–238.

Conte, Domenico: Primitivismo e umanesimo notturno: saggi su Thomas Mann, Napoli: Liguori 2013 (= La cultura storica, Bd. 43), 244 S.

Conte, Domenico: »Spazzare il cuore con la scopa«: crisi dell'individuo, primitività e fascismo nel »Doktor Faustus«, in: Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 121–152.

Conte, Domenico: Thomas Mann fra i patriarchi, in: Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 83–93.

Conte, Domenico: »Ur«: origini e politica, in Conte, Primitivismo e umanesimo notturno, S. 43–81.

Cottone, Margherita: Kritik als »Übergang vom unbewußten Schaffen zum schöpferischen Bewußtsein«: Thomas Mann und die Russen, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 73–86.

Crescenzi, Luca: Abschied vom Ästhetizismus: Deutschlands ethische Wende und die musikalische Symbolik des »Doktor Faustus«, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 95–107.

Elsaghe, Yahya: »Lübeck versus Berlin in Thomas Manns »Buddenbrooks«,

in: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur, Jg. 106, H. 1, 2014, S. 17–36.
Elsaghe; Yahya: Vergangenheitspolitik im Kino: zur bundesrepublikanischen Verfilmungsgeschichte Thomas Manns, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 47–59.
Frei, Norbert: Kollektivschuldthese und Vergangenheitspolitik: Thomas Mann im politischen Horizont der Nachkriegsdeutschen, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 9–16.
Gaier, Martin: Der »Zweideutigkeitszauber« Venedigs bei Burckhardt, Simmel und Mann, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 183–205.
Galvan, Elisabeth: Das Erbe der »anderen Achse«: Thomas Mann im Italien der Nachkriegszeit, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 61–78.
Geiger, Marion: Poétiques de la maladie: d'Honoré de Balzac à Thomas Mann, Louvain: Peeters 2013 (= La république des lettres, Bd. 49), 281 S.
Gess, Nicola (Hrsg.): Wissens-Ordnungen – zu einer historischen Epistemologie der Literatur, Berlin: De Gruyter 2014 (= Spectrum Literaturwissenschaft, Bd. 42), 293 S.
Gilead, Amihud: Interior portraits in »The Magic Mountain« and brain imaging, in: Philosophy and literature, Jg. 38, H. 2, 2014, S. 416–432.
Godé, Maurice: Thomas Mann, Paris: Belin 2013 (= Voix allemandes), 287 S.
Goebel, Klaus: Thomas Mann und der Orden Pour le mérite, in: Goebel, Klaus (Hrsg.): Der dunkle Glockenton: Briefwechsel zwischen Reinhold Schneider und Rudolf Alexander Schröder, Passau: Schuster 2014, S. 22–33.
Görner, Rüdiger: Lido an der Donau – Café Griensteidl am San Marco: tödliches Venedig, kakanische Kontexte und Hofmannsthals »Andreas«-Fragment, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 227–241.
Greiner, Ulrich: Schamverlust: vom Wandel der Gefühlskultur, Reinbek: Rowohlt 2014, 348 S.
Greiner, Ulrich: Thomas Mann: wie Menschen vor Scham wirklich sterben, in: Greiner, Schamverlust, S. 176–181.
Greiner, Ulrich: Der Verlust der Contenance in den »Buddenbrooks«, das Delirium der Peinlichkeit im »Zauberberg«, in: Greiner, Schamverlust, S. 244–254.
Hansen, Sebastian: Wider den »roten Lumpenkönig« – Thomas Mann und der lange Erste Weltkrieg, in: Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich, Nr. 35, 2012–2013, S. 7–26.
Hansen, Volkmar: Abgelehnter Teufelspakt: Thomas Manns Chamisso-Würdigung, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 87–98.
Heisserer, Dirk: In eigener Sache – »Buddenbrooks«: zu einem Text-Unikat Thomas Manns: mit einem Exkurs zu Richard Moritz Meyer, in: Aus dem

Antiquariat: Zeitschrift für Antiquare und Büchersammler, Jg. 12, H. 5, 2014, S. 189–207.

Heisserer Dirk, und Hess, Helmut: Kunst im Hause Pringsheim, Kunst im Hause Mann: München 1890–1933, in: Bastek, Thomas Mann und die bildende Kunst, S. 55–71.

Helff, Sissy: The transcultural Bildungsroman: education, migration and the construction of masculinities in Arun Joshi's »The Foreigner« (1968) and Thomas Mann's »The Magic Mountain« (1924), in: Zeitschrift für Anglistik und Amerikanistik, Jg. 62, H. 1, 2014, S. 25–38.

Jäger, Ludwig: »Klassizität« und »Sprachkrise«: Thomas Manns ambivalente Schreibweise in »Der Tod in Venedig«, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 113–129.

Kanzog, Klaus: Offene Wunden: Wilhelm Furtwängler und Thomas Mann, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014 (= Thomas-Mann-Schriftenreihe, Fundstücke, Bd. 6), 117 S.

Kappeler, Florian: Von Haifischmägen, Kannibalen und posthumanen Spezies – Darstellungsweisen von Wissen bei Thomas Mann, Robert Musil und Dietmar Dath, in: Gess, Wissens-Ordnungen, S. 261–284.

Karnatz, Sebastian: Katastrophe, Folter, Kirche: Thomas Mann in Regensburg, in: Barbey, Rainer (Hrsg.): Kleine Regensburger Literaturgeschichte, Regensburg: Pustet 2014, S. 233–239.

Karpenstein-Essbach, Christa: Die grosse Erzählung: Thomas Mann »Der Zauberberg«, in: Karpenstein-Essbach, Christa: Deutsche Literaturgeschichte des 20. Jahrhunderts, München: Fink 2013, S.121–131.

Kemper, Dirk: »Russland und Deutschland […] sollen Hand in Hand in die Zukunft gehen«: eine Allegorie der deutschen Slavophilie bei Thomas Mann, in: Taškenov, Sergej (Hrsg.): Visionen der Zukunft um 1900: Deutschland, Österreich, Russland, Paderborn: Fink 2014 (= Schriftenreihe des Instituts für russisch-deutsche Literatur- und Kulturbeziehungen an der RGGU Moskau, Bd. 10), S. 63–76.

Kinzel, Ulrich: Das fotografische Porträt Thomas Manns, in: Kyora, Sabine (Hrsg.): Subjektform Autor: Autorschaftsinszenierungen als Praktiken der Subjektivierung, Bielefeld: Transcript 2014 (= Praktiken der Subjektivierung, Bd. 3), S. 197–216.

Kitcher, Philip: Deaths in Venice: the cases of Gustav von Aschenbach, New York: Columbia University Press 2013 (= Leonard Hastings Schoff Memorial Lectures), 254 S.

Köhn, Lothar: Geburt der Sokrates-Tragödie aus dem Geist der Erzählung: Thomas Manns »Der Tod in Venedig«, in: Köhn, Lothar: Ein weites Feld: zur deutschen Literatur vom 18. und 21. Jahrhundert, Berlin: LIT 2013 (= Zeit und Text, Bd. 21), S. 137–156.

Koopmann, Helmut: Literarische Gemälde: Thomas Manns Dichterporträts, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 45–60.

Koopmann, Helmut: Sein und Zeit und Ich: Heideggers »Sein und Zeit« und Thomas Manns »Josephromane« im Kontext philosophischer Diskussionen, in: Jahraus, Oliver (Hrsg.): Schönes Denken: Grenzgänge zwischen Philosophie und Kunst, Ulm: Humboldt-Studienzentrum 2014 (= Bausteine zur Philosophie, Bd. 34), S. 177–200.

Kreuzer, Stefanie: Phantastische Entgrenzungen zwischen Träumen und Wachen: Pen-ek Ratanaruangs »Ploy« (Thailand 2008) und Thomas Manns »Der Kleiderschrank« (1903), in: Lötscher, Christine (Hrsg.): Übergänge und Entgrenzungen in der Fantastik, Berlin: LIT 2014 (= Fantastikforschung, Bd. 1), S. 201–216.

Kreuzer, Stefanie: Phantastische Sujets: Tiecks »Der blonde Eckbert« (1797/1812), Th. Manns »Der Kleiderschrank« (1903), in: Kreuzer, Stefanie: Traum und Erzählen in Literatur, Film und Kunst, Paderborn: Fink 2014, S. 372–408.

Kristiansen, Børge: Thomas Manns Ironiekonzept und Søren Kierkegaards Begriff der Ironie, in: Fauth, Søren R. (Hrsg.): Influx: der deutsch-skandinavische Kulturaustausch um 1900, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014, S. 233–257.

Lehnert, Herbert: Thomas Manns Welt in postkolonialer Sicht: Review Essay, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 155–170.

Linder, Jutta: Im Dienst der Politik: Thomas Manns »Deutsche Hörer!«, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 179–200.

Linder, Jutta (Hrsg.): Thomas Mann als Essayist: internationales Foschungskolloquium Messina 2012, Frankfurt/Main: Klostermann 2014 (= Thomas-Mann-Studien, Bd. XLVIII), 229 S.

Lochner, Eberhard von: »Orkanische Zeiten brachen herein …«: Thomas Manns »Gesang vom Kindchen« – mehr als eine Idylle: einige Gedanken zu einem fast unbekannten Werk, in: Schwarz, Schiffbrüche und Idyllen, S. 171–182.

Lorenz, Markus: Der einsame Gott und sein Ebenbild: Kleists »Amphitryon« und Thomas Manns schreibende »Gotteslust«, in: Fleig, Anne (Hrsg.): Schreiben nach Kleist: literarische, mediale und theoretische Transkriptionen, Freiburg i. B.: Rombach 2014 (= Rombach Wissenschaften, Reihe Litterae, Bd. 204), S. 119–139.

Lubkoll, Christine: Beethovens »Spätstil« und seine Mythisierung bei Adorno und Thomas Mann, in: Neumann, Gerhard (Hrsg.): Altersstile im 19. Jahrhundert, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014 (= Stiftung für Romantikforschung, Bd. 57), S. 125–140.

Lühe, Irmela von der: »Sinnwandel«: Christa Wolf im Dialog mit Thomas Mann, in: Cölln, Jan (Hrsg.): Dioskuren, Konkurrenten und Zitierende:

Paarkonstellationen in Sprache, Kultur und Literatur, Göttingen: V&R Unipress 2014, S. 315–330.
Maar, Michael: Proust, Wagner, Mann, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 127–134.
Mamoli Zorzi, Rosella: Staging deceit and death: Henry Jame's Venice, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 207–215.
Marx, Friedhelm: »Nach Venedig!«: morbide Stadtbilder in Thomas Manns »Der Tod in Venedig« (1912) und Arthur Schnitzlers »Casanovas Heimfahrt« (1918), in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 169–182.
Maye, Harun: Paradoxien der konservativen Revolution: das Dämonische der Kultur bei Thomas Mann und Oswald Spengler, in: Friedrich, Lars (Hrsg.): Das Dämonische: Schicksale einer Kategorie der Zweideutigkeit nach Goethe, Paderborn: Fink 2014, S. 291–310.
Meine, Sabine: Auf schwankendem Grund: Dekadenz und Tod im Venedig der Moderne, Paderborn: Fink 2014 (= Morphomata, Bd. 15), 275 S.
Meyers, Jeffrey: Thomas Mann's artist-heroes, Evanston, Ill.: Northwestern University Press 2014, 241 S.
Michels, Volker: »Spitzbübischer Spötter« und »Treuherzige Nachtigall«: zur Genese der Freundschaft von Hermann Hesse und Thomas Mann, Frankfurt: Edition Faust 2014, 40 S.
Miglino, Gianluca: Nietzsche nach dem Unpolitischen: zu Manns Nietzsche-Rezeption in der Essayistik der Jahre 1914–1933, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 131–161.
Moll, Björn: Erotik, Krankheit, Schreiben: Narrative der Cholera im »Tod in Venedig«, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 49–70.
Nies, Martin: Venedig als Fluchtpunkt eines neuen Lebens: Gefahr aus dem Morast – Thomas Manns »Der Tod in Venedig«, in: Nies, Martin: Venedig als Zeichen: literarische und mediale Bilder der »unwahrscheinlichsten der Städte« 1787–2013, Marburg: Schüren 2014 (= Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik, Bd. 5), S. 216–224.
Nowak, Christiane: Kleinstadt und Residenz – Thomas Mann: »Königliche Hoheit«, in: Nowak, Christiane: Menschen, Märkte, Möglichkeiten: der Topos Kleinstadt in deutschen Romanen zwischen 1900 und 1933, Bielefeld: Aisthesis 2013 (= Moderne Studien, Bd. 13), S. 196–213.
Oelkers, Ann-Cathrin: Vom »gesteigerte(n) Sich Ernstnehmen«: Thomas Mann und Thomas Glavinic, in: Standke, Jan (Hrsg.): Die Romane Thomas Glavinics: literaturwissenschaftliche und deutschdidaktische Perspektiven, Frankfurt/Main: Lang 2014 (= Beiträge zur Literatur- und Mediendidaktik, Bd. 25), S. 139–154.
Pfäfflin, Anna Marie: Verliebt – Berührt – Ergriffen: Thomas Mann blickt auf

die Hohe Menschlichkeit in der bildenden Kunst, in: Bastek, Thomas Mann und die bildende Kunst, S. 23–37.
Pörtner, Julia: »Wir sind unwahrscheinlicherweise im Begriffe, die Kolumbusfahrt ins Überwestliche zu erneuern.«: Thomas Manns »Meerfahrt mit Don Quijote«, in: Schwarz, Schiffbrüche und Idyllen, S. 183–190.
Rayman, Joshua: Dialectics of exile – Adorno, Mann, and the culture industry, in: Monatshefte für Deutschsprachige Literatur und Kultur, Jg. 106, H. 3, 2014, S. 402–425.
Reich-Ranicki, Marcel: Thomas Mann: Deutschlands Glück in Deutschlands Unglück, in: Reich-Ranicki, Marcel: Meine Geschichte der deutschen Literatur: vom Mittelalter bis zur Gegenwart, München: Deutsche Verlags-Anstalt 2014, S. 239–250.
Reidy, Julian: Es ist eben schon zu viel Gutes gemacht worden: zum Problem der Einflussangst in »Doktor Faustus«, in: The German quarterly, Jg. 87, H. 3, 2014, S. 333–350.
Reidy, Julian: »Das ganze Haus«: Wilhelm Riehls »Die Familie« (1855) und Thomas Manns »Buddenbrooks«, in: Monatshefte für deutschsprachige Literatur und Kultur, Jg. 106, H. 4, 2014, S. 583–617.
Reinhard, Nadja: Ästhetische Metaphysik: Heinrich von Kleists *»Über das Marionettentheater«* und Thomas Manns »Mario und der Zauberer«, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 135–153.
Riedel, Wolfgang: Mondgrammatik: mythische Denkformen bei Thomas Mann, in: Riedel, Wolfgang: Nach der Achsendrehung: literarische Anthropologie im 20. Jahrhundert, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014, S. 52–68.
Rohls, Jan: Thomas Manns »Doktor Faustus« und die Theologie, in: Zeitschrift für Theologie und Kirche, Jg. 110, H. 4, 2013, S. 439–474.
Rudtke, Tanja: Abendmahl, Opfermahl und Jüdische Küche: Thomas Mann: »Der Zauberberg«, Heinrich Heine: »Vitzliputzli, Disputation«, »Der Rabbi von Bacherach«, in: Rudtke, Kulinarische Lektüren, S. 127–150.
Rudtke, Tanja: Essen und bürgerliche Dekadenz: Thomas Mann: »Buddenbrooks«, »Der Zauberberg«, in: Rudtke, Kulinarische Lektüren, S. 105–126.
Rudtke, Tanja: Kulinarische Lektüren: vom Essen und Trinken in der Literatur, Bielefeld: Transcript 2014 (= Lettre), 279 S.
Rütten, Thomas: Thomas Mann und das Krankheitsstigma der Moderne: das Eisenbahnunglück von 1906 und »Das Eisenbahnunglück« von 1909, Düsseldorf: F. Böttger 2014 (= Schriftenreihe des Ortsvereins BonnKöln der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft e.V., Bd. 8), 41 S.
Rütten, Thomas: Von Grünwarenhändlerinnen und Schifferknechten: Neues zur Cholera in Thomas Manns »Der Tod in Venedig«, in: Meine, Auf schwankendem Grund, S. 71–112.

Sauer, Paul Ludwig: Was hinter der Frage nach dem Positiven steht: Diskurs über das menschliche Glücksverlangen: Schiller als Paradigma: Nietzsche und Thomas Mann, in: Sauer, Paul Ludwig: Spurensuche an Grenzen: literarische Streifzüge als anthropologischer Diskurs, Vechta: Geest 2014, S. 46–93.

Schomers, Walter Ludwig und Hansen, Sebastian: Thomas Mann [und] Frankreich: Begleitheft zur Ausstellung: Goethe-Museum, Schloss Jägerhof, Düsseldorf, 14. Februar bis 30. März 2014, Düsseldorf: Goethe-Museum Düsseldorf 2014, 13 S.

Schwarz, Hans-Günther (Hrsg.): Schiffbrüche und Idyllen: Mensch, Natur und die vergänglichste fließende Welt in Ost und West: das Symposium, München: Iudicium 2014 (= Schriftenreihe des Instituts für Deutsch als Fremdsprachenphilologie, Bd. 14), 274 S.

Selbmann, Rolf: »Ich brauche Namen«: Thomas Manns »Tonio Kröger«, in: Selbmann, Rolf: Nomen est omen: Literaturgeschichte im Zeichen des Namens, Würzburg: Königshausen & Neumann 2013, S. 219–232.

Sprecher, Thomas: Thomas Mann als Essayist, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 15–43.

Stachorski, Stephan: Thomas Mann, die deutsche Schuld und »Der Erwählte«, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 79–94.

Thomas Mann Jahrbuch 2014, hrsg. von Katrin Bedenig und Hans Wisskirchen, in Verbindung mit der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft Sitz Lübeck e.V., Frankfurt/Main: Klostermann 2014 (= Thomas Mann Jahrbuch, Bd. 27), 237 S.

Tietenberg, Anne Kristin: Muße und Müßiggang als Inszenierung des Dandys: Charles Baudelaire, Thomas Mann und Sebastian Horsley, in: Gemmel, Mirko (Hrsg.): Ökonomie des Glücks: Muße, Müßiggang und Faulheit in der Literatur, Berlin: Ripperger & Kremers 2014, S. 185–202.

Totzke, Ariane: Der Homunculus Oeconomicus bei der Arbeit: militärische Untauglichkeit und gedemütigter Männerstolz in Thomas Manns »Der Bajazzo«, in: Bartl, Andrea (Hrsg.): Der andere Blick der Literatur: Perspektiven auf die literarische Wahrnehmung der Wirklichkeit, Würzburg: Königshausen & Neumann 2014 (= Konnex, Bd. 11), S. 13–34.

Vaget, Hans Rudolf: »The best of worlds«: Thomas Mann in Princeton, in: Princeton University library chronicle, Jg. 75, H. 1, 2013, S. 9–37.

Vaget, Rudolf: »Greisen-Avantgardismus«: zur Thematik des Alterswerks bei Thomas Mann, in: Maurer Zenck, Claudia (Hrsg.): Igor Strawinskys und Ernst Kreneks Spätwerke, Schliengen: Edition Argus 2014 (= Ernst-Krenek-Studien, Bd. 5), S. 279–291.

Vaget, Hans Rudolf: Der Unerwünschte: Thomas Mann in Nachkriegsdeutschland, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 17–31.

Vollmer, Michael: Die Macht der Bilder: Thomas Mann und der Erste Weltkrieg, Berlin-Brandenburg: bebra wissenschaft 2014, 427 S.

Vos, Eva de: »Wahrscheinlich rheinischer Herkunft«: die Pietà Roettgen als Vorbild für Naphtas Pietà im Roman »Der Zauberberg«, Düsseldorf: Verlag F. Böttger 2014 (= Schriften des Ortsvereins BonnKöln der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft e.V., Bd. 9), 39 S.

Wenderholm, Iris und Thimann, Michael: »Außerordentlich Dürerisch liebt ihr's«: Thomas Manns Dürer-Bilder, in: Bastek, Thomas Mann und die bildende Kunst, S. 39–53.

Weyand, Björn: Herme(neu)tischer Zauber: Markenware als Leitmotive, Fetische und Archivalien wider Willen in Thomas Manns »Zeitroman« »Der Zauberberg« (1924), in: Weyand, Björn: Poetik der Marke: Konsumkultur und literarische Verfahren 1900–2000, Berlin: De Gruyter 2013 (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 136), S. 97–167.

Wimmer, Ruprecht: Die Essayistik der »Doktor Faustus«-Zeit, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 163–178.

Wisskirchen, Hans: Politische Lektüren: die Rezeption der Brüder Heinrich und Thomas Mann im geteilten Deutschland zwischen 1945 und 1955, in: Thomas Mann Jahrbuch 2014, S. 33–46.

Wisskirchen, Hans: Zweifelnde Liebe: zu Thomas Manns Wagner-Essayistik zwischen 1933 und 1939, in: Linder, Thomas Mann als Essayist, S. 99–114.

Zapperi, Roberto: Thomas Mann und Luigi Settembrini, in: Zeitschrift für Ideengeschichte, Jg. 8, H. 1, 2014, S. 59–72.

Mitteilungen der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft, Sitz Lübeck e.V., für 2015

Thomas-Mann-Tagung 2014, Lübeck: Thomas Manns »Joseph und seine Brüder«

Vom 19. bis zum 21. September 2014 fand die Herbsttagung der Deutschen Thomas-Mann-Gesellschaft zum Thema »Thomas Manns *Joseph und seine Brüder*« in Lübeck statt.

Vor siebzig Jahren schloss Thomas Mann sein umfangreichstes Romanwerk, die Tetralogie *Joseph und seine Brüder*, im kalifornischen Exil ab. Die *Joseph*-Romane sind sicherlich das ambitionierteste, aber zugleich immer noch ungelesenste Romanprojekt Thomas Manns. Dem überwältigenden erzählerischen Reichtum und der thematischen Vielfalt der Romane ist die Deutsche Thomas Mann-Gesellschaft im Rahmen der Tagung nachgegangen.

Nach der Begrüßung seitens des Präsidenten der Deutschen Thomas Mann-Gesellschaft, Prof. Dr. Hans Wißkirchen, haben die Herausgeber der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe der *Joseph*-Tetralogie, die 2016 erscheinen soll, die Ergebnisse ihrer Arbeit an den Bänden vorgestellt: Prof. Dieter Borchmeyer referierte zu dem Thema *»The Modern Divine Comedy« – Die Wirkung der »Joseph«-Romane in Europa und Amerika 1930–1950*, Prof. Jan Assmann sprach über *Joseph und Mose – Thomas Manns Umgang mit der Bibel und S. Fischer Verlage*. Im Anschluss fand eine Diskussion mit den Referenten sowie mit Stephan Stachorski und Roland Spahr statt, bevor die Kuratoren Dr. Anna Pfäfflin und Dr. Alexander Bastek Führungen durch die Sonderausstellung »Augen auf! Thomas Mann und die bildende Kunst« im Buddenbrookhaus und im Museum Behnhaus Drägerhaus anboten.

Am zweiten Tag wurde die Sektion mit dem Titel »Der ferne Orient? Theologie und Orientalismus« durch Dr. Franziska Stürmers Vortrag *Vom äffischen Ägyptenland* und Prof. Dr. Christoph Schwöbels Erläuterungen über *Die Theologien der »Joseph«-Romane und die Theologie Thomas Manns* eröffnet. Im Anschluss folgte die zweite Sektion zum Thema »Das Rätselwesen Mensch. Die Romanfiguren« mit den Referaten von Miriam Albracht über *Die Gefährdung der patriarchalen Ordnung. Keuschheit und Sexualität in Thomas Manns »Joseph und seine Brüder«* und von Prof. Dr. Fabian Lampart über *Figur und Wissen in Thomas Manns »Joseph und seine Brüder«*. Im Rahmen des Kreises der jungen Thomas Mann-Forscher stellten Barbara Eschenburg *(Einiges über Menschlichkeit. Die Entwicklung eines vieldeutigen Begriffs von Thomas Manns »Betrachtungen eines Unpolitischen« bis zu »Joseph und*

seine Brüder«), Sylvia Hundenborn *(Melancholia. Ideengeschichtliche Reflexionen über das Phänomen der Melancholie im Roman »Der Zauberberg« von Thomas Mann)* und Matthew Trumblo-Tual *(Dekadenz und Rede in den frühen Werken Thomas Manns)* ihre aktuellen Forschungen vor.

Am Nachmittag fanden literarische Spaziergänge, die Vorstandssitzung und die Mitgliederversammlung der Gesellschaft, eine Führung zum Umbauprojekt »Buddenbrookhaus 2018« mit Dr. Birte Lipinski sowie die Präsentation des Buches *Ströme von Kraft. Thomas Mann und Tolstoi* von Dr. Alexej Baskakov statt.

Die dritte Sektion zu den Werkbezügen »Der feierliche Ton. Erzählkulturen« eröffnete Dr. Matthias Löwe am Sonntag mit dem Vortrag *Hobbyforscher, Märchenonkel, Brunnentaucher. Josephs Erzähler und seine Rollen*. Es folgte der Beitrag von Dr. Katja Lintz *Subversivität als Prinzip modernen Erzählens in Thomas Manns »Joseph und seine Brüder«*.

Den Abschluss der Tagung bildete die Verleihung der Thomas Mann-Medaille an PD Dr. Dr. Thomas Sprecher.

Mitteilungen der Thomas Mann Gesellschaft Zürich 2015

Im Thomas-Mann-Jahr 2015 würdigte die Thomas Mann Gesellschaft Zürich den 140. Geburtstag und den 60. Todestag des Autors. Die Jahrestagung fand am 6. Juni exakt an Thomas Manns 140. Geburtstag statt und wurde im Literaturhaus Zürich durchgeführt. Unter dem Titel »Höhere Heiterkeit. Thomas Manns Roman *Der Erwählte*« stand die Tagung ganz im Zeichen eines Spätwerks, das in vielerlei Hinsicht Summen des Gesamtwerks zieht. Der nach wie vor weniger beachtete Altersroman mag als das humorvollste Werk Thomas Manns überhaupt gelten und wurde anlässlich der Zürcher Jahrestagung zwei neuen Fragestellungen zugeführt.

Die Literaturwissenschaftlerin Xenia Gośl̨icka eröffnete die Tagung mit dem Vortrag: *»Er ist's.« Zu einer Poetik der Auserwählung bei Thomas Mann*. Sie untersuchte darin das Thema der Auserwählung als Konstante in Thomas Manns Werk und bezog sie auf Fragen der Kunst.

Der Theologe Philipp Stoellger sprach sodann zum Thema: *Gott gegen Gott. Theologische Bemerkungen zur Narratheologie des »Erwählten«*. Sein Vortrag beschäftigte sich auf mehreren Ebenen mit Gegensatzpaaren, die die Erzählung in Gang bringen, und analysierte spezifisch theologische Aspekte der Narratologie.

Das anschließende interdisziplinäre Podiumsgespräch mit den Referenten moderierte kenntnisreich Manfred Papst, Ressortleiter Kultur der NZZ am Sonntag. Die Tagung wurde eröffnet und abgeschlossen durch zwei Kurzlesungen der Schauspielerin Dorothee Roth aus *Der Erwählte*.

Zur Feier von Thomas Manns 140. Geburtstag legte die Thomas Mann Gesellschaft Zürich sechs lange Zeit vergriffene frühe *Hefte der Thomas Mann Gesellschaft Zürich* neu auf: Es handelt sich um Briefeditionen, die exklusiv in den *Heften der Thomas Mann Gesellschaft Zürich* veröffentlicht wurden und an keiner anderen Stelle in ihrer Vollständigkeit greifbar sind.

In der Generalversammlung wurde der Vorstand wiedergewählt. Nach dem letztjährigen Rücktritt des verdienten Vorstandsmitglieds Arnaldo Benini wurde Roland Spahr neu in den Vorstand gewählt.

Als zusätzliche Veranstaltung nach Redaktionsschluss des letzten Jahrbuchs hatte die Thomas Mann Gesellschaft Zürich ihre Mitglieder in der zweiten Jahreshälfte 2014 zu einem Werkstattgespräch zur Entstehungsgeschichte der *Joseph*-Edition der Großen kommentierten Frankfurter Ausgabe eingeladen.

Roland Spahr, Lektor für Thomas Mann im S. Fischer Verlag, berichtete am 24. Oktober 2014 über das großangelegte aktuelle Editionsprojekt und erläuterte die besonderen Herausforderungen der gesamten Ausgabe am Beispiel der Tetralogie.

DIE MANNS

Ein neuer Blick auf das Leben einer Jahrhundertfamilie

Die Familie Mann ist längst Teil der jüngeren deutschen Geschichte geworden, sie repräsentiert den Glanz und die Turbulenzen des 20. Jahrhunderts. Tilmann Lahme hat erstmals unzählige neue Quellen ausgewertet. Thomas und Katia Mann mit ihren sechs Kindern – acht Menschen, acht Blickwinkel, ein neues Gesamtbild dieser faszinierenden Familie.

ca. 448 Seiten, gebunden, € (D) 24,99; Lieferbar ab 8. Oktober 2015

Foto: Archiv S. Fischer Verlag

S. FISCHER